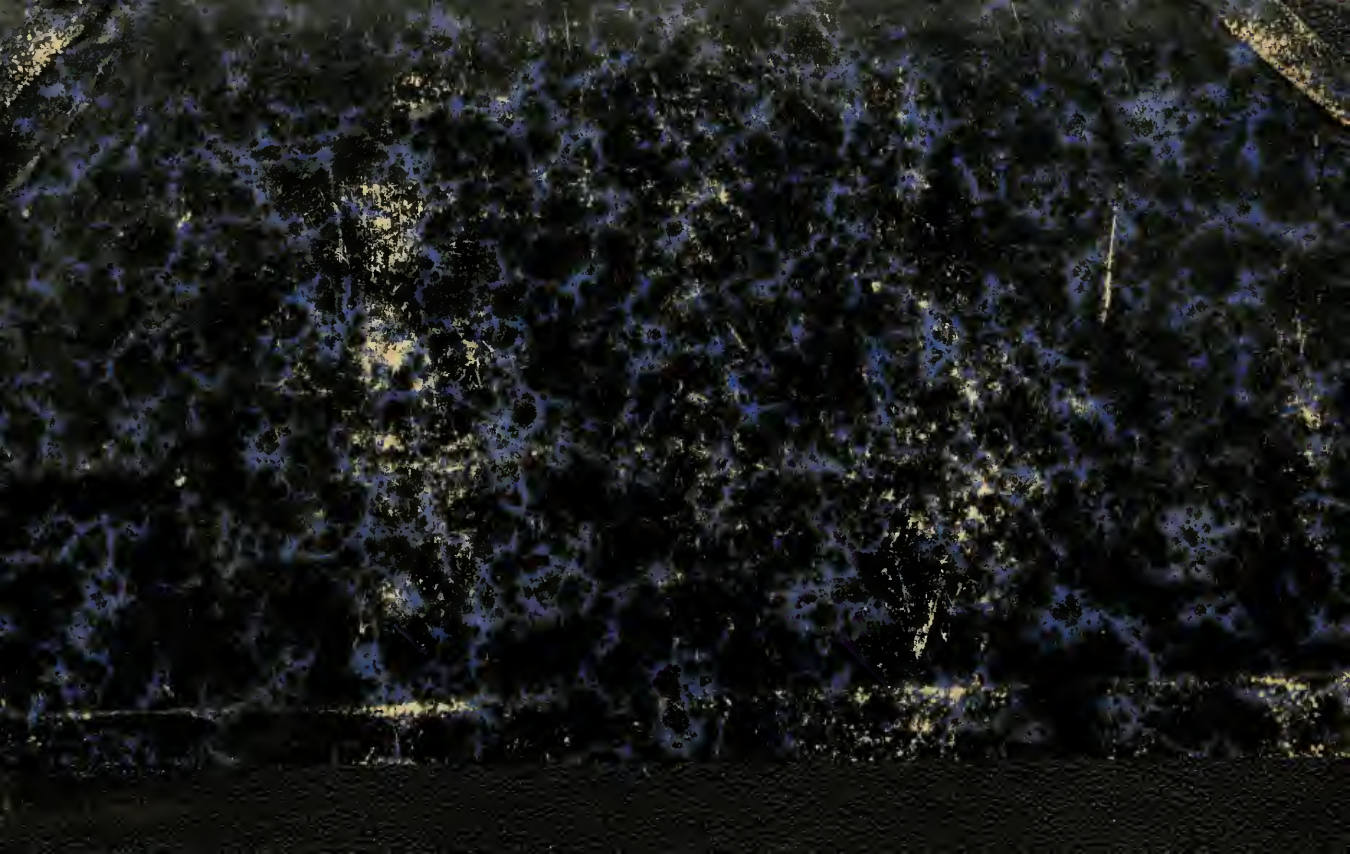


285/10P/70-
285/544/70-

32070

8a

Kaiser Franz II.

vom Antritte seiner Regierung

bis nach dem Frieden von Luneville

1792 – 1803.

Von

Karl Werner.

Zöglingsbibliothek
der kath. Lehrerseminare
XVIII. Michaelerstr. 10.
Zahl 5 C B

15.

Wien 1866.

Oesterreichische

Geschichte für das Volk.

XV.

Kaiser Franz

vom Antritte seiner Regierung bis nach dem Frieden von Luneville

1792—1803.

Von

Karl Werner.

Wien, 1866.

Im Commissions-Verlage von Prandel & Ewald.

Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Kaiser Franz

vom Antritte seiner Regierung

bis

nach dem Frieden von Luneville

1792—1803.

Von

Karl Werner,

k. k. Gymnasial-Professor in Iglau.

PENSIONATS-DIRECTION
des
Katholischen Privat-Lehrer-Seminares
in Wien-Währing, Michaelergasse 10-12

Wien, 1866.

Im Commissions-Verlage von Prandel & Ewald.

Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

D13
81
W45

I.

Vom Regierungsantritte des Kaisers Franz bis zum Verlust der österreichischen Niederlande.

1.

Regierungsantritt und Krönung.

Nicht leicht bestieg ein Herrscher unter schwierigeren Verhältnissen den Thron, als der erst vierundzwanzig Jahre zählende Prinz Franz, nachdem sein Vater Kaiser Leopold II. 1. März 1792 plötzlich gestorben war. Die Erbländer fühlten noch die Nachwehen jener Stürme, welche gegen die übereilten Reformen Kaiser Joseph's II. ausgebrochen waren und die Leopold mit klugem Sinn und milder Hand fast durchgängs zu beschwichtigen gewußt hatte.

Dagegen war im Westen Europas ein Gewitter im Entstehen begriffen, dessen Donnerschläge den alten Erdtheil grollend und murrend durchzitterten und das die Herzen und Gemüther mit banger Ahnung erfüllte. Ausgehend von der Bekämpfung wirklicher Uebel im Staate hatten die Volksvertreter Frankreichs allmälig mehr Befugnisse an sich zu reißen gesucht und ihre

Forderungen überstiegen nach und nach das Maß des Vernünftigen. „Freiheit und Gleichheit“ waren die Losungsworte, die leider bald gleichbedeutend werden sollten mit Gesetzlosigkeit und Verachtung alles Großen, Schönen und Edlen. Frankreich glich einem gährenden Vulcane, dessen Ausbruch zwar vor der Hand in engen Grenzen zu bleiben schien, der aber bald auch die benachbarten Gegenden mit seinen glühenden Lavaströmen zu überschwemmen drohte. Gegen diese Verwüstungen aufzutreten konnte eben sowohl als eine Aufgabe der Klugheit, wie als eine Forderung der Gerechtigkeit gelten, und das Geschick schien den jungen König Franz auserwählt zu haben, diese Aufgabe zu erfüllen.

Geboren am 12. Februar 1768 in Toscana, umgaben ihn von Jugend auf nur Bilder eines wohlregierten Volkes; das kleine Land erblühte unter der milden und verständigen Leitung Leopold's in so herrlicher Weise, daß es von dem ganzen übrigen Italien beneidet wurde. Die Erziehung des jungen Prinzen ward von dem Grafen Franz Colloredo geleitet und von den Grundsätzen des Kaisers Leopold getragen, der seine Kinder vor allem zu Menschen heranziehen wollte; denn Fürsten seien sie ohnehin schon. So wurde Franz sorgfältig in allen Wissenschaften unterrichtet, sein Geist und Gemüth wurden ausgebildet und er lernte die Menschen, die er einst beherrschen sollte, als Wesen kennen, von denen sich ein künftiger Gebieter nicht vornehm abschließen dürfe, sondern deren Leiden und Freuden, deren Befürchtungen und Hoffnungen er zu seinen eigenen machen müsse.

Vom Geschicke war aber der junge Prinz zu höheren Dingen bestimmt, als zum Herrscher über das kleine italienische Land. Kaiser Joseph hatte nämlich keine Leibeserben und es mußte bei seinem Tode die österreichische Monarchie an Leopold

und dessen Nachkommenschaft fallen: Grund genug für den alles vorsorgenden und unermüdlich thätigen Kaiser, schon von vornherein daran zu denken, seinen Neffen aus dem kleinen Anschauungskreise, den er in Toscana erhalten konnte, heraus zu reißen und ihm jenen Ueberblick zu gewähren, der für den einstigen Beherrscher der österreichischen Monarchie von Nothwendigkeit war.

Seit dem Jahre 1784 sehen wir demnach den damals sechzehnjährigen Prinzen an der Seite Kaiser Joseph's, der ihn in die Staatsgeschäfte einweihte, der ihn mitnahm in den Krieg gegen die Türken und der keine Gelegenheit versäumte, den Geist und das Herz seines Pfleglings zu bilden. An Joseph's Seite und unter dessen Aufsicht lernte Franz erkennen, daß die Zeit reformbedürftig sei und daß auch im österreichischen Staatencomplexe grundsätzliche Aenderungen zum Glücke der Völker vorgenommen werden müßten. Zugleich aber mochten ihn die Aufstände in Ungarn und den Niederlanden, der Mißmuth Böhmens und Mährens und die bedenkliche Stimmung der anderen Provinzen lehren, daß ein aufgedrungenes Glück kein Glück sei und daß auch die besten und edelsten Neuerungen, wenn sie Wunden schlugen statt heilten, bei den Völkern statt des Dankes nur Unwillen hervorbringen.

Er fühlte dies in der kurzen Zeit, als er nach Joseph's Tode bis zum Regierungsantritte Leopold's die Staatsgeschäfte mit Kaunitz leitete; er fühlte es, als er sah, wie sein Vater fast alle Lieblingsplane Joseph's wieder auflassen mußte, um den Völkern das, was sie ihr Glück nannten, zurückzugeben. Die Bewohner seines großen Staates gehörten verschiedenen Nationen an, ihr Bildungsgrad war ungleich, ihre Bedürfnisse mannigfach. Die Stammeseigenthümlichkeiten, die sich trotz des Bewußtseins inniger Zusammengehörigkeit lebhaft erhalten

hatten, durften nicht ungestraft verletzt und angegriffen werden; alte Rechte und Gewohnheiten konnten, auch wenn sie dem Geiste einer neuen Zeit nicht mehr entsprachen, denn doch nicht mit Einemmale ausgemerzt werden. Ein kluges Nach und Nach und eine Achtung vor dem Bestehenden mußten also in den Grundsätzen des Monarchen liegen.

Dabei mußte er aber auch die Herzen seiner Völker zu gewinnen trachten, und in dieser Hinsicht bewies sich Franz vollkommen auf seinem Platze. Die schlichte bürgerliche Erziehung, die er sowohl am Hofe seines Vaters als auch später durch Kaiser Joseph erhalten hatte, bewahrten ihn vor jenem Triebe zum Luxus und zur Verschwendung, welcher in Frankreich so unselige Folgen nach sich gezogen hatte. Tiefe Sittlichkeit und strenge Religiosität zeichneten den Monarchen aus und hielten ihn gleich fern von einer seichten Aufklärerei, wie sie in Paris Mode geworden war, und von einer unlauteren Frömmelei und Bigotterie. Auch als Hausvater und im Familienkreise mußten ihn seine Völker achten lernen.

Er erkannte, daß nichts die Liebe der Völker zum Throne leichter und besser hervorriefe und fester hielte, als das Vertrauen, welches der jeweilige Herrscher den Unterthanen von seiner Seite entgegenbringe. Deshalb setzte er nicht nur die schon von seinen Vorfahren angeordneten Audienztage, an denen sich jeder Bittende dem Throne nahen konnte, fort, sondern vermehrte dieselben sogar. Deshalb war eines seiner ersten, schon am 9. März erlassenen Gesetze das Verbot, geheime Denuntiationen anzunehmen, die unter Kaiser Leopold leider gang und gäbe geworden waren und die mit dem Principe der Gerechtigkeit im furchtbarsten Widerspruche standen. Auch hatte er zugesagt, daß er in dem mit Frankreich bevorstehenden Kriege seine Unterthanen mit außerordentlichen Lasten verschonen würde — Dinge, welche

ihm die Herzen der Völker entgegenbrachten. Dies bewiesen auch dieselben bei der Huldigung, die ihm am 25. April zu Wien mit Jubel und Enthusiasmus geleistet wurde. Aber auch er zeigte dabei seinen schlichten und wohlwollenden Sinn, indem er die bei einer solch feierlichen Gelegenheit üblichen verschwenderischen Feste abbestellen und das dafür ausgesetzte Geld den Armen zuwenden ließ.

Am 8. Juni erhielt er die Krone des heil. Stephan zu Ofen, nachdem er schon früher feierlich erklärt hatte, die Constitution treu halten zu wollen, und zwei Tage später wurde auch seine Gemalin Maria Theresia, eine Tochter des Königs Ferdinand von Neapel, als Königin von Ungarn gekrönt. Am 11. desselben Monats wurde ihm als Grafen v. Hennegau zu Mons und zu Namur gehuldigt. In Prag ließ er erst bei seiner Rückkunft von der deutschen Kaiserwahl sich am 9. August mit den böhmischen Reichs-Insignien krönen. Die Würden aller seiner Vorgänger in seiner Person vereinigend, hielt er am 19. August seinen feierlichen Einzug in Wien. Auch bei dieser Gelegenheit verbat er sich jedes unnütze Geldausgeben und ließ die Summen, die sonst vom Großhändler-Gremium und von der Stadt für Errichtung von Triumphpforten bestimmt waren, zur Niederreißung der häßlichen, an dem Stephansdome angebauten Marktbuden verwenden. Ein paar Tage darauf wurde dem Kaiser ein Kupferstich überreicht, auf dem der neu hergestellte Platz dargestellt war und welcher die Aufschrift trug: „Dem Andenken Franz II., neugekrönten römischen Kaisers, der durch Erweiterung und Verschönerung dieses Platzes die Zierde seiner Hauptstadt, die Bequemlichkeit seiner Bürger Ehrenbogen vorzog, gewidmet".

2.

Allianz zwischen Oesterreich und Preußen.

Als Franz die Zügel der Regierung ergriff, begann am Hofe zu Wien jene Partei, die sich dem Kriege zuneigte, die Oberhand zu gewinnen. Der junge Herrscher, obgleich er nicht nach dem Ruhme des Feldherrn geizte, da ihm, wie er wohl wußte, kriegerische Talente versagt waren, scheute doch einen Kampf, den er für nothwendig hielt, nicht so sehr wie sein Vater und hielt es für seine Pflicht, den Ausschweifungen der Demokratie, wie sie sich in Frankreich immer mehr ausbreitete, entschieden entgegen zu treten. Man hatte an der Seine den Hauptgrundsatz, auf den bisher sämmtliche Staaten gebaut waren, umgestürzt; von unten auf sollte das Reformwerk beginnen, das man bis zu diesen Tagen höchstens von den Thronen aus erwartet hatte und je mehr der jugendliche Monarch ein Zögling Kaiser Joseph's gewesen war, desto mehr mußte er sich mit Abscheu von den neuen Lehren abwenden, welche alles Gewohnte aufzulösen drohten. Dabei wollte er übrigens nicht etwa den Absolutismus in Frankreich wieder herstellen, sondern er wünschte blos solche Bürgschaften, daß die übrigen Staaten nicht durch Galliens drohende Stellung beunruhigt und das Gleichgewicht Europas nicht gestört würde, das durch die dem Papste zugefügte Wegnahme Avignons und durch die willkürlichen Besitzstörungen der deutschen Fürsten am linken Rheinufer ernstlich in Frage gestellt war.

Diese Gesichtspuncte waren in der Note enthalten, welche der geheime Hof- und Staats-Vicekanzler Graf v. Cobenzl am 4. April 1792 nach Paris sandte, um das barsch geforderte Ultimatum des französischen Ministers Dumouriez zu beant-

worten. Die herrschende Partei in Frankreich wollte Kampf um jeden Preis und Ludwig XVI. durfte schon längst nicht mehr frei handeln oder mochte vielleicht insgeheim auf einen Krieg gegen Frankreich seine eigene Rettung bauen. Deshalb sprach er in der Sitzung vom 20. April 1792 die Kriegserklärung gegen „Franz, den König von Böhmen und Ungarn“ aus und beschwor damit jenen gewaltigen Streit herauf, der länger als ein Vierteljahrhundert ganz Europa erschüttern sollte.

In Preußen war man damals vielleicht noch feuriger für den Kampf gestimmt, als in Oesterreich. Zwar war man in beiden Ländern noch wenig gerüstet; allein man konnte den ersten Feindseligkeiten mit Beruhigung entgegen sehen, da man wußte, wie tüchtig die zur Vertheidigung aufgestellten Truppen seien und da man auf die französischen Nationalstreiter nur mit Verachtung herabsah. Denn nach dem Ausspruche der Emigranten, denen man zu sehr traute, kämpften nur neugeworbene Leute ohne Kriegserfahrung in den Reihen der Franzosen, die noch überdies durch ihren Freiheitsschwindel jedem militärischen Gehorsam Hohn sprachen. In der That schien es beim ersten Zusammentreffen der Oesterreicher und Franzosen, als ob die Emigranten Recht behalten sollten.

Dumouriez hatte seiner Kriegserklärung rasch die That folgen lassen, indem er durch Ueberrumpelung Sieger zu sein hoffte. Längst standen an den Grenzen Truppen bereit, um in den Niederlanden einzufallen, deren Bewohner man mit Oesterreichs Regierung unzufrieden wähnte und von denen man glaubte, daß sie ihre „Befreier“ mit offenen Armen aufnehmen würden. Schon am 29. April, als kaum noch der Courier mit der Kriegserklärung in Wien angelangt war, fielen die Franzosen in die österreichischen Niederlande ein. Rochambeau, der das Nordheer befehligte, ließ an diesem Tage zwei Abtheilungen vorrücken:

die Eine unter Anführung des General Biron sollte, etwa 12.000 Mann stark, von Valenciennes nach Mons, die zweite unter General Dillon in einer Stärke von 3000 Mann gegen Tournay dringen, indeß Lafayette, der in Metz stand, über Givet nach Namur gehen und sich von da entweder nach Brüssel oder nach Lüttich wenden sollte.

Biron rückte in der That auf Mons los und wurde bei Jemappes der ersten Oesterreicher ansichtig, die etwa 3000 Mann stark waren. Kaum sahen die Franzosen den Feind, den sie, viermal stärker, vernichten konnten, als die Cavallerie plötzlich die Flucht ergriff, die Infanterie mit sich riß und den Oesterreichern die gesammten Kriegsvorräthe in den Händen ließ. Noch feiger hatten sich die Truppen Dillon's benommen, die gleichfalls vor dem österreichischen Militär Reißaus nahmen und erst in Lille wieder zum Stehen gebracht werden konnten, wo sie ihren Führer unter dem Vorwande, er habe sie verrathen, ermordeten. Nun unterließ auch Lafayette, der am 30. April vorrücken sollte, seinen Zug.

Kann es uns nach solchen Vorgängen Wunder nehmen, daß man in Preußen, das seine Kriegserklärung am 26. Juni nach Paris gesendet hatte, sich der Hoffnung hingab, bald mit den Insurgenten in Frankreich fertig zu werden; daß der Generalmajor Bischofswerder sich zu der leichtsinnigen Aeußerung an seine Officiere hinreißen ließ: „Kaufen Sie nicht zu viele Pferde, meine Herren, die Komödie wird bald aus sein", und daß selbst der Herzog von Braunschweig von einer Expedition nach Frankreich nur wie von einem „militärischen Spaziergange" sprach?!

Letzterer war dazu ausersehen worden, den Oberbefehl über die verbündeten preußischen und österreichischen Truppen zu führen. In der That schien auch keine Persönlichkeit geeigneter

zu einem solchen Posten, als eben Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. An seinen Namen knüpfte sich der Ruhm großer Siege im siebenjährigen Kriege und es schien sich in ihm, der aus der Schule des Königs Friedrich II. stammte, die sprichwörtlich gewordene Unüberwindlichkeit der preußischen Armee wie in einem Brennpunct zu vereinen. Wer freilich tiefer blickte, dem konnten so manche Bedenklichkeiten in der Wahl dieses Mannes nicht entgehen. Ein Gegner der preußisch-österreichischen Allianz, ein Feind der großsprecherischen Emigranten, war er einmal gar nicht mit ganzem Herzen bei der Sache, die er vertheidigte; dann war er gewohnt, seine eigene Ueberzeugung der des Königs aufzuopfern, wodurch seine ganze Stellung etwas schwankendes und unsicheres erhielt, und endlich war er noch in der alten Kriegsschule aufgewachsen und konnte kaum dem neuen rührigen Geiste, der in Frankreich erwacht war, Stand halten. Ueberdies verzögerte sich der Angriff, da die Zurüstungen der Alliirten noch nicht beendet waren; auch sollte das deutsche Reich zur Mitwirkung aufgefordert und endlich der Kriegsplan festgesetzt werden. Durch alle diese Dinge wurde der günstige Augenblick des Handelns versäumt und den Franzosen Zeit gelassen, sich von ihrem ersten Schrecken zu erholen.

Was das deutsche Reich anbelangt, so waren in diesen Tagen der Zurüstung die Bevollmächtigten der Kurfürsten zu Frankfurt am Main zusammengetreten, um die Wahl des deutschen Kaisers zu veranlassen. Diese Wahl, die fast blos Ceremonie war, fiel auf den König von Böhmen und Ungarn, als römisch-deutschen Kaiser Franz II. (5. Juli), und die Krönung fand am 14. desselben Monats ohne großen Aufwand statt. Wenige Tage später traten Kaiser Franz, König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, viele fürstliche, gräfliche und

adelige Personen zu einem Congreß in Mainz zusammen. Hier wurden mitten unter den sich drängenden Festlichkeiten, in denen sich zum letzten Male die Herrlichkeit des Reichs zeigte, Berathungen gepflogen und der bereits früher vereinbarte Kriegsplan völlig ins Reine gebracht. Er bestand im Wesentlichen darin, daß die das Hauptheer bildenden Preußen längs der Mosel nach Verdun und von da über Chalons nach Paris ziehen sollten, während zwei österreichische Corps am Ober- und Mittelrhein die französischen Grenzen zu bedrohen bestimmt wurden. Drei andere österreichische Corps sollten theils die rechte Flanke des Hauptheeres bilden, theils von den Niederlanden aus Einfälle in den Norden von Frankreich machen.

Das deutsche Reich konnte zu keiner Thätigkeit vermocht werden, und wenn auch der eine oder andere der Reichsfürsten Zuzug versprach, so war doch an ein einträchtiges Handeln nicht zu denken. Nur Hessen-Cassel schickte einige tausend Mann, die, so wie die Emigranten, beim Hauptheere ihre Verwendung finden sollten.

3.

Feldzug in der Champagne.

So standen die Dinge, als der Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen Herzog Ferdinand von Braunschweig ein aus seinem Hauptquartier zu Coblenz vom 25. Juli 1792 datirtes Manifest erließ, das von einem Emigranten entworfen war. Es enthielt die Aufforderung an die Franzosen, zum Gehorsam unter ihren König zurückzukehren und bedrohte mit schweren Strafen Alle, die sich widersetzen würden. Die Obrigkeiten wurden für alle Unordnungen, denen sie nicht steuerten, persön-

lich verantwortlich gemacht; Paris mußte insbesondere für die Sicherheit des Königs und dessen Familie haften, indem die geringste Mißhandlung an den erhabenen Personen durch eine exemplarische Züchtigung und durch den Untergang der ganzen Stadt gerächt werden sollte.

Dies Manifest hatte der Herzog, der damit nicht einverstanden war, nur unwillig unterzeichnet; auch war die Wirkung, die es in Frankreich hervorbrachte, dem beabsichtigten Erfolge vollkommen entgegengesetzt. Nun wurde der Geist des Umsturzes völlig entfesselt, und da überdies auf die Drohung der Verbündeten nicht augenblicklich die That folgte, so wurde von den wüthenden Jacobinern jener schreckensvolle 10. August in Scene gesetzt, wo die Tuilerien gestürmt, die königliche Familie gefangen gesetzt, das Königthum selbst aufgehoben und die Einberufung eines Nationalconvents angeordnet wurde.

Inzwischen hatte sich der Herzog von Braunschweig von Coblenz aus in Bewegung gesetzt, nachdem der preußische König und Kronprinz beim Heere angelangt waren; sein Vorrücken aber war so langsam, daß er zwanzig Tage brauchte, um zur französischen Grenze zu kommen. Die alte Art und Weise der Armeeverpflegung durch Magazine, dann ein großer Troß hinderte jede rasche Bewegung der Truppen. Erst am 19. August überschritt Ferdinand von Braunschweig zwischen Thionville und Longwy die Grenze, um letztere Festung im Vereine mit dem österreichischen General Clerfayt, welcher mit seinem Corps von Namur herabrücken sollte, anzugreifen.

Dieses lange Zögern war Schuld, daß sich der Zustand der französischen Armee bedeutend gebessert hatte. Wäre man unmittelbar nach dem 10. August auf französischem Boden angekommen, so hätte man die zum Theile auf Seite der Republik, zum Theile auf jener der constitutionellen Monarchie stehenden

Generale und ihre Truppen in Zank und Hader gefunden. Namentlich war es Lafayette, welcher, mit dem Treiben der wüsten Demokraten längst unzufrieden, sein Armeecorps nach Paris führen wollte, um den Thron Ludwig's XVI. wieder herzustellen. Allein den Jacobinern, die ihn überwachten, gelang es, die Soldaten zu Gunsten der Republik umzustimmen und so kam es, daß Lafayette mit einigen seiner treuen Anhänger zur Flucht genöthigt wurde, die er am 20. August bewerkstelligte. In Lüttich schon wurde er aufgefangen und nach Olmütz in den Kerker abgeführt, da ihn die Emigranten als äußerst gefährlich bezeichnet hatten.

Aber auch jetzt hätte für die Verbündeten noch viel gewonnen werden können, wenn man rasch vorgerückt wäre, woran freilich die durch Regengüsse bodenlos gemachten Wege großentheils hinderten. Erst am 20. August befanden sich die Preußen vor Longwy, und da der österreichische General Clerfayt mit 15.000 Mann schon am 16. August vor Arlon angelangt war, so vereinigten sich jetzt die Truppen der beiden deutschen Großmächte vor einer Festung, welche, ziemlich gut mit Mannschaft und Kriegsvorräthen versehen, längeren Widerstand befürchten ließ. Allein schon nach zweitägiger Beschießung ergab sich Longwy. Da inzwischen das österreichische Hilfscorps unter Fürst Hohenlohe, das den linken Flügel der Hauptarmee zu decken hatte, nach einigen glücklichen Scharmützeln vor Thionville lagerte, um diesen festen Punct einzunehmen, so war die Verbindung nach allen Seiten hergestellt, worauf der Herzog von Braunschweig besondere Rücksicht nahm. Nun ging es, freilich abermals sehr langsam, weiter gegen Verdun, welche Festung die Alliirten schon am 2. September durch Capitulation in ihre Gewalt bekamen. Schien nun einerseits die schnelle Einnahme dieser beiden Plätze die Meinung der Emigranten zu rechtferti-

gen, daß man mit der französischen Armee leicht fertig werden könne, so war man andererseits bitter enttäuscht über die Stimmung der Bewohner des feindlichen Landes und begann einzusehen, daß man es nicht mit einer bloßen irregeleiteten Partei, sondern mit einer ganzen Nation zu thun habe.

Deshalb war der Herzog von Braunschweig der Meinung, an der Maas stehen zu bleiben und die schlimme Jahreszeit, die sich jetzt in immerwährenden Regengüssen ankündete, abzuwarten, während der König und die Emigranten zum Vorwärtsschreiten drängten. Es war dies ein unseliger Zwiespalt, dessen schon Göthe erwähnt, der im Gefolge des Herzogs von Weimar den Feldzug mitmachte und der mitten in allen Strapazen Muße genug fand, seine Farbenlehre auszuarbeiten. Er schildert diesen Zwiespalt mit folgenden Worten: „Nun sahen wir über Hügel und Thal des Königs Majestät sich eilig zu Pferde bewegend, wie den Kern eines Kometen von einem langen schweifartigen Gefolge begleitet. Kaum war jedoch dieses Phänomen mit Blitzesschnelle vor uns vorbei geschwunden, als ein zweites von einer andern Seite den Hügel krönte oder das Thal erfüllte. Es war der Herzog von Braunschweig, der Elemente gleicher Art an und nach sich zog. Wir nun — obgleich mehr zum Beobachten als zum Beurtheilen geneigt — konnten doch der Betrachtung nicht ausweichen, welche von beiden Gewalten denn doch die obere sei, welche wohl im zweifelhaften Falle zu entscheiden habe? Unbeantwortete Fragen, die uns nur Zweifel und Bedenklichkeiten zurückließen". Diese Zweifel und Bedenklichkeiten theilten viele der Einsichtsvolleren im Heere, während die durch das schlechte Wetter erzeugten Krankheiten den gemeinen Mann entmuthigten. Der Herzog selbst gab endlich den Wünschen des Königs nach und ging vorwärts; da er jedoch nur mit halber Seele bei diesem Unternehmen war,

so wurde jeder rasche Entschluß durch die zögernde Ausführung gelähmt.

Es handelte sich nun darum, den Argonnerwald, der zwischen Verdun und Menehould den Weg verlegte, zu nehmen, um in die Ebene von Chalons hinabzusteigen. Dieser Wald ist ein weit ausgedehntes Gehölze mit mäßigen Höhen und engen Thaleinschnitten, dessen lehmiger und feuchter Boden schwer zugänglich ist, bei Regengüssen aber in einen undurchdringlichen Morast sich verwandelt. Dumouriez benutzte die Langsamkeit des Herzogs von Braunschweig, um sich früher als dieser der Pässe zu bemächtigen und das Corps Kellermann's, das bei Metz stand, rasch an sich zu ziehen. Noch hätte dies übrigens den Alliirten nicht geschadet; denn durch die Tapferkeit des österreichischen Generals Clerfayt wurde Dumouriez gezwungen, den Paß von Grandpré zu verlassen, und von der Benützung dieses Sieges hing das Schicksal des ganzen Krieges ab. Allein der Herzog von Braunschweig war zu keinem raschen Vordringen zu bewegen und so sammelte Dumouriez seine entmuthigten Truppen wieder und nahm neuerdings Stellung.

Am Morgen des 20. September schien es endlich zu einer Entscheidung zu kommen. Kellermann, der sich bei Valmy aufgestellt hatte, eröffnete auf den Vortrab der Preußen ein lebhaftes Geschützfeuer, das von den letzteren erwiedert wurde. Da nun zufällig ein paar französische Pulverkarren in die Luft flogen, entstand eine solche Verwirrung bei den Feinden, daß sie bei einem ernstlichen Angriffe verloren gewesen wären. Hiezu konnte sich aber der Herzog nicht entschließen. Er wollte eine Schlacht vermeiden und die Franzosen durch eine Kanonade zum Rückzug zwingen, auf dem er sie dann zu verfolgen gedachte. Allein die Franzosen, die sich von ihrem Schrecken bald erholt hatten, hielten Stand, und als Abends die furchtbare gegenseitige

Kanonade aufhörte, hatten die republicanischen Truppen mindestens den Ruhm, nicht geschlagen worden zu sein, was ihren Muth und ihr Selbstvertrauen nicht wenig erhöhte.

Das preußische Heer, niedergeschlagen über die Schmach, keinen Vortheil über die verachteten Schaaren der Revolution errungen zu haben, kehrte ins Lager zurück und es begannen nun diplomatische Verhandlungen mit Dumouriez, welcher alle möglichen Mittel anwendete, um die Oesterreicher und Preußen gegen einander mißtrauisch zu machen und eine Allianz zu lösen, die der französischen Republik gefährlich sein mußte. Es ward von Seite Preußens ein Waffenstillstand vorgeschlagen, der von Seite der Franzosen begierig angenommen ward, da sie ihn nothwendiger brauchten als die Preußen. Dem Waffenstillstande folgte schon am 30. September der Rückzug der Preußen, wodurch die Stellungen der Oesterreicher und ganz Belgien dem Feinde Preis gegeben wurde. Uebrigens war auch für die Preußen dieser Rückzug nicht ohne Gefahr und Verlust; denn die unaufhörlichen Regengüsse, die Tag und Nacht vom Himmel herabströmten, machten den lehmigen röthlichen Boden vollends ungangbar. Kanonen und Wagen blieben im grundlosen Schlamme stecken und hemmten die Passage; es wurde dadurch die Zufuhr von Lebensmitteln furchtbar schwierig, die Armee begann am Nöthigsten Mangel zu leiden; die Strapazen waren entsetzlich; ruhrartige Krankheiten wütheten in der schrecklichsten Weise, so daß sich bald das Band der Ordnung und Disciplin löste, auf welche das Heer Friedrich's II. von jeher so stolz gewesen war.

Hätten jetzt die Franzosen einen kräftigen Angriff auf die zurückziehenden Preußen unternommen, so wären diese vollkommen verloren gewesen. Wunderbarer Weise geschah dies nicht und die Stimmen derjenigen, welche von geheimen Ein-

verständnissen zwischen Preußen und Franzosen sprachen, wurden immer lauter, die Mißstimmung zwischen den Verbündeten immer deutlicher und an die Stelle ehemaliger gemeinsamer Siegeshoffnung war das bittere Gefühl erlittener Schmach und gegenseitigen Mißtrauens getreten, wenn auch vor der Hand der Riß, der zwischen den Oesterreichern und Preußen klaffte, auf künstliche Weise noch für eine Zeit verdeckt bleiben mochte.

So endete der mit so vielem Pomp in Scene gesetzte Zug in die Champagne mit der Preisgebung des eroberten Landes und der Rückgabe von Longwy und Verdun am 23. October kläglich.

4.

Schlacht bei Jemappes.

Für Oesterreich galt es nach diesem mißlungenen Angriffskrieg der Preußen, bei dem unsere Truppen nur eine unterstützende Rolle gespielt hatten, nunmehr umfassende Maßregeln zur Deckung der Niederlande zu treffen, da man wußte, daß der eigentliche Lieblingsplan des Dumouriez gegen dieses Land gerichtet war. Clerfayt, dessen Heldenthaten nicht von dem Erfolg gekrönt worden waren, den sie hätten haben müssen, wenn der Oberbefehlshaber dessen Anstrengungen benutzt hätte, ward angewiesen, zur Unterstützung des in den Niederlanden stehenden Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen nordwärts zu ziehen.

Auch auf den Herzog Albrecht wirkte der Rückzug der Preußen in schlimmer Weise ein. Er war den erhaltenen Befehlen gemäß nach Lille vorgedrungen und hatte dessen Belagerung begonnen; aber der ganze Erfolg, den er errang,

bestand darin, daß er durch seine Kanonade ein paar hundert Häuser in Brand steckte. Schon am 8. October mußte er die Belagerung wieder aufheben und sich nach Mons zurückziehen, da die französischen Truppen aus der Champagne jetzt gegen Lille vordrangen.

Inzwischen hatte auch am Oberrhein der Kampf begonnen. Dort standen zur Vertheidigung der Rheingrenze fast nur Reichstruppen, deren Zusammensetzung und Ausrüstung keine sicheren Bürgschaften des Sieges bieten konnte, was den ihnen gegenüberstehenden französischen General Custine bewog, hier einen Angriff zu versuchen. Er brach deshalb in den letzten Tagen des September mit seinen 18.000 Mann von Landau auf, besetzte mit staunenswerther Raschheit Speier und Worms und zog gerade auf Mainz los, das, obgleich die wichtigste Festung des Reiches, eben so schlecht befestigt als vertheidigt war. Der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der mit seinen gut einexercirten Soldaten noch allein das drohende Unheil hätte aufhalten können, zog sich unter dem Vorwande, daß noch kein Reichskrieg erklärt worden sei, nach Gießen zurück. In Mainz ergriff beim Anmarsche der Franzosen sowohl der Kurfürst, als auch sein Domcapitel und der ganze Adel die Flucht. Die Vertheidigung wurde dem schwachen General Gymnich überlassen, der dieses Bollwerk Deutschlands zur großen Verwunderung der Franzosen und zum Entsetzen von ganz Europa schon am 21. October an Custine übergab. Wäre nun dieser, statt einen Plünderungszug nach dem reichen Frankfurt a. M. zu unternehmen, rheinabwärts marschirt und hätten die übrigen französischen Armeen dem umfassenden Plane des Dumouriez zufolge im Vereine mit Custine gegen die österreichischen Niederlande losgeschlagen, so wäre es wahrscheinlich schon damals mit Oesterreichs Herrschaft in Belgien zu Ende gewesen. Allein

Custine war nicht der Mann für eine solche wohl durchdachte Unternehmung; er zog es vor, wohlfeile Lorbeern zu pflücken und Dumouriez seine eigenen Wege wandeln zu lassen.

Dieser hatte nach manchen Schwierigkeiten endlich in Paris durchgesetzt, die Niederlande angreifen zu dürfen, und schmeichelte sich um so mehr mit der Hoffnung des Sieges, da er den Oesterreichern in Bezug auf die Anzahl der Truppen unendlich überlegen war. Obgleich sein Heer noch nicht völlig ausgerüstet war, begann er doch schon am 25. October von Valenciennes aus mit 40.000 Mann seine Unternehmungen gegen Herzog Albrecht. Zwei Hilfscorps, eines 18.000, das andere 12.000 Mann stark, sollten an seinem rechten Flügel wirken und die Vereinigung Clerfayt's mit Herzog Albrecht hindern, während sein linker Flügel mit 10.000 Mann von Lille aus der Küste sich bemächtigen, Antwerpen nehmen und längs der holländischen Grenze marschiren sollte, um so ganz Belgien einzuschließen.

So griffen die Franzosen mit einer Macht von mehr als 80.000 Mann Belgien an und führten eine ungeheuere Artillerie, bei der sich mehr als 300 Feuerschlünde befanden, und gewaltige Kriegsvorräthe mit sich, indeß die Oesterreicher, nachdem Clerfayt trotz der feindlichen Armeen seine Verbindung mit dem Herzoge von Sachsen-Teschen bewerkstelligt hatte, kaum viel mehr als 14.000 Mann zählten.

Am 3. November 1792 lagerten die beiden Heere einander gegenüber. Die Oesterreicher hatten auf den Höhen von Mons, auf denen kreisförmig die drei Dörfer Jemappes, Cuesmes und Barthaimont liegen, eine feste Stellung genommen, um ihre Vertheidigung gegen den mit fast sechsfacher Uebermacht vorrückenden Feind leichter bewerkstelligen zu

können. Während Clerfayt die ersten beiden Dörfer besetzt hielt, lagerte Beaulieu oberhalb des dritten; beide hatten ihre, von Natur durch steile Abhänge und kleine Wälder gesicherte Stellung noch durch vierzehn Schanzen und eine ansehnliche in Terrassen gereihte Artillerie geschützt. Innerhalb dieser Stellung waren die Truppen derartig vertheilt, daß die Tyroler Jäger in den Wäldern und am Fuße der Höhen sich hielten, indeß die Cavallerie in den Einsattlungen der Hügel, besonders aber in der Lichtung zwischen Jemappes und Cuesmes aufgestellt war, um die französischen Colonnen, wenn sie etwa durch das Feuer der Artillerie in Verwirrung gebracht wären, angreifen und vernichten zu können.

Dumouriez seinerseits stellte seine Truppen parallel den österreichischen Positionen im Halbkreis auf. In seinem Centrum befehligte der Herzog von Chartres, am linken Flügel Ferrand, am rechten Beurnonville. Den General d'Harville hatte Dumouriez mit einer Heeresabtheilung abgesendet, um Beaulieu's Stellungen zu umgehen, die hinter Mons befindlichen Höhen zu nehmen und den Oesterreichern den einzigen Rückzug zu verlegen. Die Reiterei war in den einzelnen Aufstellungen vertheilt, die Reserve lehnte sich an ein kleines Bächlein und die Artillerie war derartig placirt, daß sie die österreichischen Verschanzungen von der Seite bestrich.

Ein nächtlicher Angriff auf die Franzosen, den Beaulieu beabsichtigt hatte, war nicht zu Stande gekommen; dagegen tönten vom frühen Morgen des 6. November ab von beiden Seiten die Kanonen und eröffneten aufeinander ein mörderisches Feuer. Nun sollte dem Plane des Dumouriez zufolge Ferrand im ungestümen Angriffe sich dem Dorfe Jemappes von der Seite nähern, Beurnonville auf der linken Flanke der Oesterreicher Cuesmes wegnehmen, während das Centrum Jemappes

von vorn anzugreifen bestimmt war. Allein weder Ferrand noch Beurnonville vermochten den ihnen gewordenen Auftrag auszuführen, da sich die Oesterreicher mit einem Heldenmuthe wehrten, der selbst die kühnsten Angriffe vereitelte. Die feindliche Uebermacht jedoch war allzugroß. Es gelang endlich den Franzosen Jemappes zu umgehen und die Oesterreicher mit gefälltem Bajonnete in der Flanke anzugreifen, indeß Dumouriez das Centrum in der Mitte vorrücken ließ. Als aber nun das französische Fußvolk von der plötzlich hervorbrechenden österreichischen Reiterei mit Heftigkeit angegriffen und zurückgetrieben wurde, geriethen die Reihen der Feinde vollständig in Verwirrung und es bedurfte der ganzen Anstrengung der Generäle, um die Ordnung wieder herzustellen. Nach vieler Mühe gelang dies endlich und hiemit war das Schicksal des Tages zu Gunsten der Franzosen entschieden. Diese drangen abermals vor und jetzt von zwei Seiten mit ungeheurer Uebermacht bei Jemappes angegriffen, vertheidigte sich Clerfayt mit einer, selbst vom Feinde bewunderten Seelengröße. Da inzwischen durch die Verstärkungen, die Beurnonville an sich gezogen hatte, auch Beaulieu aus Cuesmes hinausgedrängt war, mußte auch dieser weichen und dem Dumouriez den theuer erkauften Sieg überlassen.

Ungehindert vom Feinde vollendete die österreichische Armee in vollkommen geordneter Weise ihren Rückzug auf der Straße nach Brüssel; weder Kanonen noch Bagage fielen dem Feinde in die Hände. Der Verlust der Oesterreicher an Todten, Verwundeten und Gefangenen betrug gegen 5000 Mann, indeß den Franzosen der Sieg viel mehr gekostet hatte.

Schlimmer als die Niederlage selbst, die bei dem Mißverhältniß der Truppenzahl wohl nicht unnatürlich schien, war,

daß dadurch ganz Belgien dem Feinde offen stand. Als jetzt Clerfayt den Oberbefehl übernahm, erkannte er, daß hier nichts besseres mehr zu machen sei, als die Armee in Sicherheit zu bringen, um sie für bessere Tage aufzusparen. Er zog sich deshalb hinter die Röer und Erft zurück, während Beaulieu nach Luxemburg marschirte. Nun fielen nacheinander Brüssel, Gent, Antwerpen, Namur, Lüttich und das durch große Vorräthe wichtige Mecheln, und bald befand sich ganz Belgien in den Händen der Franzosen. Ja, die österreichischen Truppen schienen bald auch hinter jenen Flüssen nicht sicher, da Dumouriez einzelne Colonnen bis Spaa und Malmedy vorschob und gegen Mitte December sogar die alte Hauptstadt Karl's des Großen Aachen in seine Gewalt bekam.

Fürst Hohenlohe, der nach dem Rückzuge der Preußen die Belagerung von Thionville hatte aufgeben müssen, behauptete sich in Pellingen bei Trier. Die aus der Champagne zurückkehrenden Truppen verjagten am 2. December mit leichter Mühe die Franzosen aus Frankfurt und drängten den General Custine auf Mainz, das man früher so leichtsinnig den Feinden überlassen hatte und dessen Wiedereroberung nun die erste und wichtigste Aufgabe war.

5.

Die große Allianz von 1793 — Erzherzog Karl's erste Heldenthaten — Schlacht bei Aldenhoven.

Der unglückliche Feldzug der Verbündeten im Jahre 1792 hatte zwei wichtige Nachwirkungen: einmal beschränkte man im deutschen Lager seine nächste Aufgabe auf die Wiedereroberung des Verlornen und gab die früheren hohen Pläne

auf, und dann hatte durch ihre Erfolge die republicanische Partei in Frankreich eine Macht erlangt, die sie zu den traurigsten Uebergriffen hinriß. Die Leidenschaften wuchsen riesenmäßig und verschlangen bald den letzten Rest von Mäßigung. Die an der Spitze der Regierung stehenden Gewalthaber suchten mit tollkühner Verwegenheit alle Brücken des Verständnisses mit der Gegenpartei abzubrechen und durch die Anklage, Verurtheilung und Hinrichtung ihres Königs, welch letztere am 21. Jänner 1793 erfolgte, ihr blutiges System zum Durchbruch zu bringen. Mit Entsetzen vernahm die Welt von den Gräueln, die zu Paris geschahen; mit Schaudern hörte man von den Mordthaten, die im Namen der Freiheit verübt wurden und die Republik selbst, erkennend, daß jetzt jedes Land im alten Europa ihr feindlich gesinnt sein müsse, spielte mit ihrem eigenen Dasein und kündigte, um entweder alles zu gewinnen oder alles zu verlieren, den Engländern, Holländern und Spaniern Krieg an. Noch aber mehrte sich die Zahl der Feinde, welche bald — die Türkei, Schweden, Dänemark und die Schweiz ausgenommen — in ein großes Bündniß zusammentraten, um den Gefahren entgegen zu arbeiten, welche der alten Ordnung und Gesetzlichkeit drohten.

Der Eifer jedoch, für ihre Sache einzustehen, war nicht bei allen Verbündeten gleich; am größten bei Oesterreich und Sardinien, welches letztere im Vorjahre Savoyen und Nizza verloren hatte. Freilich mochte die von Sardinien aufzustellende Armee wenig bedeuten und es beruhte deshalb die Hauptkraft auf den beiden deutschen Mächten, welche die bewährtesten Heere hatten; aber selbst von diesen war nur Oesterreich mit voller Seele beim Kampfe, da Preußen, mißmuthig durch den Feldzug des Jahres 1792 und Vergrößerungen im Osten seines Reiches anstrebend, mehr nur Ehren halber einen Kampf

gegen Frankreich mitmachte, von dem es keinen Vortheil erwarten konnte. Es beschloß deshalb auch, die Führerschaft in diesem Kriege an Oesterreich abzutreten und blos die zweite Rolle zu spielen.

Der Feldzugsplan nun, welchen die Verbündeten in den Tagen vom 6. — 14. Februar unter dem Vorsitze des Königs von Preußen und in Gegenwart des zum Oberbefehlshaber der alliirten Armeen ernannten k. k. Feldmarschalls Prinzen von Coburg, des Herzogs von Braunschweig, des F. M. L. Graf Wartensleben und Anderer vereinbarten, steckte sich keine weiten Ziele: die Franzosen sollten nur über die Maas zurückgedrängt und Mainz wieder gewonnen werden. Sei das geschehen, so könne man erst an eine Eroberung der Niederlande denken. Um diesen höchst bescheidenen Erfolg zu erreichen, bedurfte man 66.000 Mann an der Maas, 33.000 zur Deckung der Linie von Coblenz bis Luxemburg, mindestens 50.000 zur Sicherung gegen Landau und den Elsaß, endlich 40.000 zum Einschließen von Mainz, so daß für die Beschützung des Oberrheins eine so geringe Anzahl übrig blieb, daß man zu einem eigenthümlichen Auskunftsmittel griff. Man theilte nämlich das Corps des dort stehenden österreichischen Generals Wurmser in zwei Theile, wovon der eine mit etwa 18.000 Mann über den Rhein gehen und in Uebereinstimmung mit dem preußischen Heere handeln, der andere aber, 16.000 Mann, hinter dem Rhein vertheidigungsweise stehen bleiben sollte. Dadurch bekam Wurmser eine eigenthümliche Stellung. Folgte er seiner eigenen Einsicht, so konnte man ihn preußischerseits einer allzu selbständigen Handlungsweise anklagen; fügte er sich ängstlich den preußischen Befehlen, so mochte sein Hauptzweck, die Deckung des Oberrheins sehr leicht darunter leiden; in jedem Falle schadeten sich seine beiden Aufgaben gegenseitig.

Dessenungeachtet schien der Anfang des Kampfes zu zeigen, daß man bei nachdrücklicher Kriegführung Herr einer Republik werden könne, die von allen Seiten bedroht, im Innern durch Empörungen geschwächt, nur durch eiserne Strenge und Ströme von Blut einen Gehorsam hervorzurufen vermochte, der nur einer von Sclaven, nicht von freien Männern war. Gleich nachdem die Republik den Krieg an Holland erklärt hatte, war Dumouriez in das Land eingedrungen, ehe noch die holländische Armee sich gesammelt hatte, und träumte schon von Sieg und Ruhm, als ihn die Vorgänge in Belgien von seinem Zuge zurückriefen.

Der neue Oberbefehlshaber der Armee in den kaiserlichen Niederlanden Prinz Josias Friedrich von Coburg, dessen Name schon auf den türkischen Schlachtfeldern mit Ehren genannt worden war, der Sieger von Tockan und Eroberer von Chotym hatte schon gegen Ende Februar seine Truppen in engere Standquartiere rücken lassen, die er anscheinend befestigte, um die Aufmerksamkeit der Feinde von seiner eigentlichen Unternehmung, dem Uebergang über die Röer, abzulenken. Um diesen zu bewerkstelligen, theilte er seine Armee in fünf Corps; die Vorhut wurde durch den jugendlichen Erzherzog Karl, einen Bruder des Kaisers, die Hauptmacht von Clerfayt und dem Prinzen Coburg selbst, der rechte Flügel vom Grafen Latour, der linke vom Prinzen von Württemberg befehligt, indeß ein fünftes Corps unter General Wenkheim die Verbindung mit den Preußen herstellte, die unter dem Prinzen Friedrich von Braunschweig weiter abwärts standen.

Beim ersten Morgengrauen des 1. März setzte Erzherzog Karl über die Röer; bald stieß er auf feindliche Posten, die sich aber zurückzogen, um ihre feste Stellung bei Eschweiler am

Roerberge zu beziehen. Der Erzherzog wartete das nachrückende Heer ab, das bald kam und dem Feinde gegenüber aufmarschirte, ohne daß das Feuer aus den französischen Verschanzungen dies zu hindern vermocht hätte. Zwar suchten die Franzosen durch das Aufstellen ihrer Geschütze am Fuße des Berges den Oesterreichern größeren Schaden zuzufügen; allein ihr Feuer ward bald durch die kaiserlichen Kanonen zum Schweigen gebracht. Nachdem die Oesterreicher auch ihren linken Flügel herbei gezogen hatten, schwenkte Erzherzog Karl rechts ab gegen Aldenhoven, um den Feind zu umgehen, indeß Coburg die feindlichen Verschanzungen von Hünningen in der Front angreifen wollte. Es war etwa 2 Uhr Nachmittags, als der Angriff begann. Der Erzherzog führte seine Aufgabe eben so rasch als glücklich aus. Er bemächtigte sich einer kleinen Anhöhe, wo er Kanonen aufpflanzen konnte, um den linken Flügel des Feindes zu beschießen. In kürzester Zeit arbeiteten 14 Stück Geschütze so kräftig gegen die Franzosen, daß die von ihnen rasch herbeigebrachten Batterien nur zweimal abzufeuern vermochten. Bald bemerkt der Erzherzog, daß der französische Reiterflügel und das von ihm beschützte erste Treffen in Unordnung geräth; mit Blitzesschnelle läßt er seine Cavallerie einhauen, und da zu gleicher Zeit zwei Husarenschwadronen erscheinen, die er schon früher abgesendet hatte, um dem Feind in den Rücken zu fallen, so werden die Franzosen vollends in Verwirrung gebracht. Der Angriff wurde mit solcher Entschlossenheit und Uebereinstimmung ausgeführt, daß nach kurzem Widerstande Reiter und Fußvolk geworfen waren und einem kleinen Wäldchen in ihrem Rücken zueilten, das ihnen aber keinen Schutz gewähren konnte, da die österreichischen Dragoner und Husaren zugleich mit eindrangen. Dieser glänzende und gelungene Angriff des Erzherzogs bewog nun den Prinzen von

Coburg seine Reiterei auf das zweite feindliche Treffen zu werfen, das gleichfalls bald verwirrt wurde und den Oesterreichern das Schlachtfeld überließ. Nun konnte sich auch der am Roerberge aufgestellte, vom Prinzen von Württemberg bedrohte Flügel der Franzosen nicht mehr halten, wich zurück und ward bis gegen Vorwinden verfolgt. Auch Clerfayt hatte während dieser Zeit bei Jülich die Röer übersetzt, traf mit seiner Hauptmacht noch während der Schlacht bei dem Prinzen von Coburg ein und vollendete die Niederlage der Franzosen.

Viel hatte man durch diesen Sieg erreicht. Erstlich war das Selbstvertrauen der Oesterreicher gehoben und die Feinde entmuthigt; dann mochte das ein Sporn für Preußen sein, gleichfalls vorwärts zu gehen, und endlich hatte man an Erzherzog Karl einen Anführer gewonnen, der Umsicht, Verständniß und Thatkraft besaß und zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigte. Schon am 2. März rückte Coburg gegen Mastricht vor, um es zu entsetzen. Erzherzog Karl schlug mit der Vorhut die feindliche Arrièregarde bei Herle und es kam Aachen wieder in die Gewalt der Oesterreicher. Mastricht aber kostete keinen Kampf mehr. Miranda, der Befehlshaber des Belagerungsheeres, hatte sich mit dem Geschütze nach Tongern zurückgezogen. Mit Jubel wurden die Oesterreicher in Mastricht empfangen, wo jetzt Coburg sein Hauptquartier aufschlug.

Inzwischen hatte auch Prinz Friedrich von Braunschweig mit seinen Preußen den Feind bei Roermünde tapfer geschlagen und zum Rückzug gezwungen. Nun wurde von den Franzosen Dumouriez aus Holland herbeigerufen, das er mit Verzweiflung im Herzen verließ. Ehe er aber noch ankam, erfocht Erzherzog Karl bei dem Dorfe Merlin am 4. März gegen eine fran-

zösische Abtheilung von 7000 Mann einen Sieg, in Folge dessen Miranda Tongern verlassen mußte. Nun konnte sich auch Lüttich nicht mehr halten, und obgleich die Franzosen besonders bei Aigneux tapfer gegen die tollkühnen österreichischen Reiter des Prinzen von Württemberg kämpften, fiel doch Lüttich und mit ihm ein großer Vorrath von Geld, Lebensmitteln, Kanonen und Kriegsvorräthen in die Hände der Oesterreicher.

Da am 6. März auch General Wenkheim bei Roermünde über diesen Fluß gegangen war, so standen die Oesterreicher nach diesem sechstägigen Feldzuge, bei dem sie kaum 340 Mann eingebüßt hatten, vollständig am linken Maasufer. Wäre Coburg, die Verwirrung der Franzosen benützend, den Flüchtigen gefolgt, so mochten schon damals die Niederlande der Preis des Feldzugs sein; allein es war ja schon viel mehr geschehen, als im Frankfurter Plane verabredet war. Hätte man ja doch, um überall gleichen Schrittes vorzurücken, nach der Ansicht des Herzogs von Braunschweig die Maas gar nicht überschreiten, sondern die Franzosen nur bis dahin zurückdrängen sollen! Das Vordringen Coburg's machte nun eine Aenderung des Planes nöthig und der Prinz machte Halt, bis auf seine Aenderungsvorschläge die Antwort des Königs von Preußen käme.

Dies gab dem französischen Heere Zeit sich zu sammeln. Es zog sich bis Löwen zurück, wo am 13. März Dumouriez anlangte, um die fast in Auflösung begriffenen Truppen neu zu organisiren. Prinz Friedrich aber wandte sich schon am 5. März nach Holland, wo er, unterstützt von Abtheilungen des holländischen und englischen Heeres, die Franzosen aus dem Gebiete von Herzogenbusch bis Dortrecht und Wilhelmstadt hinausjagte.

6.

Schlacht von Neerwinden — Dumouriez flüchtet sich in das österreichische Lager.

Dumouriez' erste Aufgabe war, dem entmuthigten französischen Heere wieder Selbstvertrauen einzuflößen und den Geist des militärischen Gehorsams, der durch die Agenten des Nationalconvents und des Sicherheitsausschusses völlig vernichtet war, wieder herzustellen. Mit großer Strenge reinigte er die Armee durch zahlreiche Absetzungen und Verhaftungen von Generälen und Officieren und trat dabei kühn den Volksvertretern entgegen, die nicht ermangelten, ihn in Paris anzuklagen und die Kluft noch zu erweitern, die ohnehin zwischen ihm und dem Convente vorhanden war. Für den Feldherrn gab es nur mehr einen Weg, nämlich sich gegen den Convent zu behaupten und sich demselben feindselig gegenüber zu stellen, oder er mußte gewärtig sein, sein Haupt zur Guillotine zu tragen. Wollte er aber daran denken, den Convent zu besiegen, und wie es schon damals seine Absicht schien, die constitutionelle Monarchie wieder herzustellen, so mußten erst Siege gegen die äußeren Feinde das Heer an seine Person ketten; er mußte sich demnach schlagen um jeden Preis.

Aber auch dem Prinzen von Coburg lag daran, so bald als möglich eine Entscheidungsschlacht herbei zu führen. Sein Kriegsplan war vom Könige von Preußen gebilligt worden, und er hatte in der That nicht einmal viel bei einer Schlacht zu wagen. Gewann er sie, so lagen die Niederlande vor ihm offen, verlor er sie aber, so zog er sich auf Mastricht zurück und hatte selbst in diesem Falle noch mehr an Boden gewonnen, als die Oesterreicher beim Beginn des Feldzuges inne gehabt hatten.

Schon am 15. März rückte Coburg nach St. Thion vor, während Erzherzog Karl mit der Vorhut zwischen Halle und Goidshoven auf feindliche Posten stieß, sie zurückwarf und sich Tirlemonts bemächtigte, wohin er einige leichte Truppen und ein paar Schwadronen Uhlanen warf. Allein Dumouriez griff am 16. März mit Tagesanbruch das Städtchen an, jagte nach kurzem Gefechte die Oesterreicher heraus, rückte rasch vor und entwickelte seine Truppen in den auf der Straße nach Lüttich gelegenen Orten. Sein rechter Flügel besetzte rasch die Höhen von Goidshoven, welche die ganze Gegend beherrschten, indeß sein linker Flügel auf den an der großen Geete hinziehenden Höhen von Oplinter Stellung nahm; sein Centrum stand zwischen Tirlemont und Hackendoven. Auch Coburg hatte sein Heer zwischen der großen und kleinen Geete in Schlachtordnung aufgestellt, indem sich sein rechter Flügel jenseits der großen Straße an den Waterhof lehnte, der linke das Dörfchen Hautmark zwischen Goidshoven und Nerhelyssem besetzt hielt, und die Mitte das Dorf Wommersem vor sich hatte.

Als die beiden Heere sich so unvermuthet trafen, schien die Schlacht unvermeidlich. In der That eröffneten sie auch in ihrem beiderseitigen Centrum ein lebhaftes Kanonenfeuer und es entspann sich am linken Flügel ein ernster Kampf um den Besitz des wichtigen Goidshoven; allein es war beiden nicht darum zu thun, sich schon heute ein Treffen zu liefern: dem Dumouriez nicht, weil er noch nicht alle Truppen beisammen hatte und erst den Gegner kennen lernen wollte, dem Prinzen von Coburg nicht, weil seine Stellung ungünstig war, indem der Feind seine beiden Flügel beherrschte. Er zog deshalb sein Heer gegen 4 Uhr Nachmittag wieder über die kleine Geete zurück und besetzte die Höhen, die von Neerlanden bis Racour ziehen. Die Vorhut, die zugleich den rechten Flügel bildete, lehnte sich an

das Dorf Orsmael, deckte die Hauptstraße und zog sich bis zum Städtchen Léau zurück, wohin Erzherzog Karl einiges leichtes Fußvolk warf. An sie schlossen sich die beiden Treffen, der linke Flügel, der hinter dem Dorfe Neerwinden stand, und die Reserve. Dadurch erhielten die Oesterreicher eine günstigere Stellung, als die Franzosen.

Den 17. März brachten beide Befehlshaber mit Vorbereitungen zur Schlacht zu. Am 18. mit Tagesanbruch traf Dumouriez bereits die Ordnung zum Kampfe. Der rechte Flügel, wo Erzherzog Karl commandirte, ward am härtesten angegriffen. Miranda hatte sich rasch vorwärts dringend der meisten österreichischen Stellungen bemächtigt und die Kaiserlichen schon um 9 Uhr Früh aus mehreren Stellungen hinausgetrieben. Der Erzherzog verhielt sich nur vertheidigungsweise, bis ihm ein Theil des zweiten Treffens Hilfe brachte, womit er den Feind zurückdrängte.

Gegen Mittag rückten die Franzosen auf allen Puncten vor. Mit 5 Colonnen greifen sie den linken Flügel der Oesterreicher an, nehmen Racour und beschießen von da aus mit vielem Erfolg die Reserve Clerfayt's; auch Oberwinden und Neerwinden geräth in ihre Gewalt. Nun aber dringt Clerfayt vor, wirft sie aus dem letzten Orte wieder heraus, rückt auf Racour los und es entspinnt sich um seinen und Oberwindens Besitz ein äußerst hartnäckiger Kampf. Zweimal werden die Orte von den Oesterreichern genommen, zweimal gehen sie verloren, bis endlich Clerfayt beschließt, statt der Wegnahme unentscheidender Puncte, die feindliche Linie selbst anzugreifen. In der That wirft er durch einen kühnen Reiterangriff die feindliche Cavallerie auf das rechte feindliche Treffen, welches dadurch in Verwirrung geräth. Das zweite Treffen empfängt ihn aber in guter Haltung; der Kampf beginnt, muß aber abgebrochen werden,

weil die Nacht einbricht. Auch um Neerwinden war noch ein gewaltiger Kampf entbrannt; noch zweimal bemächtigten sich die Franzosen des Ortes, konnten ihn aber nicht länger behaupten, ja ohne des französischen Generals Thouvenot Festigkeit wäre wohl dies ganze feindliche Corps verloren gewesen.

Die Niederlagen, welche die Franzosen auf ihrem rechten Flügel und im Centrum erlitten hatten, waren zwar empfindlich, führten aber keine Entscheidung herbei; dagegen erfocht der jugendliche Erzherzog Karl gegen den französischen linken Flügel den eigentlichen Hauptsieg. Dort war gegen die Mittagszeit Miranda vorwärts gedrungen und es entspann sich um den Besitz des Dorfes Dormael ein noch wüthenderer Kampf, als um die Orte an der entgegengesetzten Seite des Schlachtfeldes. Dreimal wechselte der Besitz, bis er endlich den Oesterreichern blieb. Aehnliches geschah um die Behauptung von Orsmael. Waren nun die Nationalbataillone bei diesen Kämpfen größtentheils engagirt gewesen und zurückgeworfen worden, so stand jetzt Miranda mit den Linientruppen hinter ihnen, die verläßlichere Soldaten waren, und den Kaiserlichen fehlte bereits die Munition. Dennoch verzagte Erzherzog Karl nicht; er sah, daß die flüchtigen Nationalbataillone Verwirrung in die Reihen ihrer eigenen Armee brächten, und befahl einen Bajonnetangriff, der mit Kühnheit ausgeführt wurde. Zugleich ließ er die Reiterei einhauen, und da viele Officiere des französischen Generalstabs getödtet wurden, riß immer mehr Unordnung ein, bis die ganze Colonne die Flucht ergriff. Erst bei Tirlemont sammelte sie sich wieder. Um 4 Uhr Nachmittag war die Schlacht geendet. Die Gefechte des folgenden Tages waren nur mehr unbedeutend zu nennen.

Die Oesterreicher hatten an beiden Tagen 2844 Mann an Todten und Verwundeten, die Feinde über 4000 Mann und 30 Kanonen eingebüßt; aber was noch mehr war: die Truppen

waren von solch panischem Schreck ergriffen, daß sie haufenweise desertirten und daß Dumouriez nach ein paar Tagen kaum noch 20.000 Mann beisammen hatte. Der Prinz von Coburg hätte gern die Truppen Friedrich's von Braunschweig an sich gezogen, der von Mecheln aus die Franzosen drängen und so die Niederlande mit befreien konnte, allein dieser gab ihm zur Antwort, er lasse sich nicht von der Eroberung Hollands abhalten. So blieb Coburg blos auf seine stark mitgenommene Armee angewiesen, und mußte auch das Gefecht bei Löwen, wohin sich Dumouriez zurückgezogen hatte, am 22. März allein eingehen. Ein dichter Nebel verhüllte den Oesterreichern die Stellung des Feindes. Dieser ließ sie nahe anrücken und empfing sie mit lebhaftem Feuer, wodurch ganze Reihen niedergestreckt wurden. Zuletzt waren aber doch die Oesterreicher glücklich und verdrängten die Franzosen aus allen Stellungen, so daß sich Dumouriez gegen Abend gezwungen sah, um Waffenstillstand zu bitten und die Räumung Brüssels zu versprechen. Den Oesterreichern hatte dieser Tag 900 Mann gekostet, die Franzosen gaben ihren Verlust auf 1000 Mann an. Trotzdem Coburg sein Versprechen, die Feinde nicht zu verfolgen, hielt, artete doch der Rückzug derselben über die Dyle in vollständige Flucht aus.

Dumouriez erkannte jetzt, daß er, nachdem er im Kampfe den Kürzeren gezogen, einen andern Weg einschlagen und sich mit dem Feinde verständigen müsse, wollte er nicht den Blutmenschen in Paris zum Opfer fallen.

Am 24. März besetzten die Oesterreicher Mecheln, am 25. Brüssel, am 26. sogar Namur. Dumouriez aber schickte von Ath, wo er am 27. sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, den Obersten Montjou an Coburg und ließ ihm eröffnen, er wolle das Königthum in Frankreich wieder herstellen und den Gräueln

ein Ende machen, die der Convent über sein Vaterland gebracht habe, und verlange deshalb von dem Prinzen nur, vor der Hand nicht verfolgt zu werden, und erst später wirkliche Unterstützung. Da Oberst Mack, der im Namen Coburg's mit Dumouriez verhandelte, Mißtrauen zeigte und verlangte, daß die Franzosen früher die Niederlande räumen müßten, ehe man sich auf Weiteres einlassen könne, gestand Dumouriez auch dies zu. Er bezog an der Schelde ein Lager, bei Antoing und Maulde, und schon am 30. ging er über den Fluß zurück, indeß die Oesterreicher Standquartiere zwischen Mons und Tournay bezogen.

Tags zuvor war ihm die Nachricht zugekommen, daß er vom Convente angeklagt sei und sich zu rechtfertigen habe. Nun blieb ihm keine Wahl mehr; denn Anklage und Tod waren damals eins und dasselbe. Er verband sich desbalb mit Coburg und veranlaßte denselben zur Herausgabe eines Manifestes, worin er den Franzosen anzeigte, er wolle im Verein mit Dumouriez die verfassungsmäßige Ordnung in Frankreich herstellen, keine Eroberungen machen und allfällig besetzte Plätze nur als Pfand betrachten.

Dumouriez selbst suchte das Heer zu gewinnen, allein es zeigte sich, daß er sich trügerischen Hoffnungen hingegeben hatte, wenn er glaubte, daß die Liebe zu seiner Person größer wäre, als die Furcht vor dem Convente und die Liebe zum Golde, mit dem die Commissäre der Pariser Versammlung nicht geizten. Die höheren Officiere, auf die er gebaut, verließen oder verriethen ihn; die gemeine Mannschaft wollte, nachdem sie durch eine Deputation von 6 Mann seine Gesinnungen erfahren hatte (eine Scene, die Schiller in seinem „Wallenstein" benutzte), nichts weiter mit ihm zu thun haben. Es blieb ihm kein anderer Ausweg, als am 5. April Morgens mit wenig Getreuen zu den Oesterreichern zu fliehen, denen er Tags zuvor die Commissäre des

Convents, die ihn zur Rechenschaft ziehen sollten, gefangen übersendet hatte.

So endete ein Unternehmen, von dem ersten Feldherrn an der Spitze eines Heeres unternommen, kläglich in wenigen Tagen. Die Ursachen des Mißlingens lagen theils in der Person des Dumouriez, der weder durch Tugend noch durch Laster einer solchen Aufgabe gewachsen war und nicht die Anlagen und Eigenschaften eines Parteihauptes besaß, theils darin, daß die Ideen des damaligen französischen Nationalheeres und die des Dumouriez vollständig auseinander gingen.

7.

Belagerung der Festungen Condé und Valenciennes.

Wenn jemals Zeit und Umstände zum raschen Vordringen in Frankreich einluden, so war es damals der Fall. Von allen Seiten nahten sich die Verbündeten siegreich den Grenzen der Republik und im Innern tobte der Bürgerkrieg mit einer Gewalt und Stärke, die den Gewaltthabern Vernichtung drohte. Was insbesonders die niederländische Armee anbelangt, so war sie nach so vielen siegreichen Gefechten von einem Muthe und einer Kühnheit beseelt, die allein schon künftige Siege versprach; die französische Armee hingegen, demoralisirt, ohne Führer, in fast völliger Auflösung, schien nur vorhanden zu sein, um gänzlich zerstreut zu werden. Dennoch wurde die günstige Sachlage nicht in jener Weise benützt, die man erwarten sollte.

Der Gründe waren wohl mehrere vorhanden. Einmal war Coburg, der alten langsamen Kriegführung angehörig, durchaus nicht der Mann von Energie, wie es für ein rasches Vordringen

erforderlich gewesen wäre; dann waren ihm aus seinen Verhandlungen mit Dumouriez Unannehmlichkeiten erwachsen, die seine Thatkraft um so mehr lähmten, je mehr er einsah, daß er nicht allein Herr der Bewegungen, sondern stets an Alliirte gebunden sei, denen zu mißtrauen er Ursache zu haben glaubte. Preußen war es gewesen, das aus Eifersucht oder sonst einem Grunde sich beim Kaiser beschwert hatte, daß die Unterhandlungen mit Dumouriez ohne sein Wissen und Mitwirken stattgefunden hätten — als ob man bei einer raschen und geheimnißvollen Sache einen weitläufigen Schriftwechsel hätte beginnen können! Um aber ähnlichen Mißhelligkeiten auszuweichen, schickte Kaiser Franz mittelst Handbillets vom 24. März den Grafen Mercy ins Hauptquartier, ohne welchen Prinz Coburg keine politischen Geschäfte mehr abschließen sollte, was diesen tief kränkte. Endlich konnte sich Coburg nicht auf seine Verbündeten verlassen. Er besorgte, daß England vielmehr darauf ausgehe, alte Ansprüche auf französische Gebiete im eigenen Interesse auszubeuten und Dünkirchen zu erobern, als daß es ihn unterstützen wolle. Auch der preußischen Mitwirkung mißtraute der Prinz, indem er meinte, sie würden Eroberungen in Polen jenen in Frankreich vorziehen, und hierin bestärkte ihn das Begehren des Herzogs von Braunschweig, das unter Coburgs Befehlen stehende preußische Corps nach Mainz zu verlegen und an dessen Stelle eine gleiche Anzahl österreichischer Truppen vom Rhein zu senden.

Der Wiener Hof aber hatte, um die Alliirten zu gemeinsamem Handeln zu vermögen, eine Zusammentretung derselben für den 8. April zu Antwerpen veranlaßt, welcher der Prinz von Coburg, Herzog von York, Befehlshaber der englischen Truppen, der Erbprinz von Oranien, der kaiserliche Minister Graf Metternich, der englische Botschafter Lord Aukland, der Graf Starhemberg und mehrere Generäle beiwohnten.

Hiebei ward die Fortsetzung der kriegerischen Unternehmungen beschlossen. Demnach sollten 9—10.000 Mann unter dem Erbprinzen von Oranien am 9. oder 10. April in Tournay eintreffen, die Engländer mit 10.700 Mann, die Hannoveraner mit 15.000 Mann, die Hessen mit 9500 Mann, sämmtlich unter dem Befehle des Herzogs von York längstens am 20. in Ostende, die Holländer mit 17.000 Mann zwischen Ostende und Menin anlangen. Ueber die gesammte Armee hatte Prinz Coburg den Oberbefehl; doch wurde er neuerdings dadurch gekränkt, daß er sein Manifest an die französische Nation zurücknehmen und blos als seine Privatansicht erklären mußte.

Der mit Dumouriez vereinbarte Waffenstillstand ward nun aufgehoben und am 9. April der Krieg fortgesetzt. Da Coburg die Absicht hatte, die Festung Condé oder Valenciennes oder nach Umständen beide anzugreifen, so schlug er sein Lager bei Onnaing auf und schloß vor allem Condé ein, ohne daß Dampière, der tapfere Nachfolger des Dumouriez, diese Umlagerung hindern konnte. Zwar fanden fast täglich auf allen Puncten Gefechte statt, doch brachten sie keine Entscheidung; den Oesterreichern mochten sie dazu dienen, ihre Stellung zu befestigen, für die Franzosen hatten sie den ungleich höheren Zweck, die Soldaten wieder an den Krieg zu gewöhnen und bei den gesetzlosen Haufen des früheren Heeres einige Ordnung einzuführen. Auch verstärkte sich die französische Armee in Folge einer anbefohlenen Aushebung namhaft, so daß Ende April gegen 55.000 Mann unter Dampière's Befehl standen, wodurch es ihm möglich wurde, mit den Festungen eine Linie von der Maas bis zum Meere zu bilden.

Zu einem größeren Gefechte kam es erst am 1. Mai, weil Dampière, der die Ordre erhalten hatte, 12.000 Mann seiner Truppen in die Vendée zu senden, wo der Bürgerkrieg auf das

Entsetzlichste wüthete, diese Mannschaft noch benutzen wollte, um sich die Verbindung mit Condé zu eröffnen und die Oesterreicher wieder nach Quivrain zurück zu werfen. Von Seite der Franzosen schlug man sich nicht ohne große Tapferkeit, aber ohne Erfolg, da die Oesterreicher, obschon anfangs im Nachtheil und auf mehreren Puncten gedrängt, schließlich alle ihre Stellungen wieder gewannen, ja den Feinden empfindliche Verluste beibrachten. Besonders ausgezeichnet hatte sich an diesem Tage der Oberstlieutenant Fürst Karl Schwarzenberg, der spätere Feldmarschall, der mit nur 2 Schwadronen Uhlanen und 2 Compagnien Tyrolern den Angriff von drei feindlichen Bataillonen und 4 Schwadronen aufnahm und selbst ein zweistündiges Geschützfeuer aushielt, wodurch die Franzosen am Vorwärtsdringen verhindert wurden.

Vier Wochen gingen so vorüber, ohne daß die Verbündeten etwas entscheidendes unternahmen, ja der Plan, den Coburg nach erhaltenen Verstärkungen entworfen hatte, trug deutlich den Charakter einer halben Maßregel, so wie das ganze Benehmen seit den ersten Tagen des April auf Verlegenheit, Unentschiedenheit und Unfähigkeit im Hauptquartiere deutete. Nicht genug, daß 80.000 Alliirte einem fast vernichteten Feinde die Gefälligkeit erzeigten, einstweilen, und bis er wieder im Felde erscheinen konnte, sich einzig mit festen Plätzen abzugeben, so griffen sie nicht einmal diese ernsthaft an, sondern tändelten acht kostbare Wochen um zwei wenig bedeutende Plätze herum. Damit ihnen aber selbst nach dem Falle dieser Plätze die dadurch entstandene Oeffnung ja nichts nütze, wollten sie dann die beiden Endpuncte dieser Linie Lille und Dünkirchen angreifen, womit abermals nichts gewonnen war. Wenn auch all diese angegriffenen Festungen fielen, stand das Spiel ungefähr so, wie wenn dies nicht eintrat.

Das Wichtigste unter den vielen Gefechten, die um und bei diesen festen Plätzen stattfanden, war unstreitig der Kampf vom 8. Mai bei der Abtei Vicogne, den Dampière nur um den Befehlen des Conventes zu genügen und ohne Hoffnung auf Sieg unternahm. Um 7 Uhr Morgens rückten die Franzosen gegen den rechten Flügel der Oesterreicher, die unter Clerfayt's Commando standen, vor. Man schlug sich durch 14 Stunden um den Besitz einiger kleinen Orte, die fünfmal erstürmt wurden und eben so oft wieder verloren gingen. Dampière selbst feuerte die Seinen an und machte sich eben bereit, eine Schanze zu erstürmen, als ihm eine Kanonenkugel den Fuß zerschmetterte. Es war bereits Abends, als dies geschah, und bei der Dunkelheit wurde das Gefecht abgebrochen. Die Oesterreicher hatten 540, die Franzosen 1500 Mann und, was noch mehr war, ihren besten General verloren. Sein Tod brachte eine ungeheure Verwirrung und Bestürzung im französischen Lager hervor, die jedoch von den Alliirten wieder nicht benutzt wurde.

Erst in der zweiten Hälfte des Mai begann man im Hauptquartier die Nothwendigkeit einer entschiedeneren Unternehmung zu fühlen, und man beschloß, sich des festen Lagers bei Famars zu bemächtigen, wodurch man auch die Einnahme von Valenciennes fördern konnte. Das Lager selbst bestand aus einer Höhenreihe, die durch getrennte Erdwerke befestigt war, und lehnte sich mit dem linken Flügel an die Festung. Es befanden sich etwa 20.000 Mann darin, indeß 4—5000 die jenseits der Schelde unter dem Schutze der Citadelle von Valenciennes liegenden verschanzten Höhen von Anzaine behaupteten. Am 23. Mai mit Tagesanbruch rückten die österreichischen Colonnen vor. Kräftiger Widerstand und namentlich das Feuer der Geschütze empfing die Stürmenden; allein mit dem Widerstand schien auch die Kraft der Angreifer zu wachsen; 15 Stunden

kämpfte man ununterbrochen, und hatte gegen Abend nur einige Schanzen genommen. Die Ermüdung der Truppen war so groß, daß eine Erneuerung des Sturmes unmöglich war; übrigens war die Nacht nahe und die Oesterreicher beschlossen daher, auf dem eroberten Terrain zu lagern und am nächsten Morgen den Sturm fortzusetzen. In der That setzten sich am 24. Mai die Colonnen der Verbündeten sämmtlich schon um 2 Uhr Früh in Bewegung — allein von den Vortruppen lief die Meldung ein, es sei kein Feind mehr im Lager. Wirklich hatte Lamarche, der den Oberbefehl nach Dampière's Tode einstweilen übernommen, in der Nacht den unhaltbaren Posten geräumt und sich ins Cäsarfeld zurückgezogen, welches an der Festung Bouchain einen ähnlichen Halt besaß, wie das Lager von Famars an Valenciennes.

Zum Oberbefehlshaber wurde nun Custine bestimmt und vom Rhein herberufen. Er übernahm am 27. Mai die Leitung und sollte nach dem gemessensten Befehle des Convents die belagerten Festungen entsetzen; denn dies war für Coburg die einzige Frucht der Erstürmung des Lagers von Famars gewesen, daß er jetzt Condé zur Uebergabe auffordern und Valenciennes eng umschließen konnte.

Custine fühlte sich zu schwach, um auf Coburg losmarschiren zu können, er beunruhigte deshalb dessen Flügel und es fielen auch jetzt wieder fast täglich kleine Gefechte vor, wodurch die Oesterreicher belästigt, die Franzosen aber geübt wurden. Am 11. Juli endlich ergab sich Condé durch Hunger gezwungen, und auch Valenciennes wurde nach einer äußerst harten Belagerung, durch welche die Stadt in einen Schutthaufen verwandel worden war, am 28. Juli endlich eingenommen. Man hatte von Seite der Kaiserlichen nicht weniger als 156.272 Schüsse und Würfe gethan, und für Geschütz und Minenanlage 7224 Centner Pulver verbraucht.

8.

Wiedereroberung von Mainz — Schlachten bei Hondscote und Wattignies.

Inzwischen hatten sich auch, dem Frankfurter Uebereinkommen gemäß, die Preußen gegen Mainz in Bewegung gesetzt. Der General Kalkreuth sollte die Belagerung leiten, Herzog Ferdinand von Braunschweig das Beobachtungsheer commandiren und zum Theile gemeinsam mit General Wurmser operiren. Die Preußen setzten, um die Einschließung von Mainz bewerkstelligen zu können, über den Rhein und trieben nach mehreren glücklichen Gefechten den die französische Rhein- und Moselarmee commandirenden Custine bis Landau zurück. Nun ging auch Wurmser aus Heidelberg, wo er bis dahin sein Hauptquartier gehabt hatte, nach Ketsch, überschritt daselbst den Rhein und schob seine Avantgarde bis Germersheim vor, so daß anfangs April Mainz vollständig umschlossen war und die Belagerung beginnen konnte.

Das preußische Beobachtungscorps, etwa 40.000 Mann stark, schien, obgleich den Franzosen an Truppenzahl nicht gewachsen, doch durch Muth, Mannszucht und Kriegserfahrung tüchtig genug, um den Vorschlag Wurmser's zum raschen Vordringen zu rechtfertigen. Nach seinem Plane sollte sich der Herzog von Braunschweig der Vogesenübergänge bemächtigen und Unter-Elsaß besetzen, während er selbst Ober-Elsaß dem Feinde entreißen wollte. Die vereinzelten zwei festen Plätze Landau und Straßburg mochten dann kaum mehr zu halten sein. Im Lager des Herzogs von Braunschweig aber erschrak man förmlich über diesen Plan. Wie hätte der an eine methodische Kriegsführung gewohnte alte Herzog sich an einem solchen „Ueber-

stürzen" betheiligen mögen! Erregten ihm ja die Siege und das Vordringen der Alliirten in den Niederlanden geheimes Grauen, weil ein solches Vorwärtsgehen vor dem Falle von Mainz gegen den Frankfurter Kriegsplan war! Dann war ja Wurmser dem Herzog nur untergeordnet und nahm sich heraus, die erste Rolle spielen zu wollen. Dazu kamen noch politische Bedenken. Preußen war in diesem Kampfe nur Hilfsmacht, es betheiligte sich nur „ehrenhalber" beim Kriege, wollte also keine Eroberungen machen, sondern nur die Franzosen von deutschem Grund und Boden vertreiben.

Der Plan Wurmser's ward deshalb verworfen und vor der Hand nur die regelmäßige Belagerung von Mainz vorgenommen, die zuweilen durch Ausfälle der Belagerten unterbrochen wurde. Bei einem derselben drangen die Franzosen am 30. Mai bis in das Lager des preußischen Königs, der persönlich beim Heere war, und vernichteten einen Theil der Belagerungsarbeiten. Doch mochten solche Störungen im Ganzen wenig bedeuten, und besonders als eine bei der Belagerung anwesende österreichische Abtheilung in der Nacht vom 27. — 28. Juni eine wichtige feindliche Batterie bei Weissenau weggenommen hatte, ging die Belagerung rascher vor sich.

Zwar hatte Custine am 17. Mai den Versuch gemacht, der Festung Hilfe zu bringen, und mit 25.000 Mann die Oesterreicher angegriffen; allein die drei Bataillone und acht Schwadronen, die rechts von der Queich standen, schlugen die ganze französische Armee in die Flucht. Nachdem Custine zur Nordarmee abberufen war, übernahm Beauharnais den Oberbefehl über die Rhein- und Moselarmee und beschloß gleichfalls in den Tagen des 19.—21. Juli den Entsatz zu versuchen. Es setzte sich deshalb die Moselarmee unter Houchard gegen Lauterecken in Bewegung, ein zweites Corps unter Moreau

sollte in der Richtung von Pirmasens gegen Kaiserslautern die Höhen übersteigen und ein drittes unter Beauharnais' persönlicher Leitung gegen den Hardt vordringen. Aber die einzelnen Corps wurden sämmtlich geschlagen und selbst ein Fehler der Alliirten, die Edenkoben zu besetzen unterlassen hatten, nicht benützt, um so weniger, da man inzwischen Nachricht von dem Falle von Mainz erhielt. Diese Festung war am 25. Juli übergeben und die Besatzung, die gegen das Versprechen, in diesem Krieg nicht mehr gegen die Alliirten zu dienen, freien Abzug erhalten hatte, in die Vendée geschickt worden, um dort dem Bürgerkriege ein Ende zu machen.

Nun war der deutsche Boden frei, das Programm von Frankfurt erfüllt und es fragte sich, was nun zu geschehen habe. Für den Prinzen von Coburg war die Antwort längst gegeben. Es ward aber dessenungeachtet am 3. August eine Conferenz zu Herin eröffnet, in welcher der Herzog von York trocken erklärte, er habe Befehl von der englischen Regierung erhalten, Dünkirchen zu erobern, wozu er 15.000 Mann von den Kaiserlichen als Hilfstruppen begehre. Wolle man sich demnach der bei der Armee befindlichen Engländer noch bedienen, so müsse dieses rasch geschehen. Deshalb ward beschlossen, schon am 7. August Abends das Cäsarlager anzugreifen.

Dasselbe ward von Kilmaine vertheidigt, da Custine, der Condé und Valenciennes nicht zu retten vermocht hatte, angeklagt und nach Paris gebracht worden war. Während nun der Herzog von York vor Cambray erscheint und es zur Uebergabe auffordert, was durch das Abbrennen der Vorstädte und das Schließen der Thore beantwortet wird, langt Coburg mit 40.000 Mann vor der Schelde an und bivouakirt im Angesichte des Feindes. Da beschließt Kilmaine, das Lager aufzugeben und sich ins Feld von Gavarelle zurückzuziehen, das

durch Arras und Douay geschützt ist. Um diesen Rückzug bewerkstelligen zu können, wirft er sich mit seinem zahlreichen Hintertreffen auf den linken Flügel der Verbündeten und sein Unternehmen gelingt ohne allzu große Opfer. Als nun der rechte Flügel und die Mitte der Verbündeten das Lager stürmen wollen, finden sie keinen Feind mehr. Dadurch sind sich Cambray und Bouchaine selbst überlassen und die Nordgrenze Frankreichs gegen die Seeseite bloßgelegt. Die Verbündeten hindert nichts am raschen Vordringen, als der Mangel an Einigkeit.

Denn jetzt trennt sich York mit seinen Engländern und 15.000 Oesterreichern vom Hauptheere und marschirt nach Dünkirchen, während Coburg, so geschwächt, die Belagerung von le Quesnoy unternimmt.

Dies war der Wendepunct des Glückes für die Oesterreicher; denn Frankreich, so nahe am Rande des Verderbens, entwickelt plötzlich Riesenkräfte. Die Partei des Schreckens, die jetzt in Paris ans Ruder kommt, verschafft sich unbedingten Gehorsam. Sie stachelt den Ehrgeiz und die Vaterlandsliebe auf, stellt „Ehre vor ein Auge, Tod vors andere“ und bringt ein neues ungeahntes Leben ins Land. Durch das Aufgebot in Masse, in Folge dessen alle Bürger vom 18. — 25. Jahre Krieger sein müssen, entsteht schnell eine ungeheure Macht. Wer nicht willig folgt, hat den Tod durch die Guillotine zu fürchten und kämpft doch lieber fürs Vaterland, als unter dem Henkerbeil zu verbluten. Nunmehr wird ganz Frankreich ein Lager, überall wird gerüstet, gearbeitet, und bald lenkt Carnot's Genie die Massen und organisirt sie. Nur dadurch war man im Stande, die Nordarmee zu verstärken, um Dünkirchen nicht in die Hände York's fallen zu lassen. Es war die Behauptung dieser Stadt nicht blos eine nationale Ehrensache, sondern sie hatte für die Neuzeit dieselbe

Bedeutung, wie im Mittelalter Calais, nämlich ein befestigter Brückenkopf für England zu sein.

Houchard, der den Oberbefehl erhalten hatte, nahm alle Truppen im Lager von Gavarelle zusammen, erhielt noch über Carnot's Anordnungen Soldaten von der Rhein- und Moselarmee, die in Eilmärschen nach den Niederlanden rücken mußten, und sollte nun mit 60—70.000 Mann nach dem Plane des Convents gerade auf das Hauptquartier des Herzogs von York losmarschiren, weil man bereits damals der Ansicht zu huldigen begann, es wäre das Beste, die Truppen auf einem Puncte zu vereinen und damit gegen den in weiten Stellungen zerstreuten Feind zu wirken. Houchard aber, noch im alten Systeme aufgewachsen, vermochte den neueren Ideen nicht ganz zu folgen. Statt auf York loszurücken, griff er am 6. den General Freitag, der bei Houdscote lagerte, an, schlug sich mit ihm am 7. und 8. September herum und erfocht theils durch seine numerische Ueberlegenheit, theils, weil aus Ungunst der Bodenbeschaffenheit die hannoverische Reiterei nicht wirken konnte, einen Sieg, der die Aufhebung der Belagerung von Dünkirchen zur Folge hatte.

Dieser Sieg erregte in Paris großen Jubel, denn es war das erste Mal in diesem Jahre, daß man dem Feinde einen größeren Vortheil abgerungen hatte; aber Houchard wußte ihn nicht zu nützen. Er vertheilte seine Truppen in einer langen Linie, die vom Meere bis Lille und Menin reichte und welcher der Prinz von Oranien, ebenso weit ausgedehnt, mit den Holländern gegenüber stand. Da nun die Letzteren viel schwächer waren, zogen sie in allen Scharmützeln, die sich fast täglich entspannen, den kürzern. In den Gefechten vom 12. und 13. September wurden sie sogar über Menin zurückgedrängt und die Franzosen rückten auf Courtray los, als plötzlich, nachdem schon

am 11. d. M. le Quesnoy sich den Kaiserlichen ergeben hatte, der österreichische General Beaulieu erschien und ihren Fortschritten ein Ende machte.

Zu Bisseghem am Neederbach trafen am 15. beide Heere aufeinander und es entspann sich ein Gefecht, bei dem anfangs die Franzosen im Vortheile waren, bis Beaulieu seine Reiter in die französischen Flanken einhauen ließ und dadurch eine Verwirrung hervorrief, die bald in die wildeste Flucht ausartete. „Rette sich, wer kann", war die Losung und so kam man in heilloser Unordnung nach Menin; allein da ergriff der Schrecken auch alle übrigen Posten und Lagerplätze, was Füße hatte, begann zu laufen, erst unter den Kanonen von Lille hielt man sich wieder für sicher. So waren alle Früchte des Sieges von Hondscote vernichtet. Houchard, angeklagt, trug jetzt seinen Kopf ebenso zur Guillotine, wie Custine, ein warnendes Beispiel für alle Generäle, die zu wenig Siege erfochten und zugleich ein Beispiel der Dankbarkeit der französischen Republik!

An Houchard's Stelle kam Jourdan, der bei Hondscote das Centrum befehligt hatte. Er sollte zu Guise ein großes Heer sammeln und damit in Masse gegen den Feind rücken; denn „Massentaktik" und keine „Linearataktik" war jetzt das Feldgeschrei der Soldaten und Laien, des Feldherrn und des Convents. Carnot ging zur Organisirung selbst nach Guise. Auch die Alliirten hatten, vereint mit dem Belagerungsheere Dünkirchens, ein ansehnliches Heer beisammen, das zwischen Maas und Schelde stand. Um nun auch gegen die Sambre zu einen festen Punct zu bekommen, wie man ihn an der Schelde durch Condé und Valenciennes besaß, beschloß Coburg Maubeuge anzugreifen. Dahin wendet sich nun auch Jourdan mit 45.000 Mann von Guise aus. Coburg hatte 65.000 Mann, ließ sie aber nicht beisammen, sondern vertheilte sie so, daß etwa 12.000

Holländer am linken Sambrenser blieben, indeß General Colloredo am rechten Ufer manövriren sollte. Clerfayt war mit einem kleinen Corps beauftragt, den Marsch Jourdan's aufzuhalten, indeß die übrigen Truppen Maubeuge beobachteten. Coburg selbst blieb mit etwa 30.000 Mann zwischen Dourlers und Wattignies stehen.

Nach mehreren Vorpostengefechten stand Jourdan am 11. October vor der österreichischen Stellung, die er auf allen Puncten angriff. Der rechte österreichische Flügel erlitt zwar anfangs einen Verlust, indem ihm der Feind St. Waast abnahm, aber bald warf man die Franzosen wieder heraus und bekam sogar ihr Geschütz. Nicht besser erging es dem französischen Centrum, das sich Dourlers' bemächtigen wollte, aber in die österreichischen Kanonen hineingerieth und mit einem ungeheuren Menschenverluste zurückgeschlagen ward. Nur am linken österreichischen Flügel hatten die Franzosen mit Vortheil gestritten und sich der schwächsten Stellung, nämlich jener von Wattignies genähert. Die Nacht trennte die Kämpfenden. Jourdan aber erkannte, wie wichtig der Besitz dieses Punctes war, verstärkte in der Nacht seinen rechten Flügel und bemächtigte sich Wattignies' am 16. October, obgleich General Beaúregard, der dieses Manöver unterstützen sollte, von den Oesterreichern geschlagen ward. Ueber die Besetzung Wattignies' durch die Franzosen ward aber Coburg so überrascht und verwirrt, daß er den Rückzug anordnete, obgleich seine Truppen auf allen übrigen Puncten siegreich gewesen waren und sogar der Herzog von York mit neuer Hilfe herbeieilte.

Dies war das letzte kriegerische Ereigniß des Jahres 1793 auf diesem Kriegsschauplatze. Es wurden dadurch zwar die Kaiserlichen nicht ganz vom französischen Boden vertrieben, wie es eigentlich der Convent von Jourdan und Carnot begehrt

hatte, allein die Alliirten mußten ihre Winterquartiere in Hennegau und Westflandern nehmen, eine Thatsache, die für die Zukunft noch weit schlimmeres befürchten ließ.

9.

Kämpfe am Rhein.

Auch am Rhein hatte man schließlich Unglück gehabt. Eigentlich wäre man preußischerseits des französischen Krieges gern ledig gewesen; die Preußen hatten ihre Entschädigung längst in Polen gefunden, das am 16. April 1793 zwischen Rußland und Preußen eine neue Theilung erfahren hatte. Dadurch war auch eine Erkaltung zwischen den Höfen von Berlin und Wien eingetreten, um so mehr als jetzt Cobenzl seinen Posten als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten Oesterreichs aufgegeben hatte und Minister Thugut an seine Stelle getreten war. Diese Zerwürfnisse lähmten auch die militärischen Schritte am Rhein, wo gerade damals, als ein Theil der französischen Armee nach Dünkirchen hatte abrücken müssen, Aussicht auf Erfolg vorhanden war. Wurmser und der österreichische Hof erkannten dies und suchten den Herzog von Braunschweig zur Thätigkeit zu drängen. Allein dieser behauptete, er müsse erst Aufstellungen suchen, Magazine anlegen, Zufuhren organisiren und all die tausend Anstalten herstellen, welche die alte Kriegskunst als nothwendig ansah!

Da glaubte Wurmser auf eigne Faust operiren zu können in der Hoffnung, die Preußen dadurch nachzuziehen. Er hatte mit den Emigranten etwa 32.000 Mann am linken Rheinufer beisammen, indeß die Feinde in den Weißenburger Linien standen. Diese Linien zu nehmen, schien nicht schwierig, wenn

man sie zugleich in der Front angriff und in ihrer linken Flanke umging. Dies Umgehen der Flanke wäre die Aufgabe der Preußen gewesen, und indem Wurmser in der That seine Frontangriffe von Bienwald aus begann, hoffte er zuversichtlich den Herzog von Braunschweig zur Mithilfe zu bewegen. Allein die Preußen blieben ruhig am Hardt stehen und spöttelten über die „Franzosenjagd" Wurmser's. Erst als am 6. August Prinz von Waldeck aus Wien kam und die Nachricht brachte, daß der österreichische Hof die Pläne Wurmser's nicht nur billige, sondern sogar während des Angriffs auf die Weißenburger Linien ein österreichisches Corps im Ober-Elsaß zur Unterstützung der Operationen einbrechen lassen wolle, setzte es der preußische König trotz des Widerstrebens des Herzogs durch, daß das preußische Herr vorrückte, am 11. August Edenkoben besetzte und bis Pirmasens vordrang, aber mit so geringer Macht, daß Wurmser, der am 19. August die Franzosen abermals in der Front angriff, keine wesentliche Unterstützung hatte.

Dennoch fanden sich die Preußen bald wider Willen in ein Gefecht mit den Franzosen verwickelt. Wurmser hatte am 6. und 7. September den General Pejacsevich abgeschickt und den wichtigen Engpaß von Bondenthal besetzt. Die Franzosen erkannten die Wichtigkeit dieses Postens zu gut, um nicht alle ihre Kräfte zur Wiedererlangung des Engpasses anzustrengen. Schon am 12. warfen sie sich mit aller Macht auf alle Punete der österreichischen Linie, ohne jedoch einen Erfolg zu erzielen. Sie wurden zurückgeworfen. Als sie aber erfuhren, daß die Oesterreicher in Bondenthal keine Verstärkung erhalten hatten, erneuerten sie am 14. den Kampf und beschlossen zugleich die Moselarmee gegen Pirmasens vorrücken zu lassen, um die Preußen von der Hilfeleistung abzuhalten. In der That schlug der Herzog von Braunschweig Wurmser's Bitte um

Unterstützung rund ab, und als nun der französische General Ferette mit überlegenen Truppen sich ungestüm auf die Oesterreicher bei Bondenthal warf, überwältigte er sie nach einem äußerst blutigen und hartnäckigen Gefechte und besetzte den wichtigen Posten mit seinen Leuten. Der Herzog von Braunschweig war inzwischen bei Pirmasens in einen Kampf verwickelt worden, wobei er Sieger blieb und die Feinde in die Flucht schlug, aber dies nutzte den Oesterreichern wenig, besonders da er den Sieg nicht verfolgte und stehen blieb, statt die Franzosen aus Hornbach hinauszujagen.

Erst als der Vicepräsident des Wiener Hofkriegsrathes in sein Hauptquartier gekommen war und endlich den Kriegsplan mitbrachte, auf dessen Nichterscheinen sich das preußische Zögern immer gestützt hatte, ein Plan, der ganz und gar mit jenem Wurmser's übereinstimmte, erst dann fand sich der Herzog bewogen, in den letzten Tagen des September vorzugehen und die beiden französischen Armeen (die Rhein- und Moselarmee) dadurch zu trennen, daß er sich der Vogesenlager bei St. Ingbert, Blieskastel und Neuhornbach bemächtigte. Die Franzosen leisteten nur geringen Widerstand und wichen überall nach kurzen Gefechten zurück. Der preußische König, der an diesen letzten Kämpfen noch Theil genommen, verließ am 29. September die Armee und kehrte nach Preußen zurück. Dadurch bekam Braunschweig den alleinigen ungetheilten Oberbefehl und vereinte sich nunmehr mit Wurmser zur Eroberung der Weißenburger Linien, wie es im Kriegsplane stand.

Während die Preußen nunmehr den linken Flügel der Franzosen aus seinen Stellungen in den Vogesen zwischen Bitsch und Weißenburg verdrängten, griff Wurmser die Lauterlinie an. Zwar ward der Prinz von Waldek, der am 14. October bei Selz über den Rhein gegangen war, zurückgeschlagen;

allein die anderen Abtheilungen des Wurmser'schen Heeres drangen siegreich vorwärts, vertrieben die Feinde aus Lauterburg und Bergzabern, ja endlich am Abend desselben Tages aus Weißenburg selbst. Noch in der Nacht zogen sich die Geschlagenen auf Hagenau, ja hielten sich beim Vordringen der Alliirten auch da nicht für sicher, räumten am 17. October diesen Ort und flüchteten unter die Mauern von Straßburg.

So hatte sich wieder gezeigt, was Oesterreich und Preußen vermöge, wenn es gemeinsam handle; allein leider dauerte die Einheit nicht lange. Wurmser wollte den Sieg benutzen und Elsaß erobern, das gerade jetzt leicht zu besetzen schien; doch Preußen gönnte dem Nachbarhofe diese Eroberung nicht und war gegen jede „Vergrößerung Oesterreichs". Der Herzog von Braunschweig hielt den Plan Wurmser's einerseits für unausführbar, andererseits nur dictirt durch Wurmser's persönliches Interesse, weil er Besitzungen und Verwandte im Elsaß hatte. Allein Wurmser wußte recht gut, was er wollte. Die Einwohnerschaft dieses Landes, von jeher deutsch, hatte wenig Sympathien mit dem neuen Regimente Frankreichs. Die neuen Ideen hatten dort Schrecken und Abscheu verbreitet, besonders seit durch die Ausschweifungen der Schreckensmänner die unglückliche Königin Marie Antoinette, die Tochter der großen Maria Theresia, die schöne und liebenswürdige Monarchin, deren ganze Schuld darin bestand, daß sie eine Krone getragen hatte, am 16. September aufs Schaffot gebracht worden war, und seit in lächerlicher Verblendung das Dasein Gottes wegdecretirt und der Dienst der Vernunft zu Paris eingeführt worden war! Der ganze Adel von Elsaß stand auf Seite der Oesterreicher und ein Theil desselben diente in Wurmser's Heere. Der Mittelstand, noch am meisten republicanischen Ideen zugänglich, verabscheute die Herrschaft Robespierres, die Bauern

endlich wollten von den Pariser Neuerungen nichts wissen. In Straßburg hatte sich sogar eine Verschwörung gebildet, die Stadt den Oesterreichern zu übergeben.

Wäre dieser Zustand benützt worden, so wären Wurmser's Anstrengungen nicht fruchtlos gewesen; doch das Unternehmen allein durchzuführen, war er zu schwach und Braunschweig weigerte sich entschieden, ihm zu helfen, ja zog sich sogar unter dem Vorwande, für die Winterquartiere seiner Truppen sorgen zu müssen, auf Kaiserslautern zurück. Auch erkannte der Wohlfahrtsausschuß die Wichtigkeit des Elsasses, ließ durch Conventsdeputirte von besonderer Thätigkeit, wie Saint Juste war, das ganze Land insurgiren, ernannte den jungen General Hoche zum Befehlshaber der Moselarmee und Pichegru zum Anführer der Rheinarmee, und befahl ersterem Landau zu entsetzen. Da nun dieser nur allzu gut wußte, was seiner harre, wenn er den Befehl nicht vollzöge, so strengte er alle seine Kräfte an, den Auftrag zu vollziehen. „Landau oder Tod" war sein eigener, war der Ruf seiner Soldaten.

Zu Anfang der zweiten Hälfte Novembers waren die beiden französischen Feldherren bereit, vorzurücken. Hoche, der den Rückzug des Herzogs von Braunschweig für Flucht gehalten hatte, griff ihn mit 40.000 gegen etwa 20.000 Mann am 28. November in dessen Linien bei Kaiserslautern an. Der Kampf ward am 29. und 30. mit Heftigkeit fortgesetzt und die Franzosen wurden vollständig geschlagen. Hätte nun der Herzog seinen Sieg verfolgt, die Moselarmee bei Seite gedrängt und sich mit Wurmser vereint, so würde der Feldzug noch immer einen glücklichen Ausgang genommen haben; allein Herzog Ferdinand ging in seine alten Stellungen nach Kaiserslautern zurück und erleichterte es dadurch Hoche, sich mit Pichegru in Verbindung zu setzen.

Dieser hatte schon seit dem 20. November die Stellung des General Wurmser, der seine Posten bis an die Zorn vorgeschoben hatte, mit Lebhaftigkeit angegriffen und jeden Tag fanden kleinere Gefechte statt, die für die Entscheidung freilich von keiner Bedeutung waren, allein doch Wurmser's Macht stets schwächten. Die Stellung der Oesterreicher dehnte sich in einer durch zahlreiche Verschanzungen gedeckten Strecke von zwölf Stunden aus; ihr linker Flügel war an den Rhein gelehnt; der rechte hatte seine Deckung in jenen Gebirgsposten, die den Schlüssel zu den Weißenburger Linien bildeten. Ein Glück war es noch, daß die Angriffe der beiden französischen Heere, die sich, nachdem Hoche Verstärkungen erhalten hatte, näherten, vereinzelt geschahen; so wurden sie am 8. December bei Reichshofen, am 10. bei Pirmasens und Weißenburg, am 14. bei Lembach zurückgeworfen. Ein besonders heißer Kampf entwickelte sich am 15. und 16. December, wo Wurmser beinahe auf allen Puncten angegriffen wurde, aber diesmal ausreichende Unterstützung durch den Herzog von Braunschweig erhielt, so daß der Angriff tüchtig abgeschlagen werden konnte. Leider hatte die, jetzt wieder etwas mehr hergestellte Einheit zwischen den beiden Feldherren keinen Erfolg mehr. Wurmser, bereits entmuthigt und durch Krankheiten in seinem Corps geschwächt — er hatte mehr als 10.000 Kranke und Verwundete — gab die Stellung bei Hagenau auf und zog sich hinter die Sür zurück, während ein preußisches Corps die Stellung bei Lembach deckte. Inzwischen hatte, weil man den Werth der Einheit im französischen Lager besser erkannte, Hoche den alleinigen Oberbefehl über die vereinte Rhein- und Moselarmee erhalten und griff am 22. December die Kaiserlichen bei Freschweiler und Werth an, erstürmte ihre Schanzen, nahm ihnen das Geschütz weg, machte viel Gefangene und zwang sie zum Rück-

zuge, der äußerst verwirrt vor sich ging, da die Emigranten und der elsässische Adel durch ihre Flucht, durch die Hast und Eile sich in Sicherheit zu bringen, alle Ordnung durchbrachen. Damit war nun aber auch der rechte Flügel Wurmser's umgangen und der Posten bei Lembach nicht mehr zu halten. Wurmser zog sich, fast ohne Munition, mißtrauisch und enttäuscht, auf Weißenburg zurück.

Die Oesterreicher und Preußen kamen nun überein, dort den weiteren Angriff des Feindes abzuwarten und Landau umschlossen zu halten; allein der Zustand der Armee war so elend, daß an eine Fortsetzung des Kampfes nicht gedacht werden konnte. Es fehlte an Lebensmitteln, Holz und Fourage, ja selbst an Schuhen und Kleidern. Dazu kamen die fortwährenden Angriffe des Feindes, der am 26. December die Kaiserlichen abermals warf und bald von Weißenburg abgeschnitten hätte, wenn nicht der Herzog von Braunschweig, jetzt leider zu spät, Unterstützung gewährt haben würde. Es blieb den Oesterreichern unter diesen Umständen, wenn sie nicht auch noch den Rest ihrer Armee preisgeben wollten, nichts mehr übrig, als über den Rhein zurückzukehren. Bei Philippsburg überschritt Wurmser am 30. December diesen Fluß, indeß die Preußen in den ersten Tagen des neuen Jahres ihre Winterquartiere zwischen Rhein und Nahe nahmen.

So endete der so glorreich begonnene Feldzug des Jahres 1793. Politische Meinungsverschiedenheiten der Höfe, Egoismus einzelner Fürsten, militärische Uneinigkeit, besonders aber die alte Kriegskunst mit der übermäßigen Ausdehnung ihrer Linien, der langsamen Bewegung ihrer Heere, der allzu großen Aengstlichkeit der meisten ihrer Führer, trugen die Hauptschuld an dem Scheitern eines Unternehmens, das in der Verbindung von beinahe ganz Europa, mit den bravsten und disciplinirtesten

Truppen der Welt gegen einen Staat begonnen worden war, der, von außen und innen bedroht, Leute auf den Kampfplatz gesendet hatte, die von Zucht und Ordnung, von Kampf und Gefecht nichts verstanden, die aber schließlich den Sieg davon trugen, weil sie eine neue Kriegskunst, ein neuer Geist zu beseelen begann, Dinge, gegen die man erst lernen mußte, zu kämpfen.

10.

Feldzugsplan des Generals Mack für das Jahr 1794.

Der Beginn des Jahres 1794 traf die große Allianz der Fürsten Europa's bereits gelockert; nur Oesterreich stritt noch mit derselben heiligen Glut, mit der es zuerst den Krieg begonnen hatte. Man hat, namentlich in späteren Zeiten, diesen Kampf vielfach zu verdächtigen gesucht, man hat den Kaiser Franz ohne Umstände als Unterdrücker aller freiheitlichen Institutionen hingestellt, als einen Herrscher, der Ströme von Blut vergoß, um seiner starren Ansicht von Legitimität und dem Wunsche nach Absolutismus Genüge zu thun. Allein wenn man den Kaiser nach dem Maßstabe seiner eigenen Zeit und nicht nach dem fremder Tage mißt, so wird man finden, daß er nur dem Willen seiner Völker Ausdruck gab, welche selbst den Kampf gegen eine Nation begehrten, der weder Recht noch Sitte, weder Gott noch Tugend heilig war, die alles Gewohnte und Liebgewordene über den Haufen warf und Neuerungen an deren Stelle setzte. Uebrigens hatte er auch als Kaiser von Deutschland die Pflicht, die Unverletztheit des Reiches zu wahren oder vielmehr wieder herzustellen, da von Frankreich einzelne deutsche Fürsten an Rechten und Ländern gekränkt waren. Seit zwei

Jahren hatte deshalb Kaiser Franz in den Niederlanden und am Rhein, ja selbst in Italien zur Unterstützung Sardiniens, seine Truppen in einer Anzahl und Stärke verwendet, welche das, was er dem Reiche gegenüber zu leisten verpflichtet war, um mehr als das Dreifache überstieg.

Leider waren die deutschen Fürsten nicht von gleich patriotischen Ideen erfüllt, wie ihr Oberhaupt; es zeigte sich die Trostlosigkeit und Erbärmlichkeit der damaligen deutschen Zustände im grellsten Lichte. Aufgefordert vom Kaiser zu einem Kampfe, der um ihr eigenes und des Reiches Dasein geführt wurde, wußten sie hundert Ausflüchte, um nicht ihren Verpflichtungen nachkommen zu müssen; es verließ das Reich sich selbst und verrieth den Kaiser, der es retten wollte. War es ein Wunder, wenn nun dieser, angeekelt von solch unhaltbaren Zuständen, allmälig sein Herz von Deutschland abwendete und schließlich eine Krone niederlegte, die nicht einmal mehr Glanz, viel weniger noch Macht besaß?

Unter diesen Umständen waren die Aussichten für die Erneuerung des Kampfes im Jahre 1794 eben nicht glänzend. Dennoch verzagte der Kaiser nicht. Er schlug, da er die Fürsten nicht zum Kampfe bewegen konnte, eine allgemeine Volksbewaffnung wenigstens in den bedrohten Grenzgegenden vor; er wußte, daß das Volk in heiliger Begeisterung aufstehen und den Kampf für Recht und Vaterland ausfechten würde. Aber mit Furcht und Entsetzen verwarfen die deutschen Fürsten, allen voran Preußen, eine so revolutionäre Maßregel, und beschlossen lieber die Bildung einer Reichsarmee zu gestatten, die vereint mit den Wurmser'schen Truppen am Oberrhein wirken und unter dem Commando des Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen stehen sollte, der im ersten niederländischen Feldzug, wenn auch unglücklich, so doch ehrenvoll gekämpft hatte.

Die eigenthümlichste Stellung freilich nahm Preußen ein. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte den Feldherrnstab niedergelegt und ward ersetzt durch Möllendorf, einen Mann, gleichfalls aus der Schule Friedrich's II., der zwar schon 70 Jahre alt war, aber dennoch viel Beweglichkeit besaß, voll List und Ehrgeiz und versehen mit einem Hang zur Intrigue, der ihn in diesen Tagen als geeignetes Werkzeug für die Durchführung der preußischen Politik erscheinen ließ. Nach langem Hin- und Herhandeln hatte Preußen, das dem Kampfe eigentlich ganz entsagen wollte, endlich im Haager Vertrage vom 19. April seine Truppen an England und Holland verkauft und mußte gegen eine bestimmte Summe 62.400 Mann den Alliirten zur Verfügung stellen.

Auf ihre Mitwirkung wurde demnach mit Sicherheit in dem Kriegsplane gerechnet, den der österreichische General Mack entworfen hatte. Ihm zufolge sollte die österreichische Hauptarmee in den Niederlanden die Vertheidigungslinie von Landrecies, Cambray und Arras erobern, dann auf Paris losmarschiren, während England durch eine Landung die Vendéer zu unterstützen hatte, die im Aufruhr gegen die Republik waren; die Preußen aber sollten den linken Flügel decken. Zweierlei war dabei nicht berücksichtigt: einmal, daß der Aufruhr in der Vendée schon größtentheils unterdrückt, Lyon, Bordeaux, Marseille und selbst Toulon bereits in den Händen der Republicaner war, und dann, daß man sich auf Preußen nicht verlassen konnte.

Dennoch waren die Truppen der Verbündeten guten Muthes, ja in freudiger Aufregung, da Kaiser Franz selbst beim Heere erschien. Am 14. April 1794 Abends um ½6 Uhr traf er in Begleitung der Erzherzoge Karl und Joseph zu Valenciennes ein und nun beschloß der Prinz von Coburg

ungesäumt, sich Landrecies' zu bemächtigen. Die gesammte österreichisch-englisch-holländische Armee, die er befehligte, mochte etwa 160.000 Mann zählen. Das Centrum, über welches der Kaiser am 16. April Heerschau hielt, stand zwischen Valenciennes und Bavay, der linke Flügel unter dem Grafen Kaunitz bei Mons, der rechte Flügel unter Clerfayt in mehreren Lagern in Westflandern. Ueberdies waren 25—30.000 Oesterreicher im Luxemburg'schen, an sie schlossen sich die Preußen und Sachsen in der Gegend von Mainz (etwa 60.000 Mann) und dann stand das Reichsheer von Mannheim bis Basel, etwa 15.000 Mann.

Ihnen gegenüber befanden sich ansehnliche Streitkräfte: die Nordarmee unter dem Befehl Pichegru's, die Ardennenarmee unter Charbonière, die Moselarmee 30.000 Mann unter Jourdan, die Rheinarmee 36.000 Mann unter Michaud, zusammen über 240.000 Mann. Waren davon auch nicht alle Truppen mobil, so zeigten sich die Franzosen den Verbündeten doch an Truppenanzahl weit überlegen. Dessenungeachtet konnten die Letzteren den Kampf mit Siegeshoffnung aufnehmen, da fast zwei Drittheile der Feinde aus jungen ungeübten Recruten bestand, die noch nie im Feuer gewesen waren, indeß sich bei den Heeren der Alliirten fast durchwegs erprobte, an den Krieg gewöhnte Soldaten befanden.

11.

Unter den Augen des Kaisers.

Am 17. April eröffneten die Oesterreicher den Kampf gegen das französische Centrum, indem sie unter den Augen des Kaisers in acht Colonnen vorrückten, die Feinde in ungestümem

Angriffe über die Oise und Sambre zurückwarfen und Landrecies umzingelten. Durch diese Bewegung war der rechte französische Flügel von der Mitte abgeschnitten, und als am 21. April die Franzosen ihre Vereinigung mit den Waffen durchsetzen wollten, entspann sich an der Helpe ein mörderischer Kampf, der damit endete, daß die Franzosen auf allen Puncten geworfen wurden und wieder jene Stellungen beziehen mußten, die sie bei Tagesanbruch inne gehabt hatten.

Kaiser Franz war inzwischen nach Brüssel gegangen, wo er die Joyeuse Entrée und alle andern Freiheiten der Niederländer beschwor, darauf den Huldigungseid abnahm und zum Herzog von Brabant ausgerufen wurde. Am 26. April war er schon wieder bei der Armee, wo er eben recht zu der glänzenden Waffenthat von Landrecies kam.

Die Franzosen hatten diesen Tag zu einem allgemeinen Angriff bestimmt. Im Centrum sollten die Oesterreicher auf sieben Puncten zugleich angegriffen werden, indeß Charbonière aus den Ardennen herbeirücken sollte, um mit den Truppen des Desjardins, der bei Maubeuge stand, den linken Flügel der Oesterreicher zurückzudrängen. Endlich sollten Souham und Moreau von Lille aus gegen Clerfayt operiren und Menin und Courtray nehmen. Die Vereinigung der Ardennen- und Maubeuge-Armee konnte freilich von den Oesterreichern nicht gehindert werden, da Kaunitz, der an der Sambre stand, zu schwach war; dagegen entschied sich der Kampf im Centrum sehr bald zu Gunsten der Verbündeten. Der Angriff in mehreren Colonnen gab den Alliirten Gelegenheit, jede einzelne zu schlagen und zwar mit um so größerem Erfolge, je weniger sich die zerstreut von einander fechtenden Feinde gegenseitig zu unterstützen vermochten. Am schlimmsten erging es dabei dem französischen General Chappuis, der mit 30.000 Mann und 80 Kanonen den Herzog von

York werfen wollte; er überrumpelte in der That die Vorposten und drang bis zu York's verschanztem Lager; aber zwei Reiterangriffe, die unter dem Befehl des Oberstlieutenants Fürsten Karl Schwarzenberg von einem österreichischen Kürassierregiment, ein Paar Escadronen Husaren und einigen englischen Reiterschwadronen unternommen wurden, jagten die ganze Colonne in die schmählichste Flucht. In ein paar Minuten war die französische Infanterie auseinandergesprengt und die Verbündeten brachten 5—6000 Gefangene, worunter Chappuis selbst, und 30 Kanonen ins Lager zurück. Der Erfolg dieses glänzenden Tages war der Fall von Landrecies, welche Festung sich am 30. April ergab.

Dagegen waren die Alliirten um dieselbe Zeit auf ihrem rechten Flügel unglücklich. Souham und Moreau waren am 26. April von Lille gegen die Lys aufgebrochen, an welcher Menin und Courtray liegen. Die erste Festung ward von Moreau berannt, indeß Souham sich der zweiten bemächtigte, ehe noch Clerfayt wußte, wo er die Feinde zu suchen habe. Als er von ihrer Bewegung Kunde erhielt, faßte er den Plan, ihnen den Rückweg nach Lille abzuschneiden und ging deshalb mit etwa 18.000 Mann nach Moeseron, wo er sich am 28. April verschanzte. Die Gefahr erkennend, machten die französischen Feldherren mit einem Theile ihrer Truppen Kehrt und beschlossen, um ihre bedrohten Verbindungen zu retten, die Stellung Clerfayt's mit Sturm zu nehmen. Am 29. führten sie ihre Schaaren gegen die Schanzen und obgleich sich die Oesterreicher mit großer Tapferkeit wehrten und den ersten Sturm abschlugen, mußten sie doch der Uebermacht weichen und verloren 1200 Gefangene, 33 Kanonen und 4 Fahnen.

Um diese Zeit wurde in Frankreich der Plan entworfen, den Kampf gegen das österreichische Centrum ganz aufzugeben,

dagegen mit ungeheueren Massen die Flügel anzugreifen und zwar in stets sich erneuernden Gefechten, um durch deren Aufrollung die Mitte zu umgarnen. Dieser Plan kam zur Kenntniß der Alliirten, da er sich unter den Papieren des gefangenen Generals Chappuis befand und änderte natürlich den Mack'schen Plan wesentlich ab. Coburg hielt eine Bedrohung seiner Flanken für das allergefährlichste Unternehmen, und sein Bestreben war nur dahin gerichtet, seine beiden Flügel möglichst zu verstärken. Trotzdem war Clerfayt am 11. Mai in einem Treffen zwischen Thielt und Courtray neuerdings unglücklich, und obgleich all' diese Gefechte nichts Entscheidendes hatten, waren sie doch nachtheilig, weil die Alliirten dabei eine Menge Leute verloren, die sich nicht ersetzen ließen, indeß die Franzosen fortwährend aus dem Innern Fankreichs neue Krieger zugeschickt erhielten.

Glücklicher waren die Verbündeten auf dem linken Flügel, obgleich die Franzosen ihrem kühnen Plan gemäß immer neue Truppen dahin sendeten und dem General Jourdan Befehl ertheilten, sich mit 15.000 Mann des Rheinheeres zu verstärken, in Eilmärschen durch den Ardennenwald zu rücken und sich mit Desjardins' Corps zu vereinen. Aber auch Coburg hatte seinen linken Flügel verstärkt und da der allmächtige Volksrepräsentant St. Juste das Herankommen der Jourdan'schen Armee nicht abwarten wollte und den Angriff befahl, so wurden die Franzosen bei ihrem Vordringen über die Sambre sowohl am 9., als noch mehr am 13. Mai geschlagen. Kaunitz erfocht am letzten Tage gegen Desjardins, welcher auf Mons vordringen wollte, bei Grandremy in einem mörderischen Treffen einen glänzenden Sieg, der aber Angesichts der zu erwartenden französischen Verstärkungen keine Entscheidung hatte.

In dieser Zeit hatte Mack einen Plan entworfen, der mit einem Streiche die französische Armee von Lille abschneiden, um-

zingeln, ja vernichten sollte. Die hiebei in Verwendung kommenden Mittel waren aber so künstlich zusammengesetzt, daß von vornherein der Erfolg des Unternehmens zweifelhaft war; denn Mack's Plan bedurfte zur Durchführung eines fast bis zur Stunde genauen Uebereinstimmens in der Bewegung der einzelnen Heeresmassen, die, von den verschiedensten Seiten zusammentreffend, in ihren Einzelmärschen durch nichts gestört werden durften, wenn nicht der ganze Erfolg in Frage gestellt sein sollte. Zwar hielt man die Anordnungen vollkommen geheimnißvoll; doch erkannten Souham und Moreau, die in Pichegru's Abwesenheit den Oberbefehl führten, aus den Bewegungen der Heeresabtheilungen der Verbündeten, auf was man es abgesehen hatte, und wußten ihre Anstalten so zu treffen, daß der großartig angelegte Plan ihrer Gegner vollständig zerrissen wurde. Während nämlich Clerfayt bei Warwik aufgehalten wurde, marschirte Souham auf Turcoing los, warf die Alliirten heraus und bemächtigte sich dieses Punctes, indeß York in ein Gefecht mit Bonnaud verwickelt wurde, das rasch einen unglücklichen Ausgang nahm, da eben die erwartete Hilfe Clerfayt's ausblieb. Die Engländer wurden geschlagen und ohne den tapfern und andauernden Widerstand, den einige österreichische Grenadierbataillons und das hessen-cassel'sche Leibregiment zwischen Lannoy und Leers leisteten, wären die flüchtigen Reihen wohl gänzlich aufgelöst und der Herzog von York selbst gefangen worden (18. Mai).

Zum Glücke wußten die Franzosen ihren Sieg nicht zu benützen und ließen Clerfayt in seine alte Stellung bei Thielt ziehen, indeß die übrigen Verbündeten bei Tournay lagerten. Ja bald wurde diese Niederlage ausgeglichen; denn als Pichegru am Morgen nach der Schlacht ankam und auch für seine Person Ruhm erwerben wollte, gerieth er am 22. Mai in einen Kampf mit den Alliirten bei Port-à-Chin, der mit äußerster Erbitte-

rung zwölf Stunden lang fortdauerte und wobei die französische Armee empfindliche Verluste erlitt, indem sie an Gefangenen allein 6—7000 Mann verlor. Diese zweite Schlacht erfüllte die österreichischen Heere mit neuem Muthe und auch Kaiser Franz, der sich während des Kampfes in keiner Weise geschont hatte, baute wieder mit um so größerer Zuversicht auf die Zukunft, als auf diese glänzende Waffenthat in den nächsten Tagen noch andere folgten. Am 20., 24. und 26. Mai suchten die Franzosen den Uebergang über die Sambre zu erzwingen und wurden jedesmal zurückgeworfen. Als sie aber durch die Ankunft der Moselarmee unter Jourdan im Stande waren, Charleroy zu bedrohen, führte Kaiser Franz in eigner Person ein Hilfscorps von Tournay herbei und verjagte in dem heißen Schlachttage des 1. Juni die Feinde von der Festung und von der Sambre, wobei der Prinz von Oranien, der statt Kaunitz den Oberbefehl hatte, die Fehler des Feindes und ihre zerstreute Truppenaufstellung glücklich benützte. Dieser Sieg bei Gosselier und Vieuville war übrigens der letzte, den der Kaiser in diesem Feldzuge sah. Durch die Vereinigung der französischen Armeen war ihre Macht auf 76.000 Mann gestiegen, indeß die österreichischen Heere durch die beständigen Anstrengungen erschöpft waren.

Traurig und bekümmert kehrte Kaiser Franz am 2. Juni nach Wien zurück, um so mehr, als er aus dem Benehmen der Preußen am Rhein sah, daß es mit der Hoffnung auf eine Mitwirkung des deutschen Nachbarstaates vorüber sei.

12.

Fortschritte der Franzosen — Schlacht bei Fleurus.

Die Preußen hatten über das Drängen des Reichsfeldmarschalls Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen allerdings

den Kampf am Rhein aufgenommen. Am 18. Mai 1794 setzte sich Möllendorf mit 55.000 Mann gegen Kaiserslautern und Neustadt in Bewegung; Herzog Albrecht, der mehr leistete als er versprochen hatte, unterstützte diesen Marsch, indem er mit 34.000 Mann bei Mannheim und Philippsburg den Rhein übersetzte, und jetzt erfolgte ein allgemeiner Angriff auf die Franzosen, deren Rheinarmee nach Jourdan's Abzug noch 36.000 Mann stark war und unter Michaud's Oberbefehl am Fuße der Vogesen stand. Die Moselarmee, 20.000 Mann unter Moreaux (nicht Moreau), befand sich bei Kaiserslautern, indeß 10.000 Mann vor Trier standen und die Straße nach Luxemburg sperrten. Am 23. Mai wurden die Franzosen bei Kaiserslautern vollständig besiegt. Gleichzeitig war Blücher bei Wiedenfeld, Hohenlohe mit den Oesterreichern an der Rehbach über Mundenheim und Oggersheim glücklich kämpfend vorgedrungen. Die Alliirten trugen auf der ganzen Linie den Sieg davon und nahmen die Stellung von Speier über Edinghofen, Kaiserslautern und St. Wendel ein.

Hiemit war aber auch Möllendorf's Thätigkeit zu Ende. Ohne die niederländische Armee zu unterstützen, steckte er ruhig sein Schwert ein und blieb stehen. Freilich war er an dieser Thatenlosigkeit weniger Schuld, als die preußische Diplomatie, welche ihre Armee jetzt gern in Polen gehabt hätte und sich durch den Haager Tractat die Hände gebunden fühlte. Man wollte eben nur die Leute schonen und sich in keine Unternehmung mehr einlassen, gerade jetzt, wo die französische Armee an der Sambre und in Flandern ungeheuer verstärkt worden und den Verbündeten weit überlegen war, so daß die Mitwirkung Preußens an der gemeinsamen Sache unbedingte Nothwendigkeit wurde. Ja man konnte mit um so größerem Rechte erwarten, daß die von England und Holland bezahlten preußischen Truppen den allge-

meinen Plan unterstützen würden, da der Reichsmarschall Albrecht erklärte, mit seiner und einem kleinen Theile der preußischen Macht den Rhein vollkommen decken zu können.

Möllendorf aber verweigerte entschieden jede Mitwirkung, und während einerseits die Engländer sich mit den preußischen Diplomaten in Verhandlung setzten, andererseits Herzog Albrecht um Hilfe gegen Möllendorf's Ungehorsam nach Wien schrieb und der preußische Feldherr sich Instructionen von Berlin erbat, verstrich so viel kostbare Zeit, daß nun die Franzosen, die ihre zwei früher getrennten Armeen jetzt in eine vereint hatten, nun auch am Rhein angriffsweise vorgingen und von einer Unterstützung der niederländischen Armee gar nicht die Rede sein konnte. Diese Weigerung der Preußen, ihre Verpflichtungen zu erfüllen, war übrigens allein Schuld an dem unglücklichen Ausgange des Kampfes in den Niederlanden.

Denn jetzt konnte Coburg, der um seine eigene Stellung immer mehr besorgt wurde, nicht mehr Clerfayt unterstützen und mußte ihn seinem Schicksale preisgeben. Gegen diesen kämpfte Pichegru, wagte es jedoch trotz seiner Stärke nicht ihn anzugreifen, sondern beschloß, Ypern zu belagern, in der Hoffnung, den österreichischen Feldherrn von Thielt nach sich zu ziehen, um ihn möglicherweise schlagen zu können. Auch erleichterte der Besitz von Ypern Pichegru's Vordringen in Westflandern. Was er hoffte, geschah. Kaum begann er die Belagerung von Ypern, so eilte Clerfayt zur Rettung des bedrohten Platzes herbei. Auch Coburg schickte Hilfe; doch sandte ihm Pichegru von Lille aus ein Corps entgegen, um ihn aufzuhalten, indeß er selbst aufbrach, dem entgegenziehenden Clerfayt eine Schlacht zu liefern. Diese fand am 13. Juni in der Nähe von Rousselaer und Hoogleden statt. Zwar warf Clerfayt den rechten französischen Flügel, doch konnte er nicht hindern, daß Macdonald seine heftig

angegriffene Stellung so lange behauptete, bis er Verstärkung erhielt, wodurch sich Clerfayt zum Rückzuge entschließen mußte. Vier Tage darauf fiel Ypern in die Gewalt des Feindes.

In noch größerer Gefahr befand sich der linke Flügel der Verbündeten seit Jourdan's Ankunft. Kaum hatten die Franzosen von den Eilmärschen, in denen sie von der Mosel hergerückt waren, ausgeruht, als Jourdan für den 16. Juni die Ueberschreitung der Sambre und die Belagerung von Charleroy, an welchen Versuchen seine Vorgänger gescheitert waren, nun seinerseits ins Werk setzte. Allein er fand auch diesmal den Prinzen von Oranien gerüstet. Die Franzosen wurden aus allen Stellungen, die sie jenseits der Sambre bereits eingenommen hatten, in einer mörderischen Schlacht hinausgetrieben und mußten sich zurückziehen. Sie sahen es aber als einen großen Gewinn an, diesen Rückzug wenigstens in einer leidlichen Ordnung bewerkstelligt zu haben, da sie sonst immer in unordentlicher Flucht ihre alten Stellungen erreicht hatten. Dennoch überschritt Jourdan ein paar Tage später abermals die Sambre und bemächtigte sich derjenigen Puncte, die er nöthig hatte, um das, übrigens nur schwach vertheidigte Charleroy angreifen zu können. Oranien fühlte sich zu schwach, um ihm die eroberten Stellungen wieder entreißen zu können, sondern wollte die Ankunft Coburg's abwarten; allein die Festung ergab sich am 26. Juni in dem Augenblicke den Franzosen, in welchen der kaiserliche Oberfeldherr, zu Oranien's Hilfe herbeigeeilt, sich zur Schlacht vorbereitete, um Charleroy, von dessen Fall er noch nichts vernommen hatte, zu entsetzen.

Am frühen Morgen begannen auf allen Puncten die Gefechte. Oranien und General Latour griffen auf dem rechten Flügel an, umzingelten die feindlichen Colonnen und warfen sie im gewaltigen Stoße bis an die Sambre zurück; allein schnell

eilt Kleber mit Hilfe herbei, führt Kanonen auf den Höhen von Monceaux auf und benützt die Zögerung, welche bei der nun erfolgten Kunde vom Falle Charleroy's hier eintritt, um die Oesterreicher zum Rückzuge zu zwingen, wodurch er seine Stellung wieder befestigt. Auch im Centrum beginnen die Oesterreicher den Kampf siegreich. General Quosdanovich drängt den französischen General Morlot auf Gosselie zurück, indeß Kaunitz dem Championnet in einem heißen Treffen die Verschanzungen von Hépignies entreißt; allein Jourdan, diese Gefahr erblickend, wirft seine Reserven auf den genommenen Punct, schlägt die Oesterreicher nach hartem Kampfe wieder hinaus und entwickelt seine Reiterei auf der weiten Ebene.

Noch heißer geht es auf dem linken Flügel zu. Hier hat Beaulieu, auf beiden Sambrenfern vordringend, den französischen General Moreau zurückgeworfen und in wilde Flucht gejagt, während sich Erzherzog Karl des Dorfes Fleurus bemächtigte. Mit Mühe gelingt es Moreau einige Bataillons zum Stehen zu bringen, mit denen er Lambusart, den Haupthalt des französischen rechten Flügels besetzt. Ihm eilt Lefèvre von Fleurus aus zu Hilfe und Jourdan rückt mit dem Rest seiner Reserven gleichfalls heran. Nun entspinnt sich ein mörderischer Kampf um diesen Platz. Man schlägt sich mit grenzenloser Erbitterung um den kleinen Ort; das Getreide und die Feldbaraken gerathen in Brand und mitten in den Flammen wird der Kampf fortgesetzt. Die Franzosen aber behaupten Lambusart. In diesem Augenblicke erfährt Beaulieu, was Oranien schon früher wußte, daß Charleroy sich im Besitze der Feinde befinde. Der Zweck also, um welchen man so hartnäckig stritt, nämlich der Entsatz dieser Veste, ist ja doch verfehlt, Coburg wagt nicht länger den nunmehr fruchtlos

scheinenden Kampf fortzusetzen und ordnet nach einer Schlacht, die länger als zwölf Stunden gedauert hatte, den Rückzug an.

Dies war die sogenannte Schlacht von Fleurus, von welcher erzählt wird, daß sich in derselben Jourdan zur Auskundschaftung der Stellungen seiner Gegner des Luftballons bedient habe.

13.

Verlust der Niederlande — Rückzug der Alliirten über den Rhein.

Vielleicht wäre die Schlacht von Fleurus nicht so entscheidend gewesen, wenn Coburg, statt die Heeresmassen zu zersplittern um alle Rückzugslinien zu decken, dieselben etwa bei Namur gesammelt und durch Heranziehung der Truppen von Luxemburg und Trier verstärkt hätte; allein dies war unausführbar, da die Preußen ihre Mitwirkung weigerten und durch Wegnahme von Streitkräften aus jenen Gegenden die Rheinlande zu sehr entblößt worden wären.

Trotzdem ward in einem, am 1. Juli zu Braine-la-Leud abgehaltenen Kriegsrathe beschlossen, die Niederlande noch so kräftig als nur immer möglich zu vertheidigen. Wenn freilich die Franzosen ihre Uebermacht benützten, wenn Pichegru zwischen Thielt, wo Clerfayt stand, und Tournay, wo sich York aufhielt, gegen Brüssel drang und dadurch dem Herzog von Coburg in den Rücken kam, wenn zugleich Jourdan von vorn drängte, dann war alles verloren! Allein Pichegru erhielt vom Wohlfahrtsausschusse Befehl, Ostende zu nehmen und entfernte sich dadurch von Jourdan. Dieser letztere verfolgte nun zwar die Oesterreicher; allein auch hier ward die Mannschaft zersplittert, einmal,

weil man bedeutende Abtheilungen zur Belagerung der vier eroberten französischen Festungen zurücklassen mußte und dann, weil man den einzelnen Heeresabtheilungen Coburg's eben so viele feindliche zur Verfolgung entgegensetzte. Trotzdem mußten die Oesterreicher überall zurückweichen. Mons, das man nach dem Kriegsrathe vom 1. Juli noch hatte schützen wollen, befand sich bereits in den Händen der Franzosen und bald sah man ein, daß auch Brüssel nicht zu halten sei, besonders da die Niederländer selbst sich den Oesterreichern feindlich gesinnt zeigten. Von dem, was kurz vorher die Stände verheißen hatten, war nichts in Erfüllung gegangen; Verrath und Spionage begleiteten jeden Schritt des österreichischen Heeres und der Feind hatte von jeder Bewegung desselben die genaueste Kunde. Französische Emissäre wiegelten das Volk auf und vergifteten dessen Geist.

Coburg zog sich auf Tirlemont zurück; einzelne siegreiche Gefechte der Oesterreicher brachten keine entscheidende Aenderung hervor. Auch York und Clerfayt konnten ihre Stellungen nicht mehr behaupten. Bald feierten die beiden französischen Armeen in Brüssel ihre Vereinigung. Nun, wo nur festes Aneinanderschließen aller Truppen noch möglicherweise Rettung bringen konnte, trennte sich York vollständig von Coburg. Noch hielt sich zwar letzterer, nachdem er Clerfayt an sich gezogen, mit aller Kraft; als aber am 23. Juli die Engländer Antwerpen räumten und sich nach Holland zurückzogen; als am 27. Juli Lüttich in die Hände der Franzosen fiel und auch Landrecies capitulirte; als endlich Möllendorf trotz aller Bitten jede Hilfe verweigerte — da entschloß sich Coburg zum vollständigen Rückzuge hinter die Maas in Stellungen, die voraussichtlich kaum zu halten waren, da die Armee, von Credit, Geld und Naturalien entblößt, in Folge furchtbarer Anstrengungen bedeutend herabgekommen war. Schon im Juni hatte der Prinz von

Coburg „aus Gesundheitsrücksichten“ um seine Entlassung gebeten; Ende August erhielt er dieselbe und legte am 29. den Oberbefehl in die Hände des Feldzeugmeisters Grafen von Clerfayt, dem er als eben nicht beneidenswerthe Erbschaft den mißmuthigen Geist einer zerrütteten Armee und die Spannung mit Möllendorf hinterließ.

Letzterer war, wie wir wissen, nach der Schlacht bei Kaiserslautern unthätig geblieben, und hatte den Franzosen Gelegenheit gegeben, sich zu stärken und die Offensive zu ergreifen. Dies geschah am 2. Juli, wo Desaix mit Tagesanbruch die österreichischen Vorposten angriff und zurückwarf, und damit das sogenannte Treffen von Schweigenheim begann. Während er nun mit gesammter Artillerie und Kavallerie gegen das Reichsheer vorrückte, hinderte Saint-Cyr den ihm gegenüber stehenden Prinzen Hohenlohe bei Neustadt, dem Herzog Albrecht zu Hilfe zu kommen. Dieser aber stürmte an der Spitze seiner Reiterei auf die feindlichen Kanonen los, die ihn mit einem Hagel von Kartätschen empfingen. Aber der kühne Angriff führte zum Siege, die Franzosen wurden verwirrt und flohen, ja Desaix war froh, seine alten Stellungen wieder erreichen zu können. Nun brach auch Saint-Cyr das Gefecht ab.

Seitdem kam es wieder täglich zu kleinen Scharmützeln. Umsonst suchte der Reichsfeldmarschall den preußischen Heerführer zu einem siegversprechenden Angriff zu bewegen, er blieb nur in der Vertheidigung stehen. Da erfolgte am 13. Juli abermals ein feindlicher Angriff, diesmal hauptsächlich gegen die preußischen Stellungen. Viel heldenmäßige Gefechte wurden geschlagen, aber ohne Zusammenwirken der beiden Armeen; die Unterstützung, die Herzog Albrecht unaufgefordert dem Prinzen Hohenlohe sandte, setzte diesen in Stand, sich zu halten, aber Möllendorf zog sich, ohne eigentlich besiegt

zu sein, zurück und sandte auch Hohenlohe Befehl, das gleiche zu thun.

Jetzt durfte auch der Reichsfeldmarschall, der gegen Desaix sich tapfer gehalten hatte, als er um ½1 Uhr Nachts Kunde vom preußischen Rückzug erhielt, seine Armee nicht länger der feindlichen Uebermacht preisgeben. Er ordnete deshalb den Rückzug nach Speier an, aber auch hier ward er am 14. angegriffen und mußte, da er von Möllendorf gar nichts erfuhr und dieser mit seinen Truppen verschwunden schien, bis Schifferstadt weichen, während die Generale Hotze und Wartensleben diesen Rückzug so meisterhaft deckten, daß der Feind der Armee nichts anhaben konnte. Am 15. ward die Lage der Oesterreicher noch bedenklicher, da Möllendorf, der bis Kirchheim-Bolanden gewichen war, keine Unterstützung sandte. Die Verluste der Oesterreicher waren beträchlich gewesen, ihre Verpflegung schien schwierig, am linken Rheinufer war kein Halt mehr und die Armee bei einer nirgends gedeckten Aufstellung einer sicheren Niederlage Preis gegeben; es blieb deshalb dem Feldmarschall nichts übrig, als mit blutendem Herzen und berechtigtem Groll gegen Möllendorf auf das rechte Rheinufer zu gehen. Letzterer ward hievon verständigt und seine Antwort abgewartet: er hatte nichts einzuwenden, und so übersetzten in der Nacht des 15. Juli die Truppen bei Mannheim diesen Fluß und Albrecht nahm sein Hauptquartier in Schwetzingen.

Nun bat Möllendorf, der nichts gethan hatte, um das Reichsheer zu unterstützen, seinerseits den Herzog um Beistand, und dieser schickte edelmüthig das Benjowsky'sche Corps zu ihm, obgleich sich die Preußen entschieden weigerten, die in ihrem Vertheidigungskreise liegenden Festungen zu besetzen. Ja noch mehr: als der Reichsfeldmarschall die 20.000 Preußen, die als Reichscontingent seinem Befehle unterstanden, nach Mainz als Be-

satzung beorderte und den Erbprinzen von Hohenlohe zum Gouverneur dieser Festung ernannte, wurde ihm von Seite Möllendorf's trocken erklärt, man werde keinem dieser Befehle Folge leisten. Was war unter solchen Umständen Gedeihliches zu erwarten?

Es kam denn, wie es kommen mußte. Zwar wurde am 26. Juli zu Schwetzingen ein Kriegsrath abgehalten und darin ein gemeinsames Wirken der niederländischen, preußischen und Reichsarmee vereinbart, es wurde bestimmt, daß Coburg die Maas, Möllendorf aber Trier, die Mosel und den Hunsrück behaupten und den General Blankenstein unterstützen sollte; allein Preußen, das mit diesem Plane sich einverstanden erklärte, hielt sein Versprechen nicht. Am 7. August fing der Feind einen nach Luxemburg bestimmten Transport Lebensmittel auf, warf Blankenstein's Vorposten zurück und griff den Posten von Pellingen an, der sich mit wunderbarer Bravour wehrte und einen Sturm vollständig abschlug; aber es war keine Aussicht zu siegen da, weil von keiner Seite Hilfe kam. Drei Tage kämpfte Blankenstein mit drei Bataillonen gegen 25.000 Franzosen und zog sich endlich, um die Stadt Trier vor einer feindlichen Beschießung zu retten, nach Hetzerath zurück. Durch den Fall von Trier aber war die Verbindung mit der Niederrheinarmee und mit Luxemburg verloren.

Der ganze August verging, ohne daß am Oberrhein weiter nennenswerthe Ereignisse statt gefunden hätten. Erst in der Mitte des September brachte Herzog Albrecht den Möllendorf dazu, daß er sich entschloß, einen Versuch zur Rückgewinnung Triers zu machen. Theile der preußischen Armee setzten sich in Bewegung; das Corps des Prinzen Hohenlohe, 12.000 Preußen und 18.000 Oesterreicher, besiegten am 20. September die Franzosen bei Kaiserslautern, wobei die Oesterreicher

allein sechs Kanonen eroberten, und es zeigte sich wieder deutlich, was die vereinte Macht im Stande war; allein die Nachricht von diesem Siege ward im preußischen Hauptquartier mit großer Kälte aufgenommen, und in dem Augenblicke, in welchem das ganze französische Heer in vollem Rückzuge war, erhielt Hohenlohe von Möllendorf plötzlich Befehl, jedes weitere Vorrücken einzustellen.

Diese Unzuverlässigkeit wirkte auch schädlich auf die niederländische Armee zurück. Dort mußten etwa 60.000 kampfmüde Truppen gegen 114.000 Franzosen streiten, und konnten nichts anderes thun, als sich, Schritt für Schritt kämpfend, langsam zurückziehen. Die ohne Aussicht auf Entsatz von den Franzosen belagerten Festungen Landrecies, le Quesnoy, Valenciennes und Condé fielen und Clerfayt mußte nach einem verlorenen Gefechte des Generals Latour bei Sprimont über die Röer gehen.

Selbst an der Röer konnte sich Clerfayt, wie er selbst an den Herzog Albrecht schrieb, ohne Unterstützung nicht halten. Es wurde deshalb mit Möllendorf auf Bitten des Reichsfeldmarschalls ein neuer Plan vereinbart. Allein der ganze Plan scheiterte daran, daß sich Preußen plötzlich wieder als höchst unzuverlässiger Bundesgenosse bewährte. Damals schon mit dem Gedanken vertraut, Frieden mit der Republik zu schließen, hatte es für alle vom Reichsfeldmarschall ausgearbeiteten Pläne nur schöne Worte, denen nie die Thaten folgten. Im Gegentheile: es handelte Möllendorf stets so zweideutig, so sehr dem, was er versprochen hatte, entgegen, daß dadurch jedes gemeinsame Zusammenwirken unmöglich wurde. Statt Melas, der jetzt das Blankenstein'sche Corps befehligte, die nöthige Unterstützung angedeihen zu lassen, wie versprochen war, blieb der preußische General Kalkreuth mit seinem Corps unter

einem nichtigen Vorwande unbeweglich stehen; Clerfayt blieb auf sich angewiesen und mußte sich allein vertheidigen, als er am 2. September mit ungeheurer Uebermacht von Jourdan angegriffen wurde. Nach einem erbitterten, bis spät Abends währenden Kampfe mußten die Oesterreicher weichen; Clerfayt zog sich von Düren und Nideggen hinter die Erft zurück. Doch auch hier gab es keinen Halt. In der Nacht vom 5. auf den 6. October erfolgte der im Angesichte des Feindes meisterhaft bewerkstelligte Uebergang über den Rhein bei Cöln; Clerfayt nahm sein Hauptquartier in Mühlheim.

Kaum erfuhr Möllendorf von dem Falle Cölns, das nach Clerfayt's Rheinübergang schon am 6. October an die Feinde überging, als er unter dem Vorwande, dadurch auf seiner rechten Flanke bedroht zu sein, seine unüberwindliche Stellung am Hunsrück aufgab und am 11. October vom Feinde ganz unbehelligt, selbst ohne Nachhutgefechte, über die Selz zurückging. Am 18. October traf im Hauptquartier des Herzogs Albrecht die überraschende und erschütternde Nachricht ein, daß sich die preußische Armee „politischer Verhältnisse" halber über den Rhein zurückziehen werde. In der That überschritt Möllendorf am 22. October diesen Strom.

Nun war natürlich auch die Stellung der Oesterreicher vor Coblenz, wo sich Melas mit Nauendorf vereinigt hatte, unhaltbar geworden. Melas zog seine sämmtlichen Truppen vom linken Moselufer nach Coblenz zurück. Am 23. October rückte der Feind mit ganzer Macht unter dem Schutze seiner Batterien gegen die Stellung der Kaiserlichen. Er griff mit rühmlicher Tapferkeit die Verschanzungen der Oesterreicher an, die durch das von Ehrenbreitstein herüber spielende Geschütz und durch die am linken Moselufer aufgestellten kaiserlichen Kanonen vertheidigt wurden, und warf dieselben nach zähem Widerstande heraus. Nun be-

schoß er sogleich Coblenz mit glühenden Kugeln. Melas hatte nur vier Kanonen und eine Haubitzenbatterie; das Geschützfeuer dauerte über zwei Stunden; zwei der kaiserlichen Kanonen wurden unbrauchbar, eine ging als demontirt verloren. Der heftige Widerstand der Oesterreicher bewog die Franzosen, einen Trompeter mit der Aufforderung zur Uebergabe der Stadt an Melas abzusenden, und dieser, einsehend, daß er sie nicht halten könne und sie nur fruchtlos der Verwüstung Preis geben würde, räumte um 8 Uhr Abends in aller Stille Coblenz; alles Geschütz, alle Truppen setzte er über den Rhein und brachte die Schiffsbrücke in Sicherheit.

So rollte nun der Rheinstrom seine Wogen zwischen den Armeen der französischen Republik und denen der Alliirten, welch' letztere auf dem linken Ufer nichts mehr besaßen, als Luxemburg, Mainz und die Rheinschanze bei Mannheim.

II.

Vom Auftreten Buonaparte's in Italien bis zum sardinischen Frieden.

14.

Fortschritte der Franzosen in Piemont — Buonaparte's erste Erfolge — Der Basler Frieden.

War die große, gegen die französische Republik gebildete Coalition schon im Vorjahre bedeutend gelockert gewesen, so löste sie sich 1795 wenn auch noch nicht dem Namen, so doch der That nach völlig auf. Nur zwei Herrscher blieben ihren ursprünglichen Gesinnungen getreu: die von England und von Oesterreich, und so viele Opfer namentlich das letztere gebracht hatte, nahm es sich doch vor, neue Anstrengungen zu machen, um für das in die Schranken zu treten, was es von jeher als Pflicht erkannt hatte.

Anders waren die Gesinnungen in Preußen und im deutschen Reiche. Ersteres hatte durch die Kriegführung von 1794 bewiesen, daß es gern eines Kampfes ledig geworden wäre, in den es nicht mehr durch Nutzen oder Ehre, sondern nur mehr

durch englisches Geld verwickelt war. Auch hatte es durch die im November 1793 erfolgte zweite Theilung Polens zwar 1000 Geviertmeilen Land im Osten, doch auch einen Kriegsschauplatz gewonnen; denn die Polen griffen zu den Waffen und der preußische König zog selbst zu Felde, um seine polnischen Erwerbungen zu schützen. Je schlechter die Dinge bei Warschau gingen, desto mehr wurde der Entschluß reif, mit der französischen Republik Frieden zu machen und die Allianz zum Bruche zu bringen. Der erste Schritt, den Preußen hiezu that, bestand in einem Unterhandeln mit Frankreich, angeblich zur Auswechselung der Kriegsgefangenen, eigentlich aber, um für den Friedensschluß eine Grundlage zu gewinnen.

Eben so wenig Herz für die gemeinsame Sache hatte das deutsche Reich, das in seiner bekannten Indolenz und Apathie verharrte. Der Kaiser mochte gut vorstellen, daß es sich nicht blos um die Ehre, sondern um den Bestand des ganzen Reiches und einzelner Fürsten handle, und daß er für die Länge nicht die Last des Krieges allein tragen könne — seine Stimme war die des Rufenden in der Wüste. Nie bewies sich die Ohnmacht des Reichskörpers größer als eben jetzt, wo die größte Thatkraft, Einheit und Opferwilligkeit noth gethan hätte.

Von den übrigen verbündeten Mächten hatte Rußland von jeher nur Worte für den französischen Kampf gehabt; Spanien, anfangs siegreich gegen die Republik, war bald wieder vom französischen Boden vertrieben, ja durch einen Einfall der Franzosen in das eigene Land erschreckt worden und neigte zum Frieden; auch in Italien waren die Waffen der Verbündeten schließlich unglücklich gewesen, besonders da Frankreich auch im Innern die Revolution niedergeworfen hatte.

So lange die Republicaner noch in der Vendée und im Süden ihres eigenen Landes beschäftigt waren, hielten sich die

französische Alpenarmee und die mit 8000 Oesterreichern verstärkte Armee des Königs von Sardinien so ziemlich die Wage. Die Italiener vertheidigten, besonders durch das Abschlagen aller Stürme auf Saorgio, ihre Stellung, wogegen Angriffe sowohl des Königs als auch des österreichischen Generals de Vins mißlangen, weil sie mit zu schwachen Kräften unternommen wurden. Als aber nach der Eroberung von Toulon die Franzosen ihrer Alpenarmee wieder mehr Aufmerksamkeit schenken konnten, verstärkten sie dieselbe und sandten als Brigade-General den jungen Corsen Napoleon Buonaparte, dem man die Eroberung Toulons dankte, dahin, damit er den alten gebrechlichen Befehlshaber Dumerbion leite. In der That entwarf Buonaparte einen Plan zur Umgehung von Saorgio, dem Schlüssel der italienischen Stellung; es ward zwar hiebei das neutrale Gebiet von Genua verletzt, aber das Völkerrecht war für die französische Republik schon längst ein überwundener Begriff. Der Plan wurde ausgeführt. Während er selbst gegen Oneglia vordrang und eine dort stationirte österreichische Division vertrieb, drängte Massena die Italiener aus Saorgio heraus. Diese wichen zurück und überließen den Franzosen nicht blos das lange rühmlich behauptete Saorgio, sondern auch den Col di Tenda, und bald stand die ganze französische Armee drohend auf den Höhen, und nur die Staatsveränderung, die inzwischen im Innern der Republik vorging, hinderte sie, schon jetzt in die Thäler hinabzusteigen.

Dort war endlich die Schreckensregierung gestürzt worden. Der Blutmensch Robespierre, dem seit dem 1. April die oberste Dictatur zugefallen war und der unter dem Scheine der Gerechtigkeit Tausende gemordet hatte, mußte zuletzt seinen eigenen Kopf auf den Block legen und der 28. Juni befreite die Welt von diesem Ungeheuer. In seinen Sturz war auch Buonaparte ver-

wickelt, der seine Entlassung erhielt, nachdem man ihn von seiner Anklage freigesprochen hatte. Noch endigte er aber die kriegerische Thätigkeit für diesen Feldzug durch die Besiegung des österreichischen Generals Colloredo, der in Verbindung mit den Engländern Savona in Besitz nehmen wollte, um den Franzosen die Verbindung mit Genua abzuschneiden. Da sich Colloredo, statt rasch vorzurücken, mit seinen 8—10.000 Mann nach den Bewegungen der englischen Flotte richtete, bekamen die Franzosen Zeit, sich zu sammeln; Buonaparte griff die Oesterreicher im Gebirge an und zwang sie zum Rückzuge.

So hatte Frankreich 1794 alle äußeren Feinde über die sogenannten „natürlichen Grenzen" gedrängt, im Innern Ruhe hergestellt und dadurch Kraft und Lebensfähigkeit bewiesen; die ärgsten und schlimmsten Auswürflinge der Menschheit waren von der Regierung entfernt, und man staunte in Europa über die Macht eines Feindes, der so riesige Aufgaben kühn und löwenmuthig bewältigt hatte. Wer jetzt nicht mit vollem Herzen und aus inneren Gründen bei der Allianz gegen einen solchen Staat war, mochte leicht muthlos werden. Hieher aber gehörte der Großherzog Ferdinand von Toscana, Bruder des Kaisers Franz, welcher der Erste von dem Bündnisse zurücktrat und seinen Frieden mit der Republik machte. Dieser Friedensschluß hatte zwar an und für sich eine geringe Bedeutung; doch wurde er wichtig, weil er der Welt zeigte, daß überhaupt ein Ausgleich mit der französischen Republik möglich sei. Das Beispiel war einmal gegeben: Preußen folgte nach, Spanien ließ nicht auf sich warten.

Die Preußen waren, wie wir wissen, auf das linke Rheinufer gegangen und hatten von da 20.000 Mann auf den polnischen Kriegsschauplatz gesendet. Der Reichsfeldmarschall konnte nun nicht einmal mehr die Rheinschanze bei Mannheim halten,

die am 25. December 1794 in die Hände der Franzosen überging. Diese besaßen jetzt, mit Ausnahme von Mainz und Luxemburg, das ganze linke Rheinufer, da der Herzog von York immer zurückgewichen war. Ja Pichegru eroberte in einem Winterfeldzug ganz Holland und verwandelte es in eine batavische Republik.

Schon im December hatte Preußen seinen Minister Goltz nach Basel geschickt, um dort auf neutralem Gebiet einen Frieden mit der französischen Republik, die durch Barthélemy vertreten war, zu unterhandeln. Nach dem Tode des Goltz setzte Hardenberg das Werk fort und brachte am 5. April 1795 den Frieden zu Stande. Vermöge desselben sollten die Franzosen im Besitze der am linken Rheinufer gelegenen Besitzungen des preußischen Königs bleiben, bis ein endgiltiger Reichsfriede die Bestimmungen über das ganze Ufer festsetzen würde. Sollte aber in diesem Reichsfrieden, so setzte ein geheimer Artikel fest, das linke Rheinufer vollständig der Republik überlassen werden, so solle Preußen für seine Verluste — und zwar durch Säcularisation des Bisthums Münster — entschädigt werden. Zugleich setzte man eine Demarcationslinie fest, die ganz Norddeutschland bis an die pfälzische, bayerische und böhmische Grenze umfaßte, zu dem Zwecke, daß jeder innerhalb derselben befindliche deutsche Reichsfürst entweder unter Vermittlung Preußens oder unmittelbar seinen Frieden mit Frankreich machen könne, wozu ihm eine Frist von drei Monaten gegeben ward.

Durch diesen schimpflichen Frieden sagte sich Preußen nicht nur vom deutschen Reiche los, sondern es griff in die Rechte des Kaisers selbst ein, der doch allein befugt und berechtigt gewesen wäre, das vermittelnde Organ zwischen dem römisch-deutschen Reiche und dessen Feinden zu sein. Durch Bundesbruch hatte Preußen ferner den Frieden erkauft und seine Verbündeten schmählich im Stich gelassen. Die Vermittlerrolle aber,

die es sich anmaßte, war eigentlich der völlige Aufstand gegen Kaiser und Reich, eine Parteibildung und Aufwieglung der Reichsstände gegen das rechtmäßige Oberhaupt. Wäre nicht schon damals Deutschland in seiner inneren Gliederung vollkommen ohnmächtig gewesen, so würde diese Losreißung Preußens und die Spaltung in Nord- und Süddeutschland schon jetzt die Zertrümmerung herbeigeführt haben; allein es wurde nur durch das Moment der Trägheit am völligen Auseinanderfallen gehindert.

Was dagegen den Kaiser anbelangt, so war er besser deutsch gesinnt als sein Nebenbuhler und gab die Hoffnung nicht auf, dem Reiche einen ehrenhaften Frieden zu erkämpfen, selbst wenn er von einem großen Theile der Fürsten, für deren Interesse er das Schwert zog, im Stiche gelassen werden sollte.

15.

Die dritte Theilung Polens.

Preußen hoffte durch den Basler Frieden den ruhigen Besitz Polens erkauft zu haben. Oesterreich hatte die zweite Theilung dieses Landes ohne Einmischung geduldet und sogar im Patent vom 14. Februar 1793 die Bewohner Galiziens zur Ruhe ermahnt, obgleich es gefährlich schien, die beiden Nachbarn Rußland und Preußen noch mächtiger werden zu lassen. Als aber in Polen ein neuer Kampf ausbrach, der polnische König bei Seite geschoben und Kościuszko als Dictator ernannt wurde, konnte Oesterreich der Entfesselung der republicanischen Elemente im Osten nicht mehr gleichgiltig zusehen, da es fürchten mußte, diese Elemente, die es am Rhein bekämpfte, bis ins eigene Land dringen zu sehen.

In der That war auch die Wiener Polizei einer in Ungarn entstandenen revolutionären Verschwörung auf die Spur gekommen, die gefährlich genug schien, um ein Eingreifen in Polen zu rechtfertigen. An der Spitze dieser Verschwörung stand Ignaz Joseph Martinovics, infulirter Abt zu Szathmar und k. Rath, ein Mann, der von Leopold II. mit Gnaden und Wohlthaten überhäuft worden war, der aber einen ungezähmten Ehrgeiz und große Geldgier besaß, die ihn zu allem Schlimmen trieben. Er war ursprünglich Franciscaner, setzte seinen Austritt durch, wurde als Weltpriester Professor der Naturwissenschaften an der Lemberger Hochschule und von da später nach Wien berufen. Die Ideen der Freiheit und Gleichheit fanden bald an ihm einen begeisterten Anhänger und machten ihn zu einem politischen Fanatiker. Er suchte und fand Genossen, mit denen er einen Bund stiftete, der die Aufgabe hatte, durch Wort und Schrift das Volk aufzuhetzen und den Thron umzustürzen.

Bald kam die Polizei diesem hochverrätherischen Treiben auf die Spur, hob an verschiedenen Orten Gesellschaftsmitglieder auf, die alle nach Pest gesendet wurden, weil der Kaiser die Ansicht hatte, niemand seinem zuständigen Richter zu entziehen. Dem jugendlichen Erzherzog Alexander Leopold, des Kaisers drittjüngerem Bruder, den die Ungarn 1790 zu ihrem Palatin erbeten hatten, fiel als Präses der Septemviraltafel die Aufgabe zu, Richter in dieser verhängnißvollen Angelegenheit zu sein. Das Urtheil lautete bei sechs auf den Tod, bei eilf auf Kerkerstrafe, während die übrigen begnadigt wurden. Am 20. Jänner 1795 wurde Martinovics mit vier anderen, die als Directoren des Bundes fungirten, Szigray, Laczkovich, Szentmariay und Johann Hajnóczy enthauptet, und am 13. Februar das Todesurtheil noch an dem Notar Alexander Szolarczik und dem Advocaten Paul Oetz vollzogen. Nicht lange nach dem

Schlusse dieser erschütternden Katastrophe begab sich der Erzherzog zur Erholung seiner angegriffenen Gesundheit nach Oesterreich, wo ihn schon am 12. Juli ein unglückliches Experiment im Laboratorium von Laxenburg seiner hoffnungsvoll betretenen Laufbahn entriß.

Wenige Tage vor der Hinrichtung des Szathmarer Abtes wurde das Todesurtheil auch an einem Oberlieutenant Franz v. Hebenstreit zu Wien vollzogen, weil er neu erfundene Streitmaschinen nach Polen und Frankreich geliefert, aufrührerische Lieder verfaßt und verbreitet und die Ruhe und Ordnung des Staates zu stören versucht hatte. Seine Mitschuldigen, Professor Billek v. Billenberg aus der Wiener-Neustädter Akademie, dann andere Verschwörer, wie Regierungsrath Gotthardi, Polizei-Obercommissär Franz v. Troll, Kaufmann Hakel, Magistratsrath Prandstätter, Lehrer Jeline, Freiherr Riedl u. A. wurden zu kürzeren oder längeren Freiheitsstrafen verurtheilt. Das Volk aber verhielt sich ruhig und betrachtete derlei Verirrungen wie wunderliche Ausgeburten einer erhitzten fieberkranken Phantasie.

Doch glaubte die österreichische Regierung energisch gegen Polen, den Herd der Revolution, vorgehen zu müssen und sandte Truppen ab, welche Kleinpolen besetzten. Preußen und Rußland hatten übrigens den Aufstand in Polen niedergeworfen und dachten daran, durch eine dritte vollständige Theilung des Landes allen weiteren Gefahren, denen sie durch Polen, als einen beständigen Brenn- und Sammelpunct aller unruhigen Elemente ausgesetzt zu sein vorgaben, ein Ende zu machen. Die Frage, wie sich Oesterreich dabei verhalten solle, war wichtig genug. Es konnte einmal die Theilung zwischen Rußland und Preußen wie im Jahre 1793 vor sich gehen lassen, ohne sich einzumengen, dann aber hätten sich die Nachbarn vergrößert; und zwar gerade zu einer Zeit, wo Oesterreich die Niederlande

verloren und durch die langen Kämpfe ungeheure Einbuße an Geld und Leuten erlitten hatte. Oder Oesterreich zog, um die Theilung zu hindern, das Schwert gegen Rußland und Preußen, ein Plan, an dessen Ausführung wohl am allerwenigsten in jenen Tagen zu denken war. Es blieb also nur der dritte Weg übrig, aus der Theilung selbst Nutzen zu ziehen. Preußen hatte sich in der letzten Zeit so feindlich gezeigt, daß zu fürchten war, es könnte, namentlich durch Polen verstärkt, die Tage Friedrich's II. wiederkehren machen. Ostgalizien, das Oesterreich bei der ersten Theilung erhalten hatte, lag offen da, Preußen durfte nur einrücken, oder Oesterreich mußte stets eine starke bewaffnete Macht auf den Beinen haben, um seine Grenzen zu sichern. Hier war demnach, gerade bei der drohenden Stellung der norddeutschen Macht, eine Abrundung und Stärkung des Gebietes dringend wünschenswerth.

Deshalb begehrte Oesterreich, eintretend in die schon längst schwebenden Theilungsverhandlungen zwischen Rußland und Preußen, für sich die vier südlichen Palatinate der Republik Polen: Lublin, Chelm, Krakau und Sendomir. Dadurch bekam es eine durch Flüsse geschützte Grenze und fand an den beiden Städten Krakau und Sendomir auch militärische Puncte. Die Unterhandlungen zogen sich in die Länge und dauerten fast das ganze Jahr hindurch, so daß sie erst im October zu einer vollständigen Einigung zwischen den drei Theilungsmächten führten.

Am 24. October 1795 wurde das Theilungsinstrument von den drei Mächten unterzeichnet, vermöge dessen Oesterreich alles Land zwischen Weichsel und Bug bis gegen Lithauisch-Brześć, dann auf dem linken Weichselufer Krakau und Sendomir erhielt, so daß die Pilica, die Weichsel und der Bug die natürlichen Grenzen des neuen Antheils bildeten, das eine Größe von 843 Quadratmeilen mit etwa einer Million Ein-

wohner hatte. Es wurde die neue Erwerbung unter dem Namen Westgalizien mit dem österreichischen Antheile von Polen, den es 1773 erhalten hatte, vereint und bildete ein Verwaltungsgebiet mit den beiden Hauptstädten Lemberg und Krakau. Im nächsten Jahre wurde die Erbhuldigung durch den Reichsfürsten Karl Grafen von Auersperg, den der Kaiser an seiner Statt gesendet hatte, vorgenommen. Die Geistlichkeit und der Adel schickten Bevollmächtigte nach Krakau; der Bürger- und Bauernstand leistete den Eid der Treue bei den Kreisämtern.

Das neu erworbene Land nimmt nun Theil an allen Schicksalen Oesterreichs; das Handelswesen wird geregelt, die Zwischenzolllinie, die Oesterreich und Westgalizien ehedem schied, wird aufgehoben, gleiche Münze, gleiches Maß und Gewicht eingeführt, das Unterrichtswesen geregelt und der Keim zu vielem Guten gelegt — Dinge, welche die Republik seit Jahrhunderten vernachlässigt hatte, weil die Verfassung des untergegangenen Reiches sich nicht um das Wohl aller Unterthanen, sondern nur um das einzelner Kasten gekümmert und weil der Reichstag, statt zu untersuchen was dem Lande fromme, lieber hohe Politik getrieben hatte. Während der polnische Adel sich in Streitigkeiten um seine Rechte erschöpfte und während überall Verwirrung und Unruhe um sich griff, war die große Masse roh und unwissend geblieben, weit zurück in der Cultur, die schon längst in den westlichen Ländern herrschte. Der Adel, im Streit mit der Geistlichkeit, drückte das Volk und der Haß der einzelnen Stände gegen einander war entsetzlich; kein Wunder, daß der Bauer, als er aufgerufen wurde für die polnische Freiheit zu kämpfen, für eine Freiheit, von der er nicht den geringsten Begriff hatte, auf den Edelmann losschlug und dadurch einen Zustand hervorzurufen drohte, gegen den selbst die Revolution in Frankreich nur ein Spiel genannt werden mochte. Dieses

revolutionäre Feuer war jetzt erstickt, der Brand gedämpft worden — aber freilich auf Kosten des Ganzen!

Das polnische Reich, seit fast einem Jahrtausend bestehend hatte aufgehört zu existiren. Es war dadurch allerdings ein Staatskörper vernichtet und zertrümmert, allein die Nationalität, obgleich politisch unter drei Herren getheilt, lebte fort; am meisten geschätzt und am sorgsamsten gepflegt von Oesterreich, einem Staate, der es sich von jeher zum Grundsatze gemacht hatte, allen Nationalitäten, die in so verschiedenen Ländern verschiedenen Abstammungen angehören, gerecht zu werden, soweit es das Gemeinwesen gestattete. Es mochten demnach die österreichischen Polen ruhig ihre Geschicke dem neuen Staate anvertrauen: ihre Volksthümlichkeit und ihr Glaube blieb ihnen gewahrt.

16.

Die nächsten Folgen des Basler Friedens.

Durch den Basler Frieden hatte Preußen nicht blos seinen eigenen Verrath besiegelt, sondern durch Ziehung der berüchtigten Demarcationslinie auch den Verrath von fast ganz Norddeutschland ermöglicht, ja hervorgerufen. Der Kaiser Franz selbst von vielen Reichsfürsten gedrängt und bei solcher Lage Deutschlands einer Beendigung des Krieges im Allgemeinen nicht abgeneigt, wollte trotzdem die Waffen nicht aus der Hand legen und ermahnte die Fürsten zur thatkräftigen Fortsetzung des Kampfes; denn nur durch achtunggebietende Machtentfaltung könne man einen Frieden erlangen, der nicht schimpflich wäre. Leider erkannten die wenigsten Reichsmitglieder des Kaisers Aufopferung und ihre Stellung; ja Hessen-Cassel vergaß sich so weit, in eigene Verhandlungen mit Frankreich zu treten und sich am

28. August mit der Republik abzufinden. Die meisten Uebrigen gaben das Interesse Deutschlands für eine höchst zweifelhafte augenblickliche Ruhe preis und erschwerten durch ihre theilnahmslose Haltung die Vertheidigung des deutschen Bodens, welche der Kaiser, von einem nur sehr geringen Truppencontingent der treu gebliebenen deutschen Herrscher unterstützt, in einem Augenblicke übernahm, wo durch den Abmarsch der Preußen die Rheingrenze den französischen Gelüsten preisgegeben war.

Dessenungeachtet verzagte Franz nicht und hoffte das Reich gegen die Reichsfürsten selbst zu retten, obgleich der Krieg den materiellen Wohlstand seiner Erbstaaten stark angegriffen hatte und es unmöglich schien, neue Opfer den ohnehin schwer belasteten Unterthanen aufzulegen. Deshalb schloß er am 20. Mai mit England ein Schutz- und Trutzbündniß, zu dem auch Rußland eingeladen werden sollte, und erhielt für das Versprechen, den Krieg mit 200.000 Mann fortzuführen, eine Geldunterstützung von 4,600.000 Pfund Sterling. Auf solche Weise in den Stand gesetzt, ohne Belastung Oesterreichs den Kampf wieder aufzunehmen, wurde mit allen Kräften darauf hingearbeitet, die Heere am Rhein und in Italien zu verstärken.

Dort hatte Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen inzwischen den Oberbefehl, den er, wenn schon unglücklich, doch mit treuer Ausdauer in den schwierigsten Verhältnissen geführt hatte, niedergelegt und Clerfayt, der ausgezeichnetste und begabteste Heerführer, erhielt denselben trotz seines hohen Alters; unter ihm commandirte Wurmser jene Truppen, welche zwischen Basel und Philippsburg standen. Geschwächt, wie sie nach dem Abzug der Preußen waren, fanden sich die Oesterreicher außer Stande, etwas entscheidendes zu wagen, sondern mußten froh sein, daß die ihnen an Truppenzahl überlegenen Feinde nirgends einen Angriff unternahmen. Diese letzteren, unter den

Befehlen Pichegru's, der die Rhein-Moselarmee, und Jourdan's, welcher die Maas-Sambrearmee befehligte, konnten glücklicherweise auch nur im Vertheidigungszustande sich halten; denn seit dem Sturze der Schreckensherrschaft in Paris war auf die Aufregungen der letzten Jahre die natürliche Erschlaffung gefolgt. Die Soldaten, ohne Löhnung und selbst des nöthigsten entbehrend, liefen massenweise davon und die von inneren Parteikämpfen zerrissene Regierung war zu schwach, diesem Uebelstande zu steuern; ja sie hatte durch die vollständige Entwerthung des Papiergeldes und die jetzt sich zeigende Theuerung aller Lebensmittel um ihre eigene Erhaltung zu kämpfen. Auch damals noch würde Deutschland im Stande gewesen sein, seine Waffen siegreich in das zerrüttete Land zu tragen, wenn es nur vorerst einig gewesen wäre.

Es zeigte sich dies bei mancher Gelegenheit; am deutlichsten in dem Gefechte, welches der österreichische General Wartensleben den Feinden am 30. April 1795 lieferte. Die letzteren hatten auf dem Hartenberge bei Mainz Verschanzungen angelegt, welche für diese Festung äußerst gefährlich werden konnten. Durch einen kühnen glänzenden Angriff schlugen jedoch die Kaiserlichen den Feind heraus und setzten sich in den Besitz dieses wichtigen Punctes. Allein solche Dinge waren vereinzelte Unternehmungen, rühmlich für die Tapferkeit der Oesterreicher, doch ohne Entscheidung für das Ganze; ja diese mußten mit Schmerz sogar den Fall von Luxemburg zugeben, welche Festung seit dem Verluste Triers für die Länge unhaltbar geworden war. Rings von Feinden umgeben, ohne Hoffnung auf Entsatz vertheidigte der österreichische Befehlshaber Bender die ihm anvertraute Festung bis aufs Aeußerste. Immer spärlicher war den Belagerten der ohnehin nicht allzu reichliche Lebensmittelvorrath zugemessen worden; zu den ekelhaftesten Speisen griff man mit

wilder Gier, der Hunger wüthete auf furchtbare Weise. Da erst, nachdem der Platz durch acht Monate eingeschlossen war, entschloß sich der tapfere Beuder zur Uebergabe, die am 7. Juni erfolgte. Es war dies der einzige Erfolg, den die Franzosen bis dahin errungen hatten.

Erst im letzten Drittel des Jahres 1795 und nachdem sie eine Landung der Emigranten in der Bretagne vernichtet hatten, fühlten sich die Franzosen wieder stark genug, zu Thaten überzugehen. Jourdan, welcher mit etwa 85.000 Mann das linke Rheinufer von Coblenz nach Cleve besetzt hielt, entschloß sich in den ersten Tagen des September, den Rheinübergang zu erzwingen. Ihm gegenüber standen zwischen Lahn und Sieg etwa 13—14.000, von da bis zur Wupper 9000 und bis Duisburg gegen 11.000 Oesterreicher. Hinter dieser Stadt begann die Demarcationslinie und gerade in ihrer Nähe wollte Jourdan den Strom übersetzen, während bei Neuwied Bewegungen gemacht werden sollten, um den Feind zu täuschen. In der Nacht vom 5. zum 6. September gingen die Franzosen in drei Colonnen bei Duisburg, Neuß und Merdingen über den Strom, unbekümmert um die Demarcationslinie, die sie recht absichtlich verletzten.

Die Oesterreicher, auf eine solche Verletzung des Neutralitätsgebietes nicht gefaßt und von dieser Seite keinen Feind erwartend, kämpften zwar tapfer, mußten sich aber, um nicht von allen Seiten eingeschlossen zu werden, zurückziehen, um so mehr, als ein bedeutendes französisches Corps bei Düsseldorf über den Rhein gekommen war und diese Festung bedrohte. Hier lagen pfälzische Truppen, unterstützt durch 3 österreichische Compagnien unter Graf Ehrbach. Ihm kamen schnell 4 andere Compagnien und 2 Schwadronen zu Hilfe und er schlug mit dieser kleinen Macht die Franzosen aus der Neustadt, in die sie ein-

gedrungen waren, wieder hinaus; inzwischen aber übergaben die Pfälzer, von jeher äußerst zweideutig in der Reichsvertheidigung gegen die Franzosen, ihre Festung, wodurch die letzteren 353 Geschütze, über 10.000 Gewehre und sonst noch ansehnliche Vorräthe in ihre Gewalt bekamen. Auch hier zeigte sich wieder die traurige Seite des Vaterlandsverrathes. Nun hatten die Franzosen Gelegenheit, massenhaft auf das rechte Rheinufer zu setzen und die Lage der Oesterreicher unhaltbar zu machen, so daß diese ihre Stellung am Niederrhein aufgaben und über die Lahn sich zurückzogen. Aber auch hier konnten sie nicht lange festen Fuß fassen, weil ein zweiter noch bedeutenderer Landesverrath der Pfälzer stattgefunden hatte, der das ganze Europa mit Abscheu und Entsetzen erfüllte.

Schon seit langem, noch als Albrecht von Sachsen-Teschen Reichsfeldmarschall war, hatte man Ursache gehabt, dem Verhältniß zwischen Kurpfalz und Frankreich zu mißtrauen; die Oesterreicher, welche Verstärkungen nach Mannheim verlegen wollten, wurden unter den beleidigendsten Vorwänden davon abgehalten und die Festung dem pfälzischen Gouverneur Freiherrn von Helderbusch anvertraut. Dieser und der pfälzische Minister Oberndorf übergaben, ohne eine Vertheidigung zu wagen, am 20. September diese mit allen Kriegsvorräthen und Lebensmitteln reichlich versehene Festung, die Pforte Süddeutschlands, einem Feinde, der erst am 19. September die Aufforderung zur Uebergabe unter Androhung eines Bombardements erlassen hatte! Ganz in der Nähe stand die österreichische Armee, in jedem Falle bereit, die Stadt mit ihren reichen Vorräthen zu unterstützen, und dennoch ward sie schimpflich übergeben. Panischer Schrecken, vielleicht noch ärger als zur Zeit, wo Custine seinen abenteuerlichen Zug nach Mainz und Frankfurt unternommen hatte, bemächtigte sich jetzt der meisten deutschen Für-

sten, die froh waren, unter den Schutz Preußens zu flüchten, wenn sie gleich durch Jourdan's Verletzung der Neutralitätslinie hätten einsehen können, wie geringen Werth dieser Schutz habe.

Nur die österreichische Armee verzagte nicht, und doch schien zu keiner Zeit die Gefahr größer und drohender gewesen zu sein als damals; denn gelang es den Franzosen von ihrer festen Stellung in Mannheim Gebrauch zu machen, die Linien der Oesterreicher am Rhein und Neckar zu durchbrechen und die großen Magazine, die sie bei Heidelberg errichtet hatten, wegzunehmen, so trennten sie dadurch die beiden Armeecorps Clerfayt's und Wurmser's, zerrissen deren Verbindungen und machten die ohnehin schon stark erschütterte Stellung am Rhein unmöglich. Zum Glücke war Clerfayt nicht der Mann, der sich durch Mißgeschick beugen ließ. Den Geist seiner Truppen kennend, ihrer Tapferkeit vertrauend, beschloß er der Welt zu zeigen, daß Oesterreich auch allein noch mit seinen Feinden fertig werden könne, und mit Selbstvertrauen entwarf er Plane, deren herrliche Durchführung die Bewunderung von ganz Europa wachrufen sollte.

17.

Siegeslauf Clerfayt's — Schlacht bei Höchst — Erstürmung der Mainzerlinien — Fall von Mannheim.

Nach dem Gewinn Mannheims war Heidelberg das Ziel, das die Franzosen in ihren Besitz bringen wollten, und obgleich sich Wurmser vom Oberrhein her in Bewegung setzte, um diesen wichtigen Platz zu verstärken, kam er doch voraussichtlich zu spät. Dagegen schob Clerfayt in größter Eile einige Truppen

an der Bergstraße vor und General Quosdanovich besetzt mit etwa zehn Bataillons und mit einiger Reiterei, die von Oberstlieutenant Graf Klenau befehligt wurde, das rechte Rheinufer, namentlich Handschuchsheim und Neuenheim. Gegen den ersteren Ort stürmten die Franzosen am Morgen des 24. September 1795 mit zwei Bataillons und es entspann sich ein äußerst hartnäckiger und blutiger Kampf, den endlich Klenau durch einen kühnen Cavallerieangriff zu Gunsten der Oesterreicher entschied. In wilder Flucht warfen die Franzosen die Waffen weg und suchten sich zu retten, so gut es ging, erst unter den Mauern von Mannheim Sicherheit empfindend. Viele Gefangene waren gemacht und das Vertrauen der Oesterreicher wieder lebendig geworden, da sie neuerdings sahen, daß es besser sei allein, als mit einem zweifelhaften Bundesgenossen gegen den Feind zu kämpfen.

Hiebei blieb aber Clerfayt nicht stehen. Er beschloß, obgleich er nur etwa 40.000 Mann besaß, die Armee Jourdan's anzugreifen, welcher Mainz auf beiden Seiten umschlossen, alles Land bis zum Main und zur Nidda besetzt hielt und sich mit seinem linken Flügel an die Demarcationslinie lehnte. Clerfayt kümmerte sich bei seinem Operationsplane jetzt wenig mehr um diese Linie, indem er für sich dasselbe erlaubt hielt, was sich die Franzosen erlaubt hatten, und während er den Feind bei Höchst durch Scheinbewegungen fesselte, setzte er bei Seligenstadt über den Main, überschritt die Kinzig und stand plötzlich am 11. October zur Ueberraschung der Franzosen zwischen Bergen und Friedberg und hatte somit die Stellung Jourdan's umgangen. Zwar versuchten die Franzosen am 12. October einen Angriff an der Nidda; sie wurden aber geschlagen und flohen nun unter den scheußlichsten Verwüstungen des Landes auf das linke Rheinufer zurück.

Clerfayt hielt es nicht der Mühe werth, diese ganz demoralisirten Truppen zu verfolgen, er wandte sich lieber mit dem Kern seiner Armee gegen Mainz, um einen Schlag gegen die Rhein-Moselarmee zu führen. Dort hatten die Franzosen Verschanzungen aufgeworfen, die sie selbst für unüberwindlich hielten. Gräben von 20 Fuß Breite und 10 Fuß Tiefe, Schanzen von 8 Fuß Dicke, eine Reihe von Vorwerken und Schreckschanzen (Redouten), eine dreifache Palissadenkette, zahlreiche Geschütze und eine Besatzung von 30.000 Mann schienen in der That ansehnlich genug, um jeden Angriff als tollkühn erscheinen zu lassen. Dennoch wagte Clerfayt, obgleich kaum so viel Truppen zählend, als der Feind zur Vertheidigung besaß, und mit Kennerblick die schwächsten Stellen erspähend, den Angriff. In der Nacht vom 28. — 29. October war alles dazu vorbereitet, ohne daß die Franzosen eine Ahnung hatten: bei einem nächtlichen Marsch, den ein starker Westwind verbarg, war Clerfayt in die Festung gedrungen und beschloß am andern Tage einen Ausfall zu machen. Am 29. October um 6 Uhr Morgens griffen die Oesterreicher die Verschanzungen bei Mombach an und nahmen das Dorf im ersten Anlauf. Zugleich erfolgte der Sturm auf die schwächste Stelle bei Laubenheim, indeß eine andere österreichische Abtheilung die französischen Linien zu umgehen drohte. Von den Franzosen anfänglich nicht bemerkt, warfen sie sich auf Bodenheim und sprengten die Feinde. Inzwischen war Clerfayt selbst mit einem zweiten Heerestheile auf Hechtsheim vorgedrungen und hatte sich trotz des mörderischen feindlichen Feuers dieses Punctes bemächtigt. Gegen Mittag war aller Kampf zu Ende, die ganze Befestigungslinie in den Händen der Kaiserlichen, die freilich in diesem kurzen Gefechte 1500 Mann verloren hatten; dagegen nahmen sie mehr als 1700 Mann gefangen und bekamen 138 Geschütze und

große Kriegsvorräthe in ihre Gewalt. Die Franzosen sammelten sich erst wieder hinter der Pfriem.

An demselben Tage hatte aber auch Wurmser am Oberrhein einen Triumph gefeiert. Dieser verfolgte in Uebereinstimmung mit Clerfayt's Unternehmungen den Plan, Mannheim wieder in seine Gewalt zu bekommen. Es gelang ihm, in einzelnen Gefechten die feindlichen Verschanzungen zwischen Neuwied-Ehrenbreitstein zu nehmen, durch ein glänzendes Gefecht am 17. und 18. Neckarau zu besetzen, die Ebene zwischen Rhein und Neckar vom Feinde zu säubern. Nur der Galgenberg, eine Verschanzung, die um so wichtiger war, weil sie durch eine stehende Brücke mit Mannheim in Verbindung stand, blieb noch den Franzosen. Am 29. October gelang es aber dem österreichischen General, auch diesen Punct zu erobern und dadurch die Belagerung Mannheims vom rechten Rheinufer aus vorzubereiten.

Nun ruhten die Waffen nimmermehr. Clerfayt griff Pichegru sowohl an der Pfriem als auch am Canal von Frankenthal an und warf ihn auf Landau und ins Haardtgebirge zurück; allein auch hier wurden die Franzosen am 13. und 14. November herausgeschlagen, so daß sie erst hinter der Queich wieder festen Fuß zu fassen vermochten. Nun kam Kaiserslautern, Homburg, Zweibrücken wieder in österreichische Hände und man hatte ungefähr dieselben Stellungen inne, wie in den letzten Tagen des Jahres 1793.

Zwar hatte Jourdan, nachdem sich seine Armee von der schimpflichen Flucht einigermaßen erholt hatte, ein paar Male versucht, Pichegru zu Hilfe zu kommen, allein vergeblich, er besetzte am 11. November Kreuznach, aber das bloße Erscheinen einer österreichischen Abtheilung war hinreichend, ihn zum Rückzuge zu bewegen. Nun versuchte er am rechten Rheinufer vor-

zudringen, war aber gleichfalls nicht glücklicher. Auch ein drittes Unternehmen die Rhein-Moselarmee zu unterstützen, als sie bereits hinter der Queich stand, schlug fehl und hätte wohl auch keinen Zweck gehabt, da inzwischen Mannheim in die Hände der Kaiserlichen gefallen war. Von beiden Rheinufern eingeschlossen und heftig bombardirt, ergaben sich die 10.000 Mann, welche die französische Besatzung dieser Festung bildeten, am 21. November den Oesterreichern kriegsgefangen.

Beiderseits sehnte man sich nach den Anstrengungen dieses kurzen, aber ereignißreichen Krieges nach Ruhe. Der rauhe kalte Winter, die Erschöpfung der Truppen ließen schon im December den Wunsch laut werden, einen Waffenstillstand einzugehen, welcher in der That am 1. Jänner 1796 auf fünf Monate zu Stande kam. Die Oesterreicher hielten das ganze rechte Rheinufer von Basel bis zur Sieg besetzt und besaßen an der linken Seite dieses Stromes einen weiten Bogen, von Speier über die Nahe hinaus bis Oberdiebach. Hierauf gingen die beiderseitigen Armeen in ihre Cantonirungen, um die nöthigen weiteren Vorbereitungen für den künftigen Frühlingsfeldzug zu treffen; Clerfayt aber zog im Triumph durch Deutschland und ward in Wien von Kaiser und Volk mit Jubel begrüßt.

18.

Ungünstige Wendung der Dinge in Italien — Buonaparte und Beaulieu.

Mit gleichem Muthe, wenn auch nicht mit gleichem Glücke hatte die österreichische Armee 1795 in Italien gefochten. Seit Buonaparte in Ungnade gefallen war, hatte Kellermann den Oberbefehl über die Franzosen erhalten und es gelang ihm

eben so wenig, sich mit seinem Heere am Nordabhange des Appennins dauernd festzusetzen, als die austro-sardinische Armee im Stande war, sich in der Riviera dauernd zu behaupten. Erst als der Friede mit Spanien geschlossen und die Ostpyrenäenarmee in langsamen Tagmärschen zur Alpenarmee gekommen war, konnten die Franzosen an ein angriffsweises Vorgehen denken; den ganzen August und September hindurch hatte es nur Plänkeleien gegeben, da auch die Oesterreicher zu einem größeren Angriffe sich zu schwach fühlten. Indeß hatte der Oberbefehl in beiden Heeren gewechselt; an die Stelle des kranken de Vins war Wallis, an Kellermann's Stelle Scherer gekommen und dieser letztere beschloß, die Oesterreicher aus ihrer günstigen Stellung von der Höhe des Appennins zu vertreiben und ihre Verbindung mit dem in Cera stehenden sardinischen General Colli abzuschneiden.

Die Oesterreicher, welche schon nicht mehr gedacht hatten angegriffen zu werden, da die Jahreszeit bereits weit vorgerückt war, wurden nicht wenig überrascht, als am 23. November plötzlich die französischen Kanonen ertönten und sie die Feinde im vollen Anmarsch erblickten. Der erste Sturm traf den General Rukavina, welcher eine kleine Erhöhung im Loano-Becken mit einer Kühnheit und Bravour vertheidigte, daß selbst der ihm mehr als zehnfach überlegene Feind ihn bewunderte. Obgleich von allen Seiten eingeschlossen und umzingelt, ergab er sich nicht, sondern schlug sich durch die ganze feindliche Masse durch und bewerkstelligte seine Vereinigung mit dem übrigen Theile der Armee. Seine Tapferkeit bewirkte, daß die Feinde an diesem Tage nicht weiter vorzudringen wagten. Auch der kaiserliche General Argenteau, der auf den Höhen des Appennins commandirte, wich nur der feindlichen Uebermacht nach einer hartnäckigen Vertheidigung und zog sich langsam zurück.

Am Morgen des 24. wurde die Schlacht fortgesetzt. Während Colli, in ein bedeutenderes Gefecht verwickelt, von der alliirten Armee abgeschnitten wird, gelingt es den Franzosen den ganzen Kamm und alle Ausgänge des Appennins zu besetzen und das österreichische Centrum und den rechten Flügel zu schlagen. Der letztere, eingeschlossen zwischen dem Meer und dem Gebirge, zieht sich unter einem furchtbaren Wind- und Schneesturme längs der Küste hin; viele Todte und Gefangene und bedeutende Magazine gingen verloren. Noch schlimmer aber war der moralische Eindruck, den diese sonst nicht so bedeutende Niederlage auf die Stimmung der italienischen Regierungen und Völker hervorrief.

In Frankreich war gerade zur Zeit der österreichischen Siege am Rhein eine neue Staatsveränderung ins Leben getreten, das Directorium nämlich, das aus fünf Männern bestand und dem zwei Kammern zur Seite standen: der Rath der Fünfhundert, welcher die Gesetze vorschlug, und der Rath der Alten, welcher aus 250, mindestens 40 Jahre zählenden Abgeordneten zur Prüfung und Bestätigung der Gesetze zusammengesetzt war.

Dem Directorium mußte die Führung der Kriege um so mehr am Herzen liegen, je schwankender seine eigene Stellung war, und je mehr es die Verpflichtung zu haben glaubte, das republicanische Element gegenüber denjenigen, welche das Königthum wieder herstellen wollten, aufrecht zu erhalten. Die Einführung der neuen Ordnung der Dinge hatte einen harten Kampf gekostet; der wieder aus der Unthätigkeit hervorgezogene General Buonaparte hatte den Convent gegen die aufständische Bevölkerung von Paris vertheidigt, und dafür zur Belohnung die Stelle eines Obergenerals für Italien erhalten.

Mit ihm trat ein völliger Umschwung ein, und es sollte nun eine zeitlang ganz Europa vor dem corsischen Advocatensohne zittern, der, mit den eminentesten kriegerischen Talenten ausgestattet, von durchdringendem Verstande und Scharfblick, ein Mann, geboren zu befehlen und zu beherrschen, stets die geeignetsten Mittel zu wählen wußte, seine Zwecke zu erreichen, Zwecke, die freilich nicht in der allgemeinen Wohlfahrt, sondern nur in seinem eignen Ich ihren Mittelpunct fanden, vergänglich, wie ihr Urheber, mit demselben zu Grunde gehend.

Buonaparte kannte den italienischen Kriegsschauplatz schon von früher her. Die Plane, welche er vor seiner Entfernung von den Geschäften entworfen hatte, waren noch immer nicht ausgeführt und schienen ihm ein so sicheres Gelingen zu versprechen, daß er von den künftigen Siegen als von bereits geschehenen sprach, und es war in der That bei ihm keine Großsprecherei. Er wußte gleich durch seinen ersten Tagsbefehl den Soldaten Vertrauen zu sich einzuflößen, und obgleich die französische Armee ohne Verpflegung, entmuthigt und herabgekommen war, knüpfte er die Einzelnen durch die Aussicht auf Gewinn und Beute, das Ganze aber durch den Hinweis auf Ruhm und Ehre an sich. Sein Plan war, sich zwischen die Armee der Oesterreicher und jene der Piemontesen zu werfen, die letzteren zu einem Frieden zu zwingen und dann die ersteren zu schlagen, bis er Herr der Lombardie wäre.

Dieser Plan war kühn, versprach aber nichts desto weniger einen Erfolg, weil der Vortheil immer auf der Seite des Angreifers war. Die Franzosen, etwa 45.000 Mann stark, waren ein Heer, das, aus einer Nation hervorgegangen, ein gemeinsames Interesse hatte und von einem Geiste geleitet wurde; sie besaßen alle Uebergänge der Apenninenhauptkette und konnten auf jedem beliebigen Puncte durchbrechen. Die Alliir-

ten hatten eine Truppenzahl von ungefähr 47.000 Mann, mußten damit jedoch alle Thäler bewachen, zu denen die Uebergänge führten, weil sie ja nicht wissen konnten, wo der Feind den Durchbruch versuchen werde. Ueberdies bestanden sie aus Soldaten zweier Regierungen und hatten einen doppelten Oberbefehl; es wurde nämlich die piemontesische Armee von Colli commandirt, dessen Aufgabe es war, Sardinien zu decken und sich bei etwa vorkommendem Verluste auf Turin zurück zu ziehen, während die Oesterreicher den vielleicht erzwungenen Rückzug gegen Mailand zu nehmen hatten. Widerfuhr also auch nur einer Armee Ungemach, so entfernte sie sich durch ihren Rückzug gänzlich von der andern und jedes gemeinsame Handeln hörte auf.

Zudem war der österreichische Befehlshaber, obgleich von altem Ruhm und Ansehen, doch weder der Feldherr für diesen Kriegsschauplatz, noch der rechte Gegner für Buonaparte. Geboren 1726 in den Niederlanden und einem alten Soldatengeschlechte entsprossen, trat Beaulieu mit 17 Jahren in die Armee, machte die Schlachten bei Kolin, Breslau und Leuthen mit, zeichnete sich bei wiederholten Anlässen aus und erhielt das Maria Theresien-Kreuz. Nach dem Hubertsburger Frieden lebte er zurückgezogen seinen Lieblingsneigungen und Studien in seinem Vaterlande, und ward erst durch die niederländische Revolution wieder zu den Waffen gerufen. Sein Sieg über den Insurgentenhäuptling van der Merche brachte ihm das Commandeurkreuz des Theresien-Ordens. In den Kriegen gegen die französische Revolution diente er unter Albrecht von Sachsen-Teschen und machte die Schlacht von Jemappes mit, nahm in den Jahren 1793 und 1794 an verschiedenen Gefechten, überall in ausgezeichneter Weise, Theil und war Clerfayt's Generalquartiermeister. Bisher einer der unternehmendsten und zugleich

glücklichsten Unterfeldherrn schien er dem Kaiser Franz vorzüglich tauglich zur Führung eines selbständigen Commando's. Obgleich noch ein General aus der Schule Friedrich's II. kannte er recht gut die Mängel eines Kriegssystems, welches das Individuum vollständig unterdrückte und zum bloßen Automaten machte, welches den Stock als die wahre Grundlage aller Kriegszucht erklärte und dadurch eine Mannschaft schuf, höchstens geeignet, passiv zu gehorchen, nicht aber im entscheidenden Momente verständig einzugreifen.

Aber gerade seine guten Seiten wirkten in der Stellung, in die er jetzt kam, eben so schlimm als die Fehler, welche er hatte. Beaulieu kam zu einer Armee, die nach dem altem Systeme abgerichtet war und von der die meisten Officiere selbst ohne tiefere Kenntniß des Kriegswesens in ihren untergeordneteren Stellungen eben einfach sich auf die Befehle ihrer Vorgesetzten verließen, welche für sie denken und handeln und die Verantwortung übernehmen mußten. Fand er nun auch Männer, die selbständig im Kriege zu verwenden waren, so konnten sich diese häufig mit dem siebenzigjährigen alten Manne nicht vertragen, der eitel auf sein Talent und reizbar keine fremden Ansichten gelten ließ. Dazu kam ferner, daß er, in nationaler Beziehung etwas engherzig, die Niederländer allen andern vorzog, daß er weder die Truppen kannte, deren Commando er jetzt übernahm, noch auch das Land, dessen Eigenthümlichkeiten auch eine eigenthümliche Kriegführung erfordern. Zwar schien es, als ob mit seinem Erscheinen auf dem italienischen Kriegsschauplatze ein neues Leben in die Armee gekommen wäre; denn der Ruhm, welcher seiner Ankunft vorherging, hatte die Soldaten mit Siegeshoffnung und Vertrauen erfüllt. Allein bald beleidigte er die Officiere durch den hochfahrenden Ton, in welchem er mit ihnen verkehrte, und brachte dieselben sogar

zum Theile um ihr Ansehen bei der Mannschaft; kurz es zeigte sich, daß er zwar ein recht guter Reiterführer sein, aber keineswegs zu einem selbständigen Feldherrn taugen mochte.

Die fieberhafte Eile und das Drängen, mit dem er nach Erfolgen rang, standen übrigens nicht in Uebereinstimmung mit den Mitteln, welche er ergriff, um seine Absichten durchzusetzen. In einer großen langen Kette aufgestellt, mitunter auf vereinzelte Berge und Abhänge vorgeschoben, litt sein Heer an jeder Verbindung der Theile unter einander und der Theile zum Hauptquartier. Es war dies bei der Unthätigkeit oder Rathlosigkeit der Unterbefehlshaber um so bedauernswerther, als sich, ehe eine Botschaft ins Hauptquartier kam und ehe Beaulieu seine weiteren Befehle ertheilt hatte, die ganze Sachlage bereits derartig geändert haben konnte, daß die Befolgung der neuen Instruction entweder unmöglich war oder selbst schädlich wirkte.

Buonaparte hingegen stand mit allen Theilen seiner Armee in einer ununterbrochenen Verbindung, und wußte in kürzester Zeit von jeder Bewegung und Veränderung, die sich auf irgend einem Puncte zugetragen hatte. Ueberdies hatte er auch einen ganz anderen Begriff von dem, was man „Erfolg" nennt. Während Beaulieu dahin strebte, die Feinde zurück zu drängen und ihnen allmälig einen Platz nach dem andern zu entreißen, demnach Boden zu gewinnen, trachtete der französische Obergeneral dahin, das feindliche Heer vollständig zu vernichten; er trat eben als Eroberer auf, der sich mit der Hoffnung schmeichelte, daß den Kühnen auch das Glück begleiten werde.

So waren die beiden Armeen, die sich in Italien gegenüber standen, so ihre beiderseitigen Führer.

19.

Gefechte bei Montenotte, Millesimo und Dego — General Argenteau und Oberst Vukassovich — Abfall Sardiniens und Verlust der Lombardie.

Am 27. März 1796 brach Beaulieu aus seinen Winterquartieren auf, um den Appenninenkamm zurück zu gewinnen und zugleich Voltri, das die Franzosen besetzt hatten, zu nehmen. Zu diesem Zwecke befahl er dem kaiserlichen General Argenteau, der das Centrum befehligte, seine Truppen im Gebirge soweit als möglich gegen Montenotte vorzuschieben, während er mit dem linken Flügel auf Voltri marschiren und den Feind zurückwerfen wollte. Montenotte aber war gerade jener Punct, wo Buonaparte zwischen den beiden Heeren durchbrechen wollte und zu dessen Eroberung er seine Truppen vereinigte, während die der Oesterreicher zersplittert waren.

Am 10. April begann Beaulieu auf der linken Flanke seinen Angriff und verjagte den Feind aus allen Stellungen; man kämpfte bis gegen Abend, wo die Dunkelheit dem Gefechte ein Ende machte. In der Nacht räumte der französische General Cervoni seine letzte Stellung von Voltri und vereinigte sich mit dem Gros seiner Division bei Savona. Auch Argenteau's Angriff schien anfänglich guten Erfolg zu versprechen. Seine Vorhut unter Rukavina warf den französischen Brigadechef Rampon aus Montenotte inferiore heraus und trieb ihn bis zu den Verschanzungen auf dem Monte Regino, die auf drei Seiten vollkommen unzugänglich, auf der vierten durch zwei auf dem schmalen Grate der Einsattlung errichtete Fleschen gestützt waren. Um 1 Uhr Mittags langte Argenteau vor diesen Befestigungen an und obgleich er sich der ersten be-

mächtigte, mißlang jedoch jedesmal der Sturm auf die zweite. Spät Abends mußte Argenteau seine Truppen zurückziehen, unentschlossen, ob er am nächsten Morgen den Kampf erneuern sollte oder nicht. Er sandte freilich um Verhaltungsbefehle ins Hauptquartier; allein seine Ordonnanz traf Beaulieu erst am nächsten Tage um 12 Uhr Mittags, und als dieser nun dem Colli den Befehl ertheilte, zur Unterstützung Argenteau's vorzurücken, war letzterer bereits der Uebermacht unterlegen.

Buonaparte, der gerade auf jene Puncte seine Hauptmacht hin beorderte, ließ in der Nacht unter dem Schutze eines dicken Nebels die Stellung Argenteau's umgehen, ohne daß es dieser merken konnte, und als nun am 12. April gegen 9 Uhr Morgens die Sonne den Nebel durchbrach, sah sich der österreichische General von allen Seiten umzingelt. Jetzt zeigte sich in der höchsten Gefahr die Tüchtigkeit dieses Mannes. Argenteau ordnete mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit den Rückzug von Berg zu Berg an, die Bewegung des einen Bataillons durch das andere deckend. In der That gelingt es ihm, freilich unter großen Verlusten und häufig vom Bajonnete Gebrauch machend, Montenotte inferiore wieder zu erreichen; allein auch dieses Punctes hatten sich die Franzosen bereits bemächtigt; über 22.000 Mann stehen um die kleine Schaar herum und scheinen sie vollständig zu erdrücken. Gleichwohl verliert Argenteau den Muth nicht. Er bricht sich in einer langen Colonne, Mann hinter Mann auf den schwierigsten Fußpfaden und beiderseits vom Feinde beschossen, Bahn und sammelt endlich in Pareto die Trümmer seiner Division. Sie war innerhalb 40 Stunden 14 Stunden marschirt, 18 Stunden im Kampfe und 8 Stunden im Nebel und Regen unter Gewehr gestanden.

Mit diesem Schlage war die Kettenstellung Beaulieu's zerrissen und alle Bemühungen, die Fäden wieder anzuknüpfen,

mußten nur zu neuen Verlusten führen, und dies war für den Feind der Hauptgewinn des Treffens bei Montenotte, das an und für sich keine besondere Wichtigkeit besaß. Allein die Schnelligkeit, mit der nun Buonaparte vorging, ließ seine Gegner nicht mehr zu Athem kommen und wenn sie gleich nur immer in einzelnen Gefechten besiegt wurden, so glich doch schließlich der Erfolg aller dieser kleinen Niederlagen einer vollständig verlornen Entscheidungsschlacht.

Schon am 13. April wandte sich der französische Obergeneral von Montenotte westwärts gegen Millesimo, wo Feldmarschall-Lieutenant Provera mit einem gemischten Corps aufgestellt war, welcher der sicheren Ueberzeugung lebte, im Nothfalle sowohl von Argenteau, von dessen Besiegung er noch keine Ahnung hatte, als auch von Colli, den der französische General Serrurier im Schach hielt, Verstärkung bekommen zu können. Allein was hätte selbst das gegen die französische Uebermacht helfen können? Der Feind vereinigte fast 16.000 Mann gegen die 1700 Soldaten des Provera, der bald geschlagen und gezwungen ward, sich in das Bergschloß Cossaria, den Schlüssel der ganzen Gegend, zurückzuziehen. Mit kaum 900 Mann, dem Reste seiner Truppen, vertheidigt Provera das Schloß gegen das ungeheure Franzosenheer in der Hoffnung auf Entsatz mit einem Muthe und einer Ausdauer, die selbst dem Feinde Bewunderung abzwingt. Einen dreimaligen Sturm schlägt er ab und hält sich selbst dann noch, nachdem ihm die Munition ausgegangen war und der Mangel an Lebensmitteln und noch mehr an Waffen seine Soldaten bis zum Tode matt gemacht hatte. Erst am 14. April um 8 Uhr capitulirt er mit allen kriegerischen Ehren.

Während dieser Kampf — er heißt gewöhnlich die Schlacht von Millesimo — unglücklich beendet wird, hat ein zweiter, bei

Dego, bereits begonnen. Schon am 13. April hatte Massena versucht, sich dieses Punctes, der von Kaiserlichen und Piemontesen in geringer Anzahl vertheidigt war, zu bemächtigen, allein er war auf Cairo zurückgeworfen worden. Erst als Provera capitulirt hatte, wurde der Plan des Angriffs auf Dego zwischen Buonaparte und Massena festgestellt. Dego war von etwa 16—1800 Mann besetzt, während Argenteau mit den Trümmern seiner Truppen in der Stärke von etwa 1400 Mann zwischen Dego und Sassello stand, um freie Hand zu haben, weil er nicht wußte, welchen von diesen zwei Orten die Franzosen angreifen würden. Noch befand sich der siegreiche linke Flügel Beaulieu's in der Gegend von Voltri. Oberst Vukassovich, welcher erkannte, daß der Feind sich ganz auf Argenteau geworfen habe, brach aus eigenem Antrieb auf und erreichte in einem Gewaltmarsch am 13. April Abends Sassello, wodurch Argenteau nicht wenig unterstützt wurde. Jetzt hätte sich letzterer ganz auf Dego werfen und daselbst die Franzosen erwarten können; allein in der Hoffnung, mit Vukassovich vereint den Feind auf einem andern Puncte angreifen und dadurch Dego mittelbar befreien zu können, versäumte er es und so zogen die Truppen Buonaparte's in einer Stärke von 18.000 Mann gegen die zehnfach geringere Besatzung von Dego. Als die Alliirten am Nachmittag des 14. April des Feindes ansichtig wurden, eröffneten die österreichischen Batterien das Feuer und bald erdröhnte das ganze Gebirge von Kanonendonner, Trommelwirbel, Musketengeknatter und wildem Geschrei. Obgleich immer mehr und mehr französische Colonnen wie aus dem Boden heraus wuchsen, verloren doch die Angegriffenen nicht den Muth. Da zeigten sich im Gebüsche der linken Seite plötzlich blaue Röcke. „Die Piemontesen sind da", ging es von Reihe zu Reihe; allein es waren französische Brigaden und nun erkannten

die Unglücklichen, daß sie ganz umzingelt waren. Jetzt war es um Dego geschehen. Es fiel in die Hände des Feindes. Als man in den einzelnen Orten, wo Truppen der Alliirten standen, den Geschützdonner hörte, rückte man zum Entsatz heran; doch zu spät — die Oesterreicher waren theils vernichtet, theils in die Flucht gejagt und selbst Argenteau, der herbeigeeilt war, mehr um den Tod, als den Sieg zu erhalten, konnte nichts ausrichten; er schlug sich kümmerlich durch.

Nun glaubte Buonaparte, das Heer Beaulieu's sei besiegt genug, er könne sich jetzt ganz gegen Colli wenden. Massena richtete sich in Dego ein und keiner ahnte, daß eine große Gefahr über sie hereinbräche; sie kam durch Oberst Vukassovich.

Dieser, Sohn eines Officiers der Liccaner Grenze und Zögling der Wiener-Neustädter Militärakademie, hatte schon im letzten Türkenkriege sich ausgezeichnet, den Majorrang und das Maria-Theresienkreuz erhalten, 1789 aus Montenegrinern und Freiwilligen des österreichischen Littorale das Freicorps Gyulai organisirt und mit einem Karlstädter Bataillon im Jahre 1795 das Kloster La Certosa bei Loano 9 Stunden hindurch gegen die wüthenden Angriffe des Feindes vertheidigt. Auch er hatte wie Beaulieu erkannt, daß das Heer anders eingerichtet werden müsse, als bisher; daß der lebenslängliche Dienst des Soldaten denselben untüchtig mache und daß das bisherige Beförderungssystem, welches die Talente unterdrückte und Protectionskinder zu hohen Posten brachte, umgeändert werden müsse. Eine durchdringende Beobachtungsgabe, Thatkraft, die bis zur Tollkühnheit stieg, dabei Schlauheit und Ausdauer zeichneten ihn aus und machten ihn zum Liebling des Oberfeldherrn. Allein eben sein hervorragender Geist machte ihn häufig unbillig bei Beurtheilung anderer Officiere, und indem er seine eigenen

kühnen Plane auszuführen gedachte, ohne sich als ein dienendes Glied des Ganzen zu betrachten, verdarb er nicht selten den Erfolg, den er sicher stellen wollte.

Vukassovich wollte jetzt Dego dem Feinde wieder entreißen und dadurch den Muth und das Kriegsglück der österreichischen Armee neuerdings herstellen. Beim Anbruch des 15. April stand er am Fuße der Anhöhen von Dego, ohne daß der Feind von dieser Bedrohung etwas ahnte. Die behenden Croaten kletterten, gefolgt von Freiwilligen aller Bataillons, die Höhen hinauf und standen bald den Franzosen gegenüber, die in unglaubliche Verwirrung geriethen, indem sie früher an alles andere als einen feindlichen Angriff dachten. Viele warfen die Waffen weg und flohen; diejenigen aber, die Stand hielten, wurden von Höhe zu Höhe verfolgt. Nun erst bemächtigte sich panischer Schrecken der Feinde; „die ganze Armee Beaulieu's", flog es von Compagnie zu Compagnie; viele retteten sich in die Verschanzungen, Hunderte fielen auf der Flucht, ohne nur an Gegenwehr zu denken. Die braven Oesterreicher verlangen den Sturm auf die Schanzen, den Vukassovich freudig anordnet, und binnen wenig Minuten sind sie Herren des Platzes, 19 Geschütze, eine Menge Rüstungsstücke und Munitionskarren, Proviant, alles, was der Feind Tags zuvor erbeutet, und 500 Gefangene waren der Preis des Sieges; um 11 Uhr war Massena's Division aufgelöst und wurde erst in der Nähe von Cairo wieder zum Stehen gebracht.

Leider ging der Erfolg dieser glänzenden Waffenthat schnell verloren. Nachdem Buonaparte rasch Massena verstärkt hatte, rückte dieser wieder vor und griff schon um 2 Uhr N. M. desselben Tages Dego von drei Seiten an und obgleich auf der Fronte zurückgeschlagen, wurde er nach einem mörderischen Gefechte Herr der beiden Flanken und vereitelte mittelst eines Cavallerieangriffs sogar

die Möglichkeit eines geordneten Rückzugs, so daß nur wenige entkamen und der größte Theil vollständig aufgerieben wurde. Beaulieu, der auf die Nachricht von dem Siege des Vukassovich sogleich aus dem Hauptquartiere aufgebrochen war, um ihm zu Hilfe zu eilen, begegnete bei Mombaldone bereits Flüchtlinge und kehrte, da ein weiteres Vorrücken jetzt keinen Sinn mehr gehabt hätte, am 16. April Früh bekümmert nach Aqui zurück. Beaulieu suchte das Mißgeschick der kaiserlichen Heere noch immer nicht in der Zersplitterung seiner Kräfte, sondern in dem ungünstigen Gebirgsboden, wo er weder Artillerie noch Reiterei verwenden konnte; deshalb wollte er sich zwischen Tortona und Alessandria concentriren, die in Voltri stehende Abtheilung an sich ziehen, die Versprengten sammeln und vor Allem sich mit dem piemontesischen Feldherrn vereinigen. Er schrieb deshalb an Colli, Ceva und Cuneo ihren eigenen Kräften zu überlassen und sich mit ihm zu verbinden.

Allein schon hatte Buonaparte eine Bewegung gemacht und Colli weiter zurück in der Richtung nach Turin gedrängt. Er hatte ihn am 17. April bei Ceva angegriffen und hinter die Corsaglia geworfen. Schon am 18. April sandte der König von Sardinien in das österreichische Hauptquartier, um Beaulieu fragen zu lassen, über welche Mittel er noch verfüge und welche Plane er habe? Hieraus erkannte der österreichische Feldherr augenblicklich, daß es sich für den Turiner Hof bereits darum handle, zu erwägen, ob das Ausharren bei dem Bündnisse oder ob der Abfall vortheilhafter wäre. Er gab daher, um Victor Amadeus bei guter Stimmung zu erhalten, seine eigene Rückzugslinie auf, beschloß mit ganzer Macht zur Unterstützung Colli's zu marschiren und verlangte, daß der König von Sardinien zur Sperrung der Straße nach Pavia in die Besetzung der festen Plätze von Alessandria und Tortona durch kaiserliche Truppen willige-

Allein mißtrauisch gegen diesen Vorschlag bat der König, nachdem am 22. April Colli bis Fossano zurückgeworfen worden war, Buonaparte am 24. um einen Waffenstillstand. Am 28. ward dieser zu Chierasco abgeschlossen und Piemont mußte die Festungen Ceva, Tortona und Coni an die Franzosen bis zur Herstellung eines vollständigen Friedens überlassen. So räumte man bereitwillig dem Feinde ein, was man dem Bundesgenossen geweigert hatte, und wieder zeigte sichs, wie einst mit Preußen, daß ein unzuverlässiger Freund schlimmer als ein offener Feind sei.

Die Lage Beaulieu's war durch den unerwarteten Abfall der Bundesgenossen schlimm geworden. Er war dadurch dem Angriff eines Gegners preisgegeben, der jetzt seine ganze Macht gegen ihn wandte, eine Macht, doppelt überlegen, einmal durch die Anzahl und dann durch die moralische Kraft der bisher erreichten Erfolge. Buonaparte im Gegentheile, dessen Armee bisher trotz der erfochtenen Siege äußerst gefährlich daran war, weil sie mitten im feindlichen Lande, ohne ordentliche Verpflegung, ja im Rücken durch Festungen bedroht, einem kühnen Angriffe der Gegner unterliegen mußte, konnte sich zu dem Waffenstillstand von Chierasco um so mehr Glück wünschen, als er nun mit einem, auf piemontesische Kosten erhaltenen Heere ungehindert das geschwächte Heer des Gegners verfolgen konnte, der sich hinter den Po zurückgezogen hatte und den feindlichen Angriff erwartete.

Buonaparte war nicht der Mann, eine so günstige Lage einen Augenblick unbenützt zu lassen. Raich sandte er ein mit Artillerie gut versehenes Corps gegen Piacenza und bewerkstelligte den Uebergang über den Po, indem er die schwachen österreichischen Detachements, die zur Beschützung des Ufers

herbeieilten, zerstreute. Nun dachte Buonaparte auch den Uebergang über die Adda zu erzwingen, um Herr der ganzen Lombardie werden und Mailand besetzen zu können. Zu diesem Zwecke ließ er seine Truppen auf Lodi vorrücken, wo sich eine Brücke befand, die jedoch durch etwa 10.000 Mann unter General Seebottendorf geschützt war. Am rechten Adda-Ufer liegt die Stadt, schwach von den Oesterreichern besetzt, vor der die Franzosen am 10. Mai anlangten. Die Besatzung war bald aus der Stadt herausgetrieben und vereinigte sich mit den Truppen am linken Ufer. Es ist nicht recht begreiflich, warum man von Seite der Oesterreicher die Brücke nicht abbrach; man hatte sie wohl durch eine ziemlich zahlreiche Artillerie geschützt und Buonaparte ließ den Vertheidigern nicht viel Zeit. Nachdem er sich von der Lage in Kenntniß gesetzt hatte, ließ er Massena und Augereau all ihre Truppen zusammenziehen und sie zum Angriffe führen, indeß die Cavallerie versuchte, durch eine oberhalb Lodi gelegene Furt das entgegengesetzte Ufer zu gewinnen. Zweimal wurde vergebens von Seite der Franzosen gestürmt, und erst als bereits unter den österreichischen Artilleristen durch die französischen Musketenschüsse vom rechten Ufer her tüchtig aufgeräumt war, gelang es den republicanischen Grenadieren unter Begünstigung des Pulverdampfes die Brücke zu nehmen. Zwar eilte jetzt die österreichische Infanterie zum Schutze der Kanonen herbei, aber zugleich mit ihr erschien die feindliche Reiterei und entschied das blutige Gefecht zu Gunsten der Franzosen, denen man ausgezeichnete Bravour nachrühmen muß, wenn gleich die pomphaften Berichte darüber, welche den französischen Obergeneral selbst die Fahne ergreifen und seinen Truppen voraneilen lassen, übertrieben sind.

Die Früchte dieses siegreichen Gefechts, denn eine Schlacht kann es nicht genannt werden, waren die Erwerbung der Lom-

bardie, die Besitznahme Mailands und die Waffenstillstands- und Friedensschlüsse mit den meisten italienischen Staaten. Die österreichische Armee zog sich langsam nach Tyrol zurück und hatte in Italien nur mehr Mantua und das Castell von Mailand besetzt; denn auch Pizzighetone, Cremona und Pavia ergaben sich.

Buonaparte hielt am 15. Mai seinen Einzug in Mailand, am selben Tage, an welchem der Friede mit Sardinien zu Paris unterzeichnet wurde. Parma und Modena erkauften am 9. und 17. Mai, Neapel und der Kirchenstaat am 4. und 28. Juni einen unsicheren, schimpflichen Waffenstillstand mit ungeheueren Opfern, die Republik Venedig, längst schon schwach und kraftlos, zahlte heimlich unter dem Scheine einer unbewaffneten Neutralität Hilfsgelder an das französische Heer. Uebrigens wurde ihr Gebiet weder von den Franzosen, noch von den Oesterreichern verschont. Die letzteren hatten sich, um die Minciolinie zu behaupten, in Peschiera festgesetzt, wurden jedoch am 28. Mai daraus vertrieben. Bald wäre damals Buonaparte einer österreichischen Hußarenabtheilung, welche kühn bei Valleggio durchbrach, in die Hände gefallen. Er hatte gerade noch Zeit, zu Pferde zu steigen, und das ganze Corps des Massena über die österreichischen Reiter zu senden, die sich übrigens zu Beaulieu durchhieben.

III.

Erzherzog Karl am Rhein und in Italien.

20.

Erzherzog Karl übernimmt den Oberbefehl über die beiden Rhein-Armeen.

Auf dem deutschen Kriegsschauplatze hatte am 10. Februar 1796 Clerfayt seinen mit so viel Ruhm und Erfolg gekrönten Oberbefehl in Folge von Zerwürfnissen mit dem Wiener Hofkriegsrathe und dem Minister Thugut niedergelegt und der junge Erzherzog Karl bekam die Führung der Niederrheinarmee, die mit den Contingenten einiger deutschen Fürsten und mit den Garnisonen von Mainz und Ehrenbreitstein 70.000 Mann Fußvolk und 20.000 Reiter betrug, indeß die Oberrheinarmee mit den Besatzungen von Philippsburg und Mannheim unter Wurmser's Commando 60.000 Mann Infanterie und etwa 20.000 Mann Cavallerie ausmachte. Dem Erzherzog gegenüber stand Jourdan mit der Maas-Sambre-Armee, etwa 65.000 Mann Fußvolk und 11.000 Pferde zählend; dem Wurmser entgegen war Moreau mit der Rhein- und Mosel-Armee in einer Stärke von 70.000 Mann aufgestellt.

War nun gleich das numerische Uebergewicht auf Seite der Oesterreicher, so befanden sich doch die Franzosen durch ihre Aufstellung in ungeheuerem Vortheile. Sowohl Wurmser als der Erzherzog wollten sich deshalb nur vertheidigungsweise verhalten; allein der Wiener Hofkriegsrath, verleitet von dem günstigen Erfolge des vorigen Feldzugs, befahl den Generalen, so bald als möglich zum Angriffe zu schreiten. Indeß kam es nicht dazu, diesen Plan auszuführen. Denn da Beaulieu um diese Zeit seinen Oberbefehl niederlegte, wurde Wurmser zu seinem Nachfolger ernannt und ihm zugleich der Befehl ertheilt, vom Oberrhein mit 25.000 Mann Kerntruppen durch Tyrol nach Italien zu marschiren. An Wurmser's Stelle trat Generalfeldzeugmeister Graf Latour mit der Bestimmung, unter des Erzherzogs Befehl zu stehen. Dies war ein großer Vortheil, weil dadurch die Ober- und Niederrhein-Armee unter einem Commando standen, während die zwei französischen Armeen zwei selbständigen Führern anvertraut waren. —

Erzherzog Karl stand im 25. Lebensjahre, als er den Oberbefehl über die österreichisch-deutsche Rhein-Armee übernahm. Am 5. September 1771 zu Florenz geboren, war er das fünfte unter den Kindern und der dritte unter den Prinzen der so reich gesegneten Ehe des Großherzogs Leopold mit Maria Ludovica von Bourbon, Infantin von Spanien. Er war in seinen ersten Lebensjahren schwächlich und kränklich und zeigte nicht die Munterkeit und Freude an Spielen, wie sie dem kindlichen Alter eigen zu sein pflegen. Schüchtern in seinem Benehmen, brach nur zeitweise ein Mahnzeichen dessen durch, was, jetzt noch im Keime, mit der Zeit zur Blüthe und Reife gelangen sollte. Als im Jahre 1776 Joseph II. auf Besuch in Florenz war, stand auf einmal der kleine Prinz Karl als Schildwache

vor den Gemächern des Kaisers und gab auf die Frage, was er da mache, zur Antwort: „Ich bewache meinen Oheim“. Mit seinen Knabenjahren entwickelten sich rasch seine geistigen Anlagen und Neigungen, die unter der Leitung des Generals Spannocchi ihre erste Pflege erhielten. Im Jahre 1778 kam Graf Sigismund Hohenwarth, Exjesuit und Vorstand des nordischen Collegiums in Linz, der nachmalige Erzbischof von Wien, an den toscanischen Hof, wohin ihn Maria Theresia geschickt hatte, um bei den ältesten Prinzen ihres Sohnes den Unterricht in Religion und Geschichte zu übernehmen. Immer mehr entfalteten sich die Fähigkeiten des jungen Karl, dessen lebhafte geistige Auffassung sich unter den Classikern vorzüglich durch Cäsar und Tacitus angezogen fühlte, und der für Mathematik und Kriegswissenschaften entschiedene Vorliebe zeigte. Aber auch der Sinn für das heitere Reich des Schönen fand an den Schätzen der kunstreichen Medicäerstadt frühzeitige Nahrung, so daß der spätere Heerführer und Held auch in dieser Richtung dem größten Feldherrn, den Oesterreich vor ihm besessen, dem Prinzen Eugen, würdig nacheiferte. Als im Jahre 1790 die großherzogliche Familie nach Wien übersiedelte, wo ihr Haupt den Kaiserthron bestieg, war es die geistvolle edle und hochherzige Maria Christine, die Lieblingstochter Maria Theresia's, und deren Gemal Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, die den neunzehnjährigen Prinzen in ihre Nähe zogen und an Kindesstatt hielten. Mit ihnen zog Erzherzog Karl, nachdem die belgischen Unruhen, während welchen ihn eine Partei zum Erb-Souverain und Großherzog ausgerufen hatte, glücklich beendigt waren, 1791 nach Brüssel und trieb an ihrem Hofe eifrig militärische Studien, als ihm der mit Frankreich ausgebrochene Krieg zum ersten Male Gelegenheit bieten sollte, sie praktisch zu verwerthen.

Im Jahre 1792 focht Prinz Karl in der Schlacht bei Jemappes als Generalmajor an der Spitze einer Brigade. Die Beweise von Tapferkeit und entschlossenem Muth, gepaart mit raschem und sicherem Blicke, die er während des Feldzuges von 1793 in den Gefechten bei Aldenhoven, Herle, Merlin und Neerwinden gab, lohnte sein kaiserlicher Bruder mit der Statthalterschaft in den Niederlanden und mit dem Maria Theresien-Orden, dessen Großkreuz nie eine so junge Brust geziert hat. Am 25. März 1793 hielt der neue Gouverneur an der Spitze seiner siegreichen Truppen und unter dem stürmischen Jubel der Bevölkerung seinen Einzug in Brüssel. Zwei Monate später rückte er zum Feldmarschalllieutenant vor. Der Feldzug von 1794 brachte dem zweiundzwanzigjährigen Theresienritter bei Landrecies, wo ihn auf dem Schlachtfelde die Ernennung zum Feldzeugmeister traf und bei Tournay frische Lorbeeren, und vergebens sprach er sich in der Schlacht von Fleurus gegen den voreiligen Rückzug der kaiserlichen Armee aus, in dessen Folge die Niederlande zum zweiten Male, und diesmal bleibend, für Oesterreich verloren gingen. Nach eingetretener Waffenruhe kehrte der Erzherzog, dessen niemals feste Gesundheit unter den Anstrengungen seiner ersten Feldzüge stark gelitten hatte, nach Wien zurück und widmete 1795 die Muße, die ihn vom Lager und Schlachtfelde fern hielt, desto eifriger kriegswissenschaftlichen Studien, wobei ihm der durch seine Kenntnisse wie durch seine bizarren Eigenthümlichkeiten bekannte General Lindenau zur Seite stand. Mitten in dieser geistigen Beschäftigung traf ihn am 4. April 1796 die Ernennung zum Reichsfeldmarschall und jene Berufung an die Spitze der österreichisch-deutschen Rhein-Armee, deren wir eingangs gedachten.

Erzherzog Karl war von mittlerer Größe und schmächtiger Gestalt. Sein Antlitz zeigte eine hohe Stirn und geistvolle

Augen, den untern Theil des Gesichtes kennzeichnete die berühmte habsburgische Unterlippe. Einfach und ungekünstelt in seinem Wesen, freundlich und herablassend in seinem Benehmen, gewann er frühzeitig die Verehrung und das Zutrauen aller, die ihr Glück in seine Nähe führte, vor Allem aber die hingebende Neigung und Opferwilligkeit seiner Soldaten, denen er eben so sehr durch persönliche Unerschrockenheit und Selbstverläugnung als ein Muster kriegerischer Tugenden voranleuchtete, wie ihm die menschenfreundliche Sorgfalt, die er für ihre Bedürfnisse und Leiden zeigte, das Herz der Armee bis zum letzten Manne gewannen.

Wenn man einen Vergleich ziehen möchte zwischen dem Erzherzog Karl und seinem glücklicheren Gegner, so darf man nie übersehen, daß jener auf seiner ganzen Laufbahn mit Hindernissen und Schwierigkeiten zu ringen hatte, die schon der General Buonaparte, geschweige denn der spätere Selbstherrscher Napoleon nicht kannte. Erzherzog Karl war niemals ein Unabhängiger; wie oft mußte er sich gegen seine bessere Ueberzeugung den von Wien aus zugekommenen Befehlen des Hofkriegsrathes fügen! Dazu warfen ihm Neid und Mißgunst, bureaukratische Ränke und Eifersüchteleien nur zu oft Dornen auf den mühevollen Pfad, den er zum Ruhme wandelte. Wenn auch unter solchen Umständen nicht selten besiegt und zum Rückzuge gezwungen, bekundete er doch mitten in solchen Wechselfällen des Glückes eine Standhaftigkeit, Umsicht und kluge Benützung aller Umstände, daß selbst seine Niederlagen den Ruf des geschickten Kriegsmeisters nur erhöhten, und französische Schriftsteller sprachen es offen aus, daß Erzherzog Karl der größte Stratege gewesen, den Europa während eines Vierteljahrhundertes dem eminenten Genie ihres Kaisers entgegenzusetzen hatte. „Erzherzog Karl", heißt es in den Aufzeichnungen

Napoleon's, „würde ohne Zweifel der erste Feldherr seiner Epoche geworden sein, wenn ihm sein Geschick nicht Hindernisse in den Weg gelegt hätte, die er mit all seinen Talenten nicht überwinden konnte". Was aber den Erzherzog Karl unstreitig über seinen großen Gegner stellte, das war seine sittliche Reinheit und Größe, und dem nachmaligen Kaiser Napoleon selbst entfuhr dieses Zugeständniß, als er, mit der Lesung eines Zeitungsblattes beschäftigt, plötzlich innehielt und, mit der umgekehrten Hand auf das Papier schlagend, ausrief: „Hier ist ein Mann, der nie ein Wort des Tadels auf sich ziehen wird, der Erzherzog Karl. Dieser Mann hat einen Geist aus der Heldenzeit und ein Herz aus dem goldenen Zeitalter. Er ist ein tugendhafter Mensch; dieses Wort umfaßt alles, wenn es von einem Fürsten gesagt wird". —

Nach Kündigung des Waffenstillstandes durch die Oesterreicher begann am 1. Juni 1796 der Feldzug. Die ersten Gefechte fanden in der Pfalz statt, wo sich die Unsrigen unmöglich halten konnten und auf Mannheim zurückwichen. Indeß hatte auch Jourdan den Kampf begonnen, indem er 25.000 Mann zu Düsseldorf unter dem Befehl Kleber's über den Rhein setzen ließ, welcher die in zu geringer Stärke dort aufgestellten Oesterreicher zurückdrängte, sie am 4. Juni bei Altenkirchen schlug und dadurch das rechte Rheinufer bis zur Lahn frei machte. Nun ging Jourdan bei Neuwied gleichfalls über den Strom und bald standen mehr als 50.000 Franzosen am rechten Ufer.

Nun aber rückte Erzherzog Karl mit 32 Bataillonen und 61 Escadronen Oesterreicher und Sachsen vom Taunus her, überschritt am 15. Juni zwischen Wetzlar und Leun den Main und warf gleich die ersten Colonnen auf dem linken Flügel des

Feindes, den Lefebre commandirte. Bald wichen die Franzosen, und als der Erzherzog dies bemerkte, es war bereits Nachmittag geworden, erstürmte er die Höhen von Altstetten, die den Schlüssel zur feindlichen Stellung bildeten und breitete seine Truppen in der Ebene aus. Bis spät in die Nacht wurde beiderseits mit großer Tapferkeit gekämpft. Als die Dunkelheit die Kämpfer trennte, waren die Kaiserlichen Sieger auf allen Puncten. Jourdan's Armee blieb nur der Rückzug über den Rhein übrig, den er auch bei Neuwied bewerkstelligte. Kleber, der Jourdan's Rückzug deckte, wurde von dem österreichischen General Kray zwischen Ukerath und Kircheip ereilt und zu einem Gefechte gezwungen, das äußerst blutig wurde, weil man beiderseits vom Bajonnete Gebrauch machte. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu, doch war das Ergebniß des ganzen Kampfes, daß die Franzosen in ihre alten Stellungen zurückwichen, indeß die Oesterreicher unter Kray am 21. Juni bis Siegburg vordrangen und den flüchtigen Feind bis zur Wipper verfolgten.

Jourdan's Bewegung hatte übrigens nur den Zweck gehabt, Moreau's Rheinübergang, bei Straßburg zu maskiren. Erzherzog Karl kannte auch diese drohende Gefahr und gab dem Grafen Latour Befehl, die Gegend bis Kehl zu besetzen und alle Truppen zusammen zu ziehen; ja er sandte selbst am 21. Juni einen Theil seiner Armee rheinaufwärts zu Latour's Unterstützung. Allein Befehl und Truppen kamen zu spät. In der Nacht vom 23. auf den 24. Juni setzte Moreau unter dem Schutze der Straßburger Kanonen mehrere tausend Mann über und langte am Morgen vor Kehl an, indeß auch an zwei anderen Puncten der Uebergang versucht ward. In der Gegend von Kehl standen blos 7320 Mann Kreistruppen, die durch die Ankunft der Franzosen so erschreckt

wurden, daß sie sogleich die Flucht ergriffen, wodurch es den Feinden möglich wurde, immer mehr Truppen über den Fluß zu setzen, die Schanzen zu stürmen, Kehl zu nehmen und die von Willstedt herbeieilenden Oesterreicher zurück zu drängen. Am 28. Juni warf Moreau die Oesterreicher aus ihren Stellungen zwischen Oberkirchen und Renchen hinaus, indeß die württembergischen Bundestruppen die Kniebis-Schanzen und Freudenstadt verließen, ohne einen Kampf zu versuchen. Bald hatten die Feinde die wichtigsten Uebergangspuncte des Schwarzwaldes in Händen.

Erzherzog Karl, der den Feldzeugmeister Wartensleben mit 36.000 Mann zwischen Lahn und Sieg zurückgelassen, die Verschanzungen von Mainz und Hechtheim mit 27.000 Mann gedeckt, kam mit dem Rest seiner Truppen ins Oberrheinthal zur Zeit, als Latour, der am 5. Juli ein blutiges Gefecht mit Moreau bestanden hatte, aus seinen Stellungen an der Murg verdrängt worden war. Am 9. Juli gelang es dem Erzherzog, sich mit Latour zu vereinen und er stellte sich nun Moreau gegenüber auf. Seinen linken Flügel lehnte er an Rothensol, das er stark befestigte, und stellte im Gebirge die Sachsen, die er bei sich hatte, auf; sein Centrum war in Malsch am Fuße der Berge und seine Reiterei füllte die Ebene. Am 21. Juli sah er sich von Moreau angegriffen. Da St. Cyr, welcher die Höhen von Rothensol nehmen sollte, außer Stande war, den trefflich vertheidigten Punct mit Gewalt zu nehmen, so suchte er die Oesterreicher durch verstellte Flucht aus den Verschanzungen zu locken. Die List gelang leider nur zu gut. Während die Kaiserlichen den anscheinend fliehenden Feind verfolgten, gelang es diesem, den Ort zu nehmen und die Sachsen aus Loffenau und Herrenalb zu vertreiben. Dagegen stritt Desaix unglücklich im Centrum, zweimal nahm er Malsch im Sturm,

zweimal ward er wieder verjagt, so daß die Oesterreicher den Punct zuletzt behaupteten und die Franzosen zum Rückzug auf Rastatt zwangen.

Diese halbe Niederlage hielt übrigens Moreau in seinem Vordringen gegen Schwaben nicht auf und um dem Feinde am oberen Neckar zuvor zu kommen, zog sich Erzherzog Karl auf Pforzheim zurück und besetzte die Flußübergänge bei Canstatt und Eßlingen.

21.

Genialer Plan des Erzherzogs.

Unter diesen schwierigen Umständen galt es einen Plan zu fassen, und mit großer Genialität wurde derselbe vom Erzherzoge entworfen. Er beschloß, nur Schritt für Schritt dem Feinde zu weichen und ihm jeden Punct streitig zu machen, ohne sich in eine Entscheidungsschlacht einzulassen. Dasselbe sollte Wartensleben gegenüber der Maas-Sambre-Armee, wenn sie wieder vorrücken würde, thun, bis sich eine Gelegenheit fände, die getrennten Heere zu vereinen, um dann über den einen oder den andern französischen Feldherrn mit überlegener Macht herzufallen. Nun zeigte es sich, welch Glück es war, daß der Oberbefehl in einer Hand ruhte, während von den feindlichen Feldherren jeder auf seine Faust operirte.

Wartensleben schien aber nicht der Mann zu sein, welcher den genialen Plan des Erzherzogs begreifen konnte; er war ein Feldherr aus der alten Schule, dem die Deckung eines Magazins oder gar die Behauptung und Beschützung eines Stück Landes höher ging, als alles. Indem er nun gar nicht begreifen konnte, wie man die großen, an der Grenze Böhmens

angehäuften Vorräthe dem Feinde Preis geben könne, was unfehlbar geschehen müßte, wenn er seinen Rückzug gegen die Donau nehmen sollte, suchte er jede Gelegenheit, um den, seiner Meinung nach, weit besseren Plan, Böhmen zu decken, durchzuführen, und nur die unbegreiflichen Fehler Jourdan's zwangen ihn, eigentlich wider Willen, den Ideen des Oberfeldherrn dienstbar zu sein.

Jourdan war schon in den letzten Tagen des Juni wieder über den Rhein gegangen und hatte die Stellung der Kaiserlichen angegriffen. Letztere waren auf einem weiten Landstriche zerstreut und nirgends stark genug, einem energischen Angriffe Stand zu halten. Die einzelnen Führer der Truppen, in ihrer Kettenaufstellung sich schwach fühlend und ohne Vertrauen auf die Festigkeit des Ganzen, suchten sich ihrer unerquicklichen Lage so gut als möglich zu entziehen. So reichte der Verlust eines unbedeutenden Postens an der Lahn für den General Wernek hin, Limburg Preis zu geben und dadurch den Rückzug der ganzen Armee schneller zu bewirken, als es nach dem Plane des Erzherzogs hätte geschehen sollen. Nach einem Gefechte bei Friedberg, das Wartensleben vor seinem Uebergange über die Nidda dem Gegner lieferte und das wieder glänzende Proben von der österreichischen Tapferkeit gab, warf der kaiserliche General rasch 2400 Mann in die Stadt Frankfurt, nicht um sie zu behaupten, sondern nur um den Feind einige Zeit aufzuhalten.

Dieser Zweck ward allerdings erreicht. Jourdan lagerte vor Frankfurt, beschoß es am 12. und 13. Juli heftig, worauf der Befehlshaber eine Capitulation abschloß, nach welcher die Franzosen einen 48stündigen Waffenstillstand eingehen mußten, die Kinzing nicht überschreiten und erst am 16. Frankfurt besetzen durften. Hierdurch gewann Wartensleben Zeit, seinen

Rückzug gegen Aschaffenburg und Würzburg ruhig und ungehindert fortsetzen zu können. Hier schien er sich aufstellen und eine Schlacht annehmen zu wollen; allein aus Besorgniß umgangen zu werden, wich er östlich nach Bamberg aus, statt seine Verbindung mit Erzherzog Carl zu suchen, und nur durch das Nachdrängen des Gegners fand er sich bemüssigt, seinen Marsch nach Amberg und an die Naab zu richten.

In der Zwischenzeit hatte auch der Erzherzog seinen Rückzug fortgesetzt. Die Gefechte, welche er lieferte, dienten überall nur dazu, den Hauptstamm der Armee ungehindert durchzubringen und die Franzosen von einer raschen Verfolgung abzuhalten. So ward am 21. und 22. Juli bei Kanstatt und Eßlingen gekämpft und jeder feindliche Angriff abgeschlagen. Hierauf gelang es dem Erzherzog, die reichen Magazine, die er bei Ulm und Günzburg hatte und die bei einem schnellen Vordringen Moreau's verloren gewesen wären, zu decken und in den ersten Tagen des August nach Neresheim zu ziehen, wo er den Feind erwarten wollte.

Viel Schlimmeres aber als von den Franzosen erfuhr der Erzherzog von den eigenen Bundesgenossen und vom deutschen Reiche. Schon am 17. Juli schlossen Württemberg und am 25. Baden und alle Stände des schwäbischen Kreises Waffenstillstand mit Moreau; auch der fränkische Kreis und selbst der Kurfürst von Sachsen trafen ihr Abkommen mit den Franzosen und zogen plötzlich ihre Contingente vom Heere des Erzherzogs zurück, wodurch er um mehr als 10.000 Mann geschwächt wurde. Ueberdieß mußten Baden 2, Württemberg 4, die geistlichen Körperschaften 7, der schwäbische Kreis 12, der fränkische 6 Millionen Livres „zum Schutz des Eigenthums und der Personen" zahlen, also gerade fünfmal so viel, als das Reich von ihnen gefordert hatte. Damals hatten sie die bescheidene

Summe für unerschwinglich erklärt und jetzt brachten sie in ein paar Monaten das Geld auf, um dem Feinde zu helfen, der übrigens trotz seiner Versprechungen in den deutschen Ländern auf so barbarische Weise hauste, daß man die entsetzlichsten Zeiten des dreißigjährigen Krieges wiedergekehrt glaubte.

Preußen, das durch einen Ueberfall der Reichsstadt Nürnberg, die es gern eingezogen hätte, noch mehr Verwirrung im deutschen Reiche hervorrief, als schon vorhanden war, warf jetzt die Maske vollständig ab und schloß am 5. August einen neuen Vertrag mit Frankreich, worin abermals eine Demarcationslinie gezogen, der ungeschmälerte Bestand des deutschen Reiches von Seite Preußens förmlich aufgegeben und bestimmt wurde, daß die Franzosen im Besitz des linken Rheinufers bleiben sollten und der Berliner Hof durch Säcularisationen eine Entschädigung zu erhalten habe. Gleiches sprach sich in den Friedensschlüssen von Baden und Württemberg aus; ja selbst der Regensburger Reichstag unterhandelte mit dem Feinde um Bürgschaften für die Sicherheit der Versammlung, und erklärte Frieden schließen zu wollen. Dies bewog den Erzherzog Karl zu einer bitteren Zuschrift an diese Versammlung, worin er sie an ihre Würde mahnte. Doch hatte man zu Regensburg alles Vertrauen verloren und gab sich selbst auf, was man wieder dem Erzherzog zu verstehen gab. Diesem blieb demnach nichts übrig, als jene Reichskreise, die abgefallen waren, feindlich zu behandeln; er ließ die Kreistruppen entwaffnen, das Zeughaus in Ulm ausleeren, und rief dadurch Proteste hervor, die eben nichts anderes kündeten als den unheilvollen Riß, der durch die ganzen Zustände ging.

Zum Glück war Karl nicht der Mann, der sich durch solche Unfälle einschüchtern ließ. Zwar hatte er jetzt höchstens mehr 14.000 Mann Fußvolk und 11.000 Reiter, dennoch setzte er

seinen Rückzug langsam und geordnet fort. Bei Neresheim bot er am 11. August dem Feind eine Schlacht an, in welche sich dieser begierig einließ. Man schlug sich beiderseits mit großer Erbitterung den ganzen Tag über, ohne daß Entscheidung erfolgt wäre. Diese hatte aber Karl auch gar nicht gewünscht, er wollte blos einen ungestörten Marsch über die Donau erhalten, was ihm auch gelang. Am 13. ging er bei Donauwörth aufs rechte Ufer, zog alle möglichen Verstärkungen an sich, ließ den Feldzeugmeister Latour mit etwa 30.000 Mann dem Feinde gegenüber, und gab ihm den Auftrag, sich, wenn er gedrängt würde, immer langsam, jedoch ohne eine Schlacht zu wagen, zurückzuziehen, denn „wenn auch", sagt er, „Moreau nach Wien kommt, so thut das nichts, wenn ich nur Jourdan schlage". In Oesterreich ward über Hals und Kopf gerüstet, und namentlich in Böhmen eine Landmiliz ins Leben gerufen, indem jeder zwanzigste Mann zum Kampfe innerhalb der Grenzen seines Landes sich rüsten müsse — doch war dies eine Armee, die erst in der Bildung begriffen war und von welcher daher der Erzherzog gar keinen Nutzen zog.

Mit etwa 28.000 Mann drang Karl am 18. und 19. August über die Altmühl vor, um sich in der Oberpfalz mit dem Heere Wartensleben's zu vereinen, und bedrohte nunmehr den rechten Flügel Jourdan's, der, etwa 9000 Mann stark, unter Bernadotte aufgestellt war. Schon am 22. stieß er auf die französische Vorhut. Hitzige Gefechte, die am nächsten Tage wiederholt wurden, endigten mit dem vollständigen Siege der Oesterreicher bei Neumarkt; Bernadotte mußte weichen, der ganze rechte Flügel wurde geschlagen. Nun beschloß der Erzherzog, auch das Centrum anzugreifen, das bei Amberg aufgestellt war. Indeß er mit einem Theile seiner Armee Bernadotte verfolgen ließ, ging er mit den übrigen Truppen gegen

Amberg, und gab zugleich Wartensleben Befehl, von der Naab auf den Feind loszumarschiren. Es geschah. Am 24. August sah sich Jourdan in der ungünstigsten Stellung zur Schlacht gezwungen; seine rechte Flanke war im Weichen begriffen und er selbst mußte von zwei Seiten dem stürmenden Angriffe der Kaiserlichen entgegen treten; so war dies nur eigentlich eine fortgesetzte Niederlage der Franzosen, die mit großem Verluste über die Pegnitz zurückwichen, indeß die beiden österreichischen Heere Karl's und Wartensleben's auf dem Schlachtfelde ihre Vereinigung vollzogen.

Diese Schläge hatten die Maas-Sambre-Armee so entmuthigt, daß sie äußerst niedergeschlagen und in halber Auflösung am Main anlangte, wo sich Jourdan bei Schweinfurt wieder sammelte und von da über Würzburg seine weitere Rückzugslinie sichern wollte; allein der Erzherzog war immer hinter ihm her und gönnte ihm kaum Ruhe zur Sammlung. Auf Eins aber rechnete Jourdan mit Zuversicht: daß nämlich der österreichische Feldherr einen Theil seiner Truppen zur Unterstützung des Feldzeugmeisters Latour über die Donau entsenden werde, und im Vertrauen hierauf beschloß er die, wie er meinte, hierdurch geschwächten Oesterreicher bei Würzburg angreifen und schlagen zu können. Letztere Stadt hatten übrigens die Kaiserlichen bereits am 1. September in ihre Gewalt bekommen und Jourdan ließ am 2. September Theile seiner Armee vorrücken, um die Oesterreicher zu vertreiben, und so entspannen sich schon an diesem Tage Gefechte, die aber zu keiner Entscheidung führten. Den 3. September beschloß nun Jourdan seinen Hauptschlag auszuführen und mit ganzer Macht gegen Würzburg vorzurücken; allein auch Erzherzog Karl ersah sich diesen Tag zur Schlacht aus, obgleich er am Morgen desselben seine Armee noch nicht ganz beisammen hatte.

So begann der Kampf, der anfänglich schwankend war, da einzelne österreichische Posten der feindlichen Ueberzahl weichen mußten. Aber zur rechten Zeit traf Wartensleben mit acht Grenadier-Bataillonen und 24 Schwadronen Kürassieren am rechten Flügel des Erzherzogs ein. Er stürzte sich, während die Infanterie unter Kray eine Brücke passirte, rasch an der Spitze seiner Reiterei in den Fluß und warf nun in einem furchtbaren Stoße die feindliche Cavallerie zurück. Zwar sammelte sich dieselbe wieder; doch ward sie durch einen zweiten Angriff gänzlich in Verwirrung gebracht; nun langte auch Kray mit den Grenadieren an, schlug den linken Flügel Jourdan's vollständig und der herrlichste Sieg krönte die Bemühungen der Oesterreicher.

Dem Feinde war die Straße nach Frankfurt verlegt, er mußte sich in die Spessart- und Rhone-Gegenden zurückziehen, wo sich jetzt mit Eins das gedrückte Volk erhob und den flüchtigen Feinden unnennbaren Schaden zufügte. Auch war nach keiner Seite mehr ein Halt für die geschlagenen Truppen Jourdan's. Er wendete sich gegen die Lahn und zog die Truppen Marceau's an sich, die bisher Mainz und Ehrenbreitstein belagert hatten. Am 16. September ward seine Stellung bei Limburg und Dietz vom Erzherzoge angegriffen, während ein Scheinmanöver bei Wetzlar seine Aufmerksamkeit auf diesen Punct richtete, und er ward gezwungen, über die Sieg zurück zu weichen. Am 19. wurde die französische Nachhut bei Höstebach zum Rückzuge gezwungen; ihr Führer Marceau, einer der ausgezeichnetsten Generale Frankreichs, gerieth dabei in die Gefangenschaft der Oesterreicher, starb aber, da er von einer Kugel getroffen war, trotz der sorgfältigsten Pflege, die ihm der Erzherzog angedeihen ließ, schon Tags darauf.

Mit Ende September, wo die Franzosen beinahe ganz wieder auf das linke Rheinufer beschränkt waren, hörte der

Feldzug gegen Jourdan auf, und der Erzherzog konnte, indem er ein Beobachtungscorps zurückließ, mit dem größten Theile seines Heeres gegen den Oberrhein aufbrechen, wohin sich in der Zwischenzeit Moreau zurückgezogen hatte.

22.

Rückzug Moreau's.

Moreau war nach dem Abmarsche des Erzherzogs langsam in Bayern vorgerückt und zur selben Zeit am Lech angekommen, zu welcher am jenseitigen Donauufer Bernadotte zurückgedrängt wurde. Obgleich nun der kaiserliche Feldzeugmeister Latour den Auftrag erhalten hatte, sich in keine Schlacht einzulassen, weil jeder mögliche Sieg der Franzosen den Plänen Karl's gefährlich werden konnte, so glaubte jener doch dem Feinde den Weg über den Lech erschweren zu müssen. Am Tage der Schlacht von Amberg kam es bei Friedberg zu einem Treffen zwischen Latour und Moreau, in welchem die Armee des ersteren geschlagen wurde und wohl ganz zersprengt worden wäre, wenn der französische General den Sieg zu benützen verstanden hätte. Ueberhaupt schien Moreau über seine eigene Lage und seine Entschließungen völlig im Unklaren zu sein; Erzherzog Karl charakterisirt ihn selbst als einen Mann, der ungewiß, welche Mittel zu ergreifen wären, zwischen allen herumschwankt und keines mit hinlänglichen Kräften durchsetzt. Auch jetzt rückte Moreau noch immer am rechten Donauufer nur langsam vor und gestattete hiedurch dem Latour Zeit, sich wieder zu sammeln, ja sogar auf neue Angriffsbewegungen zu sinnen, obgleich er bereits hinter München, ja sogar hinter der großen Laber stand.

Dagegen gelang es dem französischen Feldherrn, mit dem bayrischen Kurfürsten oder vielmehr mit dessen Räthen den sogenannten Pfaffenhofener Waffenstillstand zu schließen, demzufolge Bayern 10 Millionen Livres zahlen, ungeheuere Contributionen an Pferden, Tuch, Schuhen, Getreide liefern, 20 Gemälde den Franzosen überlassen und das ganze Land dem Feinde preisgeben mußte, gegen das Versprechen von Sicherheit der Person und des Eigenthums. Und diese feigen Zugeständnisse, wodurch abermals ein Stück deutschen Landes von der gemeinsamen Sache abfiel, wurden zu einer Zeit gemacht, wo Moreau gar niemanden mehr, ja kaum seine eigene Armee schützen konnte, zu einer Zeit, wo die Länder Deutschlands, die sich schmählich dem Feinde hingegeben und ihren Kaiser verlassen hatten, durch die Truppen eben dieses Kaisers befreit und von den Franzosen gesäubert wurden!

Ein längeres Verweilen Moreau's in Bayern war nach den Schlägen, welche die Maas-Sambre-Armee erhalten hatte, unmöglich. Seine Lage war unerquicklich. In seiner Fronte stand Latour, auf der Rückzugslinie befand sich bei Ulm der kaiserliche General Nauendorf mit etwa 10.000 Mann aufgestellt; die Gegenden, welche Moreau, um wieder beim Rhein in Sicherheit anzulangen, passiren mußte, waren gebirgig, das Volk im Aufstande gegen die Franzosen, während der siegreiche Erzherzog Karl, nachdem er Jourdan über den Rhein zurückgejagt hatte, wider seinen zweiten Gegner heranzog. Unter diesen Umständen war allerdings Moreau's Rückzug nicht ohne große Schwierigkeiten, wenn gleich das Verdienst des französischen Feldherrn von Freund und Feind zu hoch gestellt wurde, da man seinen Marsch von der Donau bis an den Rhein mit Xenophon's Rückzug der Zehntausend in Parallele setzte; denn Moreau hatte doch viele günstige Momente für sich. Einmal

besaß er eine Macht von mehr als 50.000 Mann, während seine Gegner, einzeln genommen, alle schwächer waren. Dann befand sich ihm gegenüber Latour, der zwar ein tapferer Soldat, aber ein schlechter Feldherr war, der immer wieder den Feind vernichten wollte und nicht bedachte, daß ihm der Gegner überlegen sei, während Nauendorf, ungleich fähiger als Latour, nicht unter den Befehlen des Letzteren stand, sondern selbständig handelte, wodurch die Einheit im Commando aufhörte und wobei jeder Feldherr auf seine eigene Faust, ohne sich um die Pläne des Andern zu kümmern, Angriffe machte. Ueberdies stand der Erzherzog noch am Niederrhein und brauchte voraussichtlich länger, um an den Oberrhein zu kommen, als Moreau.

Für Latour hätte es sich schon aus dem Grunde des Heranzugs der Karl'schen Armee vielmehr darum handeln sollen, den Rückzug des Feindes aufzuhalten, weil er wohl ganz vernichtet worden wäre; allein statt dessen meinte Latour, er könne ihn allein oder mindestens in Verbindung mit Nauendorf aufreiben, und deshalb drang er bei jeder Gelegenheit auf ihn ein. Der linke Flügel der Oesterreicher unter Fröhlich drängte schon am 17. September französische Abtheilungen aus Kempten und Immenstadt hinaus und brachte ihnen am 20. September bei Isny empfindliche Verluste bei. Gyulai that dasselbe am 22. September bei Memmingen, und Nauendorf schlug zwischen Ulm und Heidenheim am 24. September die Vorhut der zurückeilenden Armee. Zwar war er gegen die nun herankommende Hauptmacht der Franzosen zu schwach; dagegen gelang es ihm, sich mit Latour zu vereinen, und hätten die beiden Feldherren gemeinsam gehandelt, so würden sie jedenfalls bessere Erfolge erzielt haben. Sie waren jedoch über die weitere Verfolgung des Feindes nicht einig, und während Latour dabei blieb, sich an die Ferse seines Gegners zu hängen, wählte Nauendorf einen

kürzeren Weg, um den Franzosen im Schwarzwalde zuvor zu kommen und ihnen den Rückzug über den Rhein abzuschneiden. Dadurch schwächten sich aber die Oesterreicher, und während Latour nur mehr einige 20.000 Mann behielt, betrug die ganze Truppenaufstellung im Schwarzwalde kaum 12.000 Mann, so daß Moreau jedem Gegner einzeln gewachsen war.

Moreau beschloß nun, sich mindestens von einer Seite Ruhe zu verschaffen und bereitete am 2. October alles zur Schlacht gegen Latour vor, dessen Mannschaft fast um das Doppelte schwächer und in der Nähe von Biberach noch dazu äußerst ungünstig aufgestellt war. Latour hatte seine Truppen auf verschiedenen Anhöhen vertheilt, und als er nun von Moreau angegriffen wurde, konnte er nicht hindern, daß er an mehreren Puncten umgangen, von Federsee bis Biberach zurückgeworfen wurde und überdies bei 4000 Gefangene und 16 Kanonen verlor. Dieser Verlust war darum von so großer Bedeutung, weil dadurch Latour einige Tage aufgehalten wurde und Moreau bei seinem Rückzuge bedeutenden Vorsprung gewann. Gegen 9. October kam er zu den Schwarzwaldübergängen und beschloß, in jenem Paß durchzubrechen, der von Neustadt durch das Höllenthal nach Freiburg führt. In der That gelang es seinem Unterfeldherrn Saint-Cyr am 11. October den Eingang ins Höllenthal zu erzwingen, und Moreau zog in den nächsten Tagen mit seiner ganzen Armee in den Breisgau.

Statt nun, wie zu vermuthen stand, über Breisach zu gehen und das linke Rheinufer zu suchen, blieb Moreau am rechten und wandte sich gegen Kehl. Hier aber fand er sich bald dem Erzherzoge gegenüber, der von Jourdan's Verfolgung zurückgekommen war und nun alle Truppen Nauendorf's und Latour's an sich zog. Tollkühn und unbesonnen griff der fran-

zösische Feldherr am 20. October die Stellung der Oesterreicher an der Elz zwischen Waldkirch und Emmendingen an und wurde in einem lange dauernden blutigen Treffen geschlagen, so daß seine Stellung unhaltbar wurde. Er sandte nun einen Theil seiner Truppen unter Desaix bei Breisach über den Rhein und zog mit den anderen Abtheilungen stromaufwärts gegen Hünningen, wohin er den Troß und das schwere Geschütz voraus gesandt hatte. Die Oesterreicher folgten ihm auf dem Fuße und stürmten am 24. October die Stellung Moreau's bei Schliengen; doch war bereits der größte Theil der französischen Armee bei Hünningen über den Rhein gegangen, und nachdem man beiderseits den Tag über mit größter Anstrengung gekämpft hatte, verließ der französische General in der Nacht seine Stellungen und zog auch noch den letzten Rest seiner Truppen auf das linke Rheinufer. Die Republicaner besaßen nun am rechten Oberrhein nur mehr Kehl und Hünningen, zwei Brückenköpfe, die sie, wenn der von ihnen angetragene Waffenstillstand angenommen wurde, derartig befestigen konnten, daß sie uneinnehmbar wurden. Deshalb erhielt Erzherzog Karl von Seite des Hofkriegsrathes in Wien den Auftrag, keine Waffenruhe einzugehen, sondern den Feldzug mit der Eroberung der beiden Puncte zu enden. Karl folgte und in der That gelangten sowohl Kehl, das am 9. Jänner 1797 von Desaix übergeben wurde, als Hünningen, das am 2. Februar capitulirte, in die Hände der Kaiserlichen.

So hatte der jugendliche Erzherzog seine Ernennung zum Oberfeldherrn in Deutschland glänzend gerechtfertigt und in einem Feldzuge, in dem sich Sieg an Sieg reihte, sowohl die Erbländer seines kaiserlichen Bruders vor dem drohenden Angriffe zweier französischen Heere bewahrt, als auch das südliche Deutschland, trotz der schmachvollen Feigheit seiner Fürsten und

Städte, vom Feinde gesäubert. Schon am 13. September hatte Karl mitten in seinem Siegeslaufe ein Dankschreiben der böhmischen Stände für die Rettung ihres Landes erhalten und am 21. October war ihm der Dank der deutschen Reichsversammlung für die großen Dienste, die er dem Vaterlande geleistet, ausgesprochen worden. Seit diesem ruhmvollen Feldzuge waren die Blicke nicht blos Oesterreichs und der deutschen Patrioten, sondern aller, denen vor der steigenden Macht des revolutionären Frankreichs zu bangen begann, auf Karl gerichtet; sein Name wurde zu einem volksthümlichen und noch heute knüpft sich die dankende Erinnerung der Nachkommen so mancher deutschen Stadt an jene Puncte, wo er während einer in der Nähe gelieferten Schlacht seinen Standpunct genommen, von wo er die Bewegungen des Feindes überblickt, die seiner Truppen geleitet und seine Befehle ertheilt hatte. —

Allein während auf dem deutschen Kriegsschauplatze der Feldzug des Jahres 1796 einen so glorreichen Ausgang genommen hatte, waren auf dem italienischen unglückliche Ereignisse eingetreten, deren Verlauf wir jetzt unsere Aufmerksamkeit zuwenden müssen.

23.

Wurmser's Kämpfe mit Buonaparte.

Durch Beaulieu's Rückzug nach Tyrol war sowohl die Besatzung des Castells von Mailand, als auch Mantua den Feinden Preis gegeben. Die erstere hielt sich, rings von Franzosen umgeben und ohne von ihrem Geschütze Gebrauch zu machen, um die schöne Stadt nicht zu zerstören, bis zum 29. Juni 1796. Nach der Uebergabe dieses Castells wurde

der dortige Artilleriepark von Buonaparte nach Mantua gesendet und nun mit mehr Hoffnung auf Erfolg die Belagerung dieser Festung fortgesetzt. Der französische Oberfeldherr hatte es übrigens verstanden, durch ein trefflich durchgeführtes Einschüchterungssystem die übrigen italienischen Staaten unschädlich zu machen. Parma und Modena erhielten gegen große Geldsummen und Ablieferung von Kunstschätzen einen unsicheren Waffenstillstand. Neapel erklärte, neutral bleiben zu wollen. Der Papst, in seiner Hauptstadt selbst bedroht, zahlte starke Contributionen und mußte Ferrara und Bologna im Besitze der Franzosen lassen. Venedig endlich, zu feig zum Krieg und zum Frieden, rüstete heimlich und blieb offen bei seinem Systeme einer nicht bewaffneten Neutralität.

Freilich waren das nur erzwungene Aeußerungen der Ruhe und man freute sich, wenige Städte ausgenommen, aufrichtig in ganz Italien, als der Ruf von Wurmser's Herannahen die appenninische Halbinsel durchflog, weil man von diesem Manne Erlösung hoffte und weil man glaubte, er werde das alte Sprichwort wahr machen, das da besagte: Italien würde das Grab Frankreichs werden!

Dagobert Sigismund Graf Wurmser, einem elsässischen Geschlechte entsprossen, hatte seine kriegerische Laufbahn in französischen Diensten begonnen, während des österreichischen Erbfolgekrieges an dem Einmarsche der Franzosen in Böhmen Theil genommen und auch noch während der ersten Jahre des siebenjährigen Krieges unter französischem Banner gefochten. Erst 1762 war er in kaiserliche Dienste übergetreten und hatte nach dem Hubertsburger Frieden den Rang eines Generalfeldwachtmeisters erhalten. Im bayerischen Erbfolgekriege, bereits Feldmarschall-Lieutenant und Inhaber eines Husarenregimentes, hatte ihm der glückliche Ueberfall von Habelschwerdt 1779 das

Commandeurkreuz des Theresienordens verschafft. Nach dem Teschner Frieden zum commandirenden General in Galizien ernannt, war er erst 1793 gegen die Franzosen ins Feld gerufen worden. Was er hier, zum Theile unter den widerwärtigsten Verhältnissen an der Seite eines mehr als unzuverlässigen Bundesgenossen seines Kriegsherrn geleistet, wurde an seinem Orte ausführlich berichtet. Der Rheinübergang bei Ketsch, die Erstürmung der Weißenburger Linien, die Einnahme von Mannheim waren Kriegsthaten, die eben so sehr für sein Feldherrntalent als für seinen kriegerischen Muth sprachen und das allgemeine Vertrauen begründeten, das ihm an seinen neuen Bestimmungsort voranging.

Dagegen befand sich sein Gegner Buonaparte in einer keineswegs beneidenswerthen Lage. Zwar war mittlerweile seine Armee verstärkt worden, doch befand er sich mitten in einem eroberten Lande, von dessen Treue er nicht überzeugt war, vor einer Festung, die als uneinnehmbar galt, und hatte nun noch das Herannahen eines kaiserlichen Heeres zu gewärtigen, das seine Kühnheit und Tapferkeit bereits auf gar manchem Schlachtfelde bewiesen hatte.

Wurmser sammelte auf seinem Marsche durch Tyrol auch die Truppen Beaulieu's und bekam dadurch eine ansehnliche Macht zusammen, mit welcher er an beiden Seiten des Gardasees in Italien einrückte. Indem er dem General Quosdanovich den Auftrag gab, mit etwa 20.000 Mann am rechten Ufer des Gardasees gegen Salò nnd Brescia loszumarschireu, blieb er selbst mit der Hauptmacht am linken Ufer und wollte theils zwischen dem See und der Etsch gegen Rivoli, theils am linken Etschufer gegen Verona operiren. Buonaparte hatte mit seiner Armee eine weite Kette von den Alpen bis Mantua inne und namentlich sämmtliche Zugänge aus den Tyroler

Gebirgen stark besetzt. Am 29. Juli zeigten sich die ersten Oesterreicher. Das Corps des Quosdanovich, der den Gardasee umgangen hatte, drang gleich am ersten Tage nach Salò vor und warf den französischen General Sauret aus diesem Orte hinaus. Nicht minder guten Erfolg hatten die österreichischen Angriffe auf der Etschlinie, wo den Feinden die feste Stellung von Corona entrissen und der Etschübergang auf allen Punkten bewerkstelligt wurde.

Diese von allen Seiten sich kreuzenden schlimmen Nachrichten trafen in Buonaparte's Hauptquartier ein und für wie bedenklich er wohl selbst seine Lage hielt, das beweist am besten der Umstand, daß er zum ersten Male einen Kriegsrath mit seinen Generalen abhielt, gleichsam um die Verantwortlichkeit mit ihnen zu theilen. Da er übrigens sowohl auf der Vertheidigungs- als auch auf der Rückzugslinie bedroht war, faßte er den Entschluß, sich mit ganzer Kraft erst auf den einen seiner Gegner zu werfen, ihn zu schlagen und dann gegen den andern zu marschiren. Er bekam dadurch den Vortheil, die ganze Armee beisammen zu haben und stärker zu sein, als jedes einzelne der Corps, in die Wurmser seine Armee getheilt hatte.

Buonaparte beschloß zuerst die Heeressäule des Quosdanovich anzugreifen, einmal weil diese schwächer war als jene Wurmser's, und dann, weil sie ihm die Rückzugslinie nach Mailand bedrohte. In der That zog er alle seine Truppen zusammen, hob die Belagerung Mantua's auf, ließ in der Nacht des 31. Juli die Laffetten verbrennen, die Kanonen vernageln, das Pulver in den Fluß werfen und führte das Heer in die Gegenden des oberen Mincio. Während er selbst nach Lonato ging, das bereits im Besitze der Oesterreicher war, wendete sich Augereau nach Brescia. Letzterem gelang es, am 1. August die Oesterreicher zurückzudrängen und Brescia zu besetzen, indeß am selben Tage Buonaparte von den Oesterreichern an-

gegriffen wurde. Quosdanovich, der von der Franzosen kühnem Entschlusse nichts wußte, glaubte nur einen kleinen Theil der Feinde vor sich zu haben und wunderte sich nicht wenig, als er die Uebermacht bemerkte, die ihn nach einem kurzen aber hitzigen Gefechte aus Lonato vertrieb. Zu schwach, um gegen die Hauptmacht der französischen Armee zu kämpfen, zog sich Quosdanovich geordnet und mit geringem Verluste zurück, ließ sich weiter in keinen Kampf mehr ein und erwartete in einer gesicherten Stellung die ferneren Befehle seines Oberfeldherrn.

Wurmser, der inzwischen, die Posten der Franzosen überall werfend, über die Etsch und den Mincio gedrungen war, zog am 2. August in Mantua ein und sendete den größten Theil seiner Armee ab, um über Borghetto, Peschiera und Castiglione dem Corps des Quosdanovich zu Hilfe zu eilen. Nun wendete sich Buonaparte, nur ein kleines Beobachtungscorps gegen letzteren zurücklassend, mit seiner ganzen Kraft gegen die heranrückenden Truppen, die er schlagen wollte, ehe noch Wurmser, mit dem Reste der Armee aus Mantua marschirend, sie verstärken konnte. Am Morgen des 3. August ließ er die Kaiserlichen, die von Peschiera aus nach Lonato vordrängten, und auch jene, die sich zu Castiglione befanden, angreifen. Anfangs war er gegen den kaiserlichen General Bajalich, welcher bei Lonato commandirte, unglücklich; doch bald gelang es ihm, das Centrum zu durchbrechen und die beiden Armeeabtheilungen nach verschiedenen Richtungen zu verdrängen. Während die eine den Mincio abwärts zog, wendete sich die zweite am rechten Gardaufer nordwärts und mußte sich, abgeschnitten, am 4. August dem Feinde ergeben. Inzwischen war auch Augereau vor Castiglione erschienen und bemächtigte sich gegen den österreichischen General Liptay der dortigen Höhen, worauf die Oesterreicher zurückweichen mußten.

Aber schon am nächsten Morgen vereinigte Wurmser die verdrängten Truppen mit jenen, die er aus Mantua herbeigeführt, und am 5. August entspann sich erst spät gegen Abend um 6 Uhr der Entscheidungskampf. Wurmser beging denselben Fehler, den zwei Tage zuvor Bajalich begangen hatte; er dehnte sich vordringend zu weit aus, und schwächte dadurch seine Mitte, auf die nun der Feind den Hauptangriff richtete. Bald erkannte Wurmser die Unmöglichkeit, zu siegen. Er mußte sich langsam zurückziehen, und nahm seinen Weg, unverfolgt von dem ermüdeten Feinde, wieder zwischen dem Gardasee und der Etsch, damit er in Tyrol frische Kräfte sammeln könne. Auch Quosdanovich, der sich in Rocca d'Anfo vergebens zu halten versucht hatte, mußte nordwärs zurückweichen. So waren in sechs Tagen die Versuche der Kaiserlichen, Mantua zu entsetzen, gescheitert, und Buonaparte konnte wieder zur Belagerung dieser Festung zurückkehren.

Nach diesen glücklichen Ereignissen faßte nun der französische Oberfeldherr den kühnen Plan, sich mit Moreau, der gegen die Donau gezogen war, zu verbinden und vereint mit ihm auf Wien los zu marschiren. Um diesen Entwurf auszuführen, mußte er freilich vorerst Wurmser's Heer in Tyrol vernichten. Er beschloß deshalb, nachdem er seiner Armee eine dreiwochentliche Ruhe gegönnt hatte, nur ein Beobachtungscorps von etwa 8000 Mann unter Sahnguet vor Mantua zu lassen und mit der Hauptmacht gegen Tyrol aufzubrechen: Mantua, so schloß er, war ohnehin verloren, wenn es ihm gelang, Wurmser zu besiegen. Aber auch dieser hatte die Ruhetage nicht unbenützt vorüber gehen lassen; er hatte seine Armee neu organisirt, sich bedeutend verstärkt und den festen Entschluß gefaßt, Mantua, diesen Schlüssel der österreichischen Herrschaft in Italien, um jeden Preis zu retten. General Davidovich sollte mit etwa 20.000

Mann zur Deckung Tyrols zurückbleiben, was als hinlänglich große Macht erschien, da die Tyrolerschützen heldenmüthig sich den kaiserlichen Truppen anschlossen.

Die beiderseitigen Feldherren brachen ungefähr zu gleicher Zeit auf. Buonaparte rückte auf beiden Seiten des Gardasees vor und wollte die zwei Abtheilungen in Roveredo wieder vereinen. Davidovich aber hatte, um gegen einen Angriff der Franzosen gedeckt zu sein, eine Abtheilung bei Mori am rechten, und eine zweite bei St. Marco am linken Etschufer aufgestellt. Am 4. September kam es bei letzterem Orte zu einem blutigen Kampfe, bei welchem der französische General Dubfois und viele Feinde getödtet wurden. Schließlich erhielten jedoch die Franzosen das Uebergewicht über die Oesterreicher und drängten sie bis über Roveredo hinaus zurück, wo inzwischen auch der linke Flügel, der bei Mori ein Gefecht glücklich bestanden hatte, eingetroffen war. Davidovich sammelte seine Truppen im Engpaß von Calliano, der durch die kleine Festung Pietra geschützt war, konnte sich aber auch da nicht behaupten, als es Buonaparte gelang, seine Leute auf die umgebenden Höhen zu postiren und selbst eine Batterie gegen die Kaiserlichen aufzuführen. Schon am nächsten Tage führte Buonaparte seine Truppen nach Trient, wo er zu seinem Erstaunen von dem Marsche Wurmser's gegen Mantua hörte. Da seine Vereinigung mit Moreau nur einen Sinn hatte, wenn Wurmser's Armee geschlagen war, so blieb ihm jetzt nichts übrig, als in Eilmärschen dem letzteren zu folgen. Nach einem Gefechte bei Primolano eröffnete er sich die Straße, traf am 8. September noch die Nachhut Wurmser's zu Bassano und griff die an beiden Ufern der Brenta aufgestellten Divisionen Seebottendorf und Quosdanovich so kühn und ungestüm an, daß diese bald vom Kampfe abließen. Seebottendorf suchte sich mit Wurmser zu vereinen, der sich durch Buona-

parte's Märsche nicht von seinem Zuge nach Mantua hatte abhalten lassen, indeß Quosdanovich, abgeschnitten, sich gegen das Friaulische wendete.

Der österreichische Feldherr hatte sich inzwischen Legnagos bemächtigt und vernichtete bei Cerea am 11. September eine Abtheilung der französischen Armee unter Murat und Pigeon, die ihm den Weg nach Mantua verlegen wollte, fast gänzlich. Ebenso wurde General Charton mit seinen Truppen niedergehauen, und am 13. September erreichte Wurmser Mantua. Buonaparte, der ihm gefolgt war, lieferte im Laufe der nächsten Tage dem Gegner fortwährend Gefechte. Entscheidend aber wurde der Kampf, der sich am 15. entspann. Er ging für die Oesterreicher verloren und sein unglücklicher Ausgang zwang den greisen Feldherrn, sich mit seiner ganzen Mannschaft in die Festung zu werfen, welche dadurch nicht verstärkt, sondern eher geschwächt wurde. Der Commandant derselben, der Spanier Canto d'Arles, wollte den Oberfeldherrn anfänglich gar nicht in die Festung lassen, weil er bei solcher Vermehrung der Truppen in dem umlagerten Raume den bald drohenden Mangel an Lebensmitteln fürchtete, und nur die Hoffnung auf Entsatz einerseits und andrerseits die Furcht, Wurmser's ganzes Heer unter Mantua's Mauern aufgerieben zu sehen, bewog ihn, dem geschlagenen Heere die Thore zu öffnen, was er bald bitter bereuen mußte.

24.

Fall von Mantua.

Trotz aller bisherigen Unfälle zagte Kaiser Franz nicht. Neuerdings rüstete er Truppen aus, die dem bedrohten Mantua

zu Hilfe eilen sollten. Freilich waren es nicht mehr jene Kerntruppen, die schon viele Schlachten mitgemacht und so viele Kriegserfahrung gesammelt hatten, es waren größtentheils die Depôts- oder ungeübte croatische Land-Bataillons; allein man mußte die Ausdauer und Aufopferungsfähigkeit bewundern, womit nach einem so langen Kampfe abermals eine neue Armee ins Leben gerufen wurde. Man stellte sie unter den Oberbefehl des Feldzeugmeisters Joseph Freiherrn Alvinzy von Barberek, der schon im siebenjährigen, im bayrischen und im Türkenkriege sich ausgezeichnet und in den letzten Jahren in den Niederlanden, namentlich bei Neerwinden und Charleroy, rühmliche Thaten verrichtet hatte.

Friedensunterhandlungen, welche damals von Seite des französischen Directoriums mit Oesterreich und selbst England versucht wurden, scheiterten an dem Widerspruche von zwei Directoren und von Buonaparte. So fand denn der Krieg seinen Fortgang.

Alvinzy ging durch das Friaulsche, verstärkte sich mit dem Corps des Quosdanovich und mit anderen Ueberbleibseln der Wurmser'schen Armee und wollte bei Verona seine Vereinigung mit Davidovich herstellen. In Tyrol hatte Buonaparte den General Vaubois mit dem Befehle zurückgelassen, Davidovich dort festzuhalten. Vaubois griff in der Nähe von Trient die österreichischen Truppen an; nach kurzem anfänglichen Erfolge stürmten jedoch die Kaiserlichen vorwärts und jagten die Franzosen in eine derartig übereilte Flucht, daß Vaubois die zerstreuten Soldaten erst wieder im Engpaß von Calliano zu sammeln vermochte. Davidovich aber umging am andern Etschufer diese Stellung und Vaubois mußte sich eilig zurückziehen, um nicht von den wichtigen Posten zu Corona und Ri-

voli abgeschnitten zu werden, welche die Straße nach Tyrol deckten.

Buonaparte hatte in der Zwischenzeit mit seiner Hauptmacht seinen Angriff gegen Alvinzy gerichtet, welcher an der Brenta von Carmignano bis Bassano aufgestellt war. Am 6. November 1796 kam es zur Schlacht, die außerordentlich blutig war, aber ohne Entscheidung blieb. Die Franzosen konnten sich Bassanos nicht bemächtigen und zogen sich sogar in der Nacht zurück, während Alvinzy in den nächsten Tagen bis in die Nähe von Verona kam und die Höhen von Caldiero besetzt hielt. Am 11. November Abends setzte sich Buonaparte neuerdings gegen Alvinzy in Bewegung, stieß die österreichischen Vorposten zurück und bivouakirte am Fuße der Berge. Tags darauf begann die Schlacht, indeß eisiger, zuweilen mit Hagelkörnern vermischter Regen vom Himmel strömte. Zwar wurde die Stellung Alvinzy's von den Franzosen umgangen und die Höhen bedroht; allein der österreichische Feldherr ließ seine Reserve vorrücken und verjagte wieder den Feind. Die Nacht brachten die Armeen einander gegenüber zu und am Morgen des 13. October beorderte Buonaparte sein Heer nach Verona zurück.

Auf solche Weise in all seinen Plänen durchkreuzt, griff jetzt der französische Oberfeldherr zu einem verzweifelten Mittel. Er verließ in der Nacht des 14. November heimlich und in aller Stille Verona, nur einige 100 Mann daselbst zurücklassend, rückte die Etsch abwärts bis Ronco vor, überschritt daselbst den Fluß und bedrohte hierdurch die Stellung Alvinzy's von der Seite, ja beinahe im Rücken. Auch war der Platz gut gewählt, indem rings Moräste waren, so daß den Unsrigen die numerische Ueberlegenheit und die Reiterei nichts half. Nur zwei Dämme gestatteten Zugang zu der französischen Aufstellung und um

auch diese zu gewinnen, bedurfte man des Uebergangs über das Alponeflüßchen, über das bei Arcole eine Brücke führte. Augereau, der diesen Uebergang erzwingen wollte, stürmte die Brücke, wurde aber von einer kleinen Abtheilung österreichischer Artillerie und von ein paar Bataillonen Croaten so übel empfangen, daß er mit großem Verluste sich zurückziehen mußte. Durch das Schießen in dieser Richtung wurde Alvinzy erst aufmerksam auf Buonaparte's Bewegung und beeilte sich, die Stellung auf den Höhen von Caldiero aufzugeben, ganz in die Ebene hinabzurücken und den Gegner zur Schlacht zu zwingen. Zwar fochten jetzt die Franzosen auf den Dämmen mit ziemlichem Erfolge; allein Arcole vermochten sie nicht einzunehmen. Weder Augereau noch Buonaparte selbst, von denen erzählt wird, sie hätten an der Spitze ihrer Truppen die Brücke über die Alpone zu stürmen versucht, können gegen die Tapferkeit der Kaiserlichen etwas ausrichten. Endlich hat Guyeux unterhalb Arcole das Flüßchen überschritten und naht sich vom andern Ufer den Oesterreichern; allein es ist bereits die Nacht eingebrochen und macht dem Streite ein Ende. Am Morgen des 16. wird der Kampf von Neuem aufgenommen und den ganzen Tag ohne Entscheidung fortgesetzt. Den 17. begann das Gefecht um 10 Uhr Früh. Schon haben die Oesterreicher die Schlacht zu ihrem Vortheil gewandt; da läßt Buonaparte einen mit vielem Schilf versehenen Sumpf von einigen seiner Leute umgehen. Das plötzliche Schmettern der feindlichen Trompeten in ihrem linken Flügel läßt die Kaiserlichen vermuthen, es rücke die feindliche Cavallerie gegen sie heran und sie ziehen sich zurück. In demselben Augenblicke erscheint die französische Garnison von Legnago her in der Ferne, während die Truppen Buonaparte's jetzt heftig nachdrängen, so daß die ungeübten Bataillone der Oesterreicher ins Wanken gerathen und dem Feinde der entschei-

dendste Sieg blieb. Freilich ist das Schlachtfeld von vielen feindlichen Leichen bedeckt und die meisten französischen Generäle sind verwundet; aber auch Alvinzy's Schaaren hatten furchtbar gelitten, ihre Reihen waren stark gelichtet.

Der geschlagene Feldherr zog sich hinter die Brenta zurück. Jetzt waren auch die Fortschritte, die Davidovich gemacht hatte, unnütz; der Feind zog seine Kräfte zusammen, fiel über ihn her und zwang ihn zum verlustvollen Rückzuge nach Tyrol.

Aber all' diese Unfälle dienen nur dazu, die Opferwilligkeit der Oesterreicher und den Muth des Kaiserhauses aufs Neue glänzend zu zeigen. Von allen Seiten strömten Krieger herbei; Wien allein stellte 6000 Freiwillige, welche großentheils aus jungen Leuten von guter Familie bestanden, die freilich weder Diensterfahrung noch Kriegskenntnisse, hingegen Enthusiasmus und Intelligenz besaßen und deren Muth noch erhöht wurde durch das Geschenk einer von der Hand der Kaiserin gestickten Fahne. Ungarn stellte 50.000 Recruten und lieferte 10.000 Pferde, 20.000 Ochsen, 2,400.000 Metzen Weizen, 3,760.000 Metzen Hafer, und alles beeilte sich, nach Kräften den Hof in diesem schweren Kampfe zu unterstützen.

So kam es, daß Alvinzy bald wieder ein Heer von mehr als 60.000 Mann unter seinem Befehle vereinte; freilich meist frische ungeübte Truppen, doch immerhin möglicherweise geeignet, Mantua zu entsetzen, wo die traurige Lage Wurmser's mit jedem Tage höher stieg, da der Hunger in der Festung auf das Schauderhafteste zu wüthen begann. Alvinzy mußte, wenn er vordringen wollte, die von Natur aus stark befestigte Stellung der Franzosen auf der Höhe von Rivoli nehmen und schon vom 9. Jänner 1797 begannen Plänkeleien der Vorposten. Zwar zeigte sich die Stellung der Feinde, die von Joubert

befehligt wurden, von vorn fast uneinnehmbar; dagegen vertheilte Alvinzy seine Truppen auf den benachbarten Höhen, um die Franzosen von den Seiten und im Rücken zugleich angreifen zu lassen. Es konnte hiezu blos das Fußvolk verwendet werden, da Artillerie und Reiterei auf diesen pfadlosen Abhängen keine Wege fanden; nur Vukassovich, der am linken Etschufer marschirte, konnte die Gegend des Schlachtfeldes mit Kugeln bestreichen. Am 12. sowohl als am 13. fielen Gefechte vor, welche Joubert immer mehr und mehr drängten. In der Nacht auf den 14. Jänner aber kam Buonaparte selbst nach Rivoli und da inzwischen das Regenwetter, welches die vorigen Tage angedauert hatte, einem heiteren Himmel wich, so bemerkte der französische Feldherr auf allen Höhen und auf allen Seiten feindliche Wachfeuer.

Buonaparte beschloß, um jeden Preis das Plateau von Rivoli zu behaupten und zog von allen Seiten Verstärkungen an sich. Dessen ungeachtet schien sich die Schlacht, welche am 14. Jänner ihren Anfang nahm, ungünstig für ihn zu gestalten. Zwar wußte er die österreichische Infanterie, die von den Bergen herab gegen Rivoli stieg, durch seine beträchtliche Artillerie lange Zeit in der Ferne zu halten; allein der kaiserliche General Liptay drang mit solchem Ungestüm gegen die äußerste Linke der Franzosen vor, daß es schien, als ob Alles für sie verloren wäre. Eben wollten sich die Oesterreicher der Geschütze bemächtigen, als die Truppen des Massena aus Verona anlangten und die halb verlorene Stellung wieder gewannen. Inzwischen war aber auch Quosdanovich gerade durch die Bewegung Liptay's siegreich vorgedrungen. Seiner Artillerie und Cavallerie gingen die Grenadiere voraus, die mit einem Muthe und einer Todesverachtung die steilen, gut vertheidigten Wege hinanklommen, die selbst vom Feinde be-

wundert wurde. Die Franzosen wichen zurück und der Zugang zur Höhe von Rivoli öffnet sich den Oesterreichern, die bei ihrem kühnen Unternehmen durch Vukassovich unterstützt waren, der vom andern Etschufer einen Hagel von Kugeln auf die Franzosen ergoß. Zugleich erfuhr Buonaparte, daß der kaiserliche General Lusignan ihm den Rückzug nach Verona abgeschnitten und dem von Desenzano zur Hilfe herbeieilenden französischen General Rey den Weg versperrt habe. So von allen Seiten eingeschlossen schienen die Feinde verloren.

Allein Buonaparte verlor weder seinen Muth, noch seine Kaltblütigkeit. Am meisten bedroht scheint ihm seine Rechte zu sein; deshalb commandirt er Artillerie und Reiterei auf jenen Punct, den eben die Grenadiere des Generals Quosdanovich ein zunehmen im Begriffe sind; das Geschütz arbeitet verheerend in den Reihen der tapfer Stürmenden; die Grenadiere werden zurückgeworfen auf die österreichische Reiterei und Artillerie, welche mühsam die Bergwege heraufklimmt. Bald entsteht Unordnung; die nachsetzenden Feinde, die den Vortheil haben auf tiefer Stehende den Ausfall machen zu können, steigern diese Unordnung zur grenzenlosen Verwirrung; Kanonen, Pferde, Fußgänger, alles bunt durcheinander, versperrt sich auf der wilden Flucht gegenseitig den Weg; in jeder Ritze, auf jedem Schritte lauert der Tod. Von einer Seite war die französische Armee wieder frei. Leichteres Spiel hatte dieselbe gegen die österreichische Infanterie im Centrum, die mit ihren einfachen Musketen gegen die Geschütze nichts auszurichten vermochte und überdies durch die Niederlage des linken Flügels niedergeschlagen war. Sie wurde zurückgeworfen. Noch schlimmer erging es dem Corps des Lusignan, gegen den sich nunmehr Buonaparte's ganze Kraft wendet; anfänglich widerstehend, wird er rückwärts gedrängt und kommt bei dem Anmarsche

Rey's zwischen zwei Feuer. Die Unmöglichkeit des Entrinnens einsehend, ergibt er sich mit seinem Corps kriegsgefangen.

Buonaparte aber hat nicht Zeit, auf seinen Lorbeeren auszuruhen. Ohne sich und seinen Truppen Ruhe zu gönnen, führt er alles, was er an Mannschaft entbehren kann, in Eilmärschen nach Mantua. Während der Kämpfe Alvinzy's an der oberen Etsch war nämlich ein anderer österreichischer Heerestheil unter General Provera bei Anghiari oberhalb Legnago über den Fluß gegangen, ohne daß es Augereau zu hindern vermochte. Zwar griff letzterer die österreichische Nachhut an, konnte aber doch nicht hindern, daß die Haupttruppe am Morgen des 15. Jänner vor San Giorgio ankam. Provera läßt Wurmser in Mantua seine Ankunft wissen und verabredet mit ihm für den nächsten Tag einen gemeinsamen Angriff auf Serrurier, welcher das französische Belagerungsheer commandirt. Allein am Abend des 15. war auch Buonaparte mit seinen Verstärkungen angekommen und traf seine Anordnungen für die Schlacht des künftigen Tages.

Am 16. Jänner 1797 gegen Abend entspinnt sich der Kampf. Wurmser fällt aus und greift mit Muth und Tapferkeit den ihm gegenüber stehenden Serrurier an, der nicht minder tapfer widersteht; das kleine Heer Provera's aber ist von allen Seiten den feindlichen Angriffen bloßgestellt, in den Flanken von Victor und Massena, die ihn von Wurmser trennen, im Rücken durch Augereau. Dennoch hält er sich mit außerordentlichem Muthe; als aber Wurmser nach dem hartnäckigsten Kampfe in die Festung zurückgeworfen wird, ist auch für ihn kein Heil mehr. Er muß sich ergeben, mit ihm die Wiener Freiwilligen, welche sich als tüchtig bewiesen hatten; sie übergeben dem Sieger ihre Waffen und die von der Kaiserin gestickte Fahne.

Nun war auch Mantua nicht länger zu halten. Längst schon war die Mannschaft nur auf eine viertel Portion eingesalzenen Pferdefleisches gesetzt worden und hatte die Noth standhaft ertragen; allein auch dieß, mehr aber der Tabak fing an zu fehlen. Jede Hoffnung auf Entsatz verschwand, alle Mittel des Talentes, der Kühnheit und Ausdauer waren erschöpft. Von den ursprünglichen 30.000 Mann waren kaum mehr 16.000 vorhanden und von diesen der größte Theil in den Spitälern. Nach einigen Verhandlungen ward endlich am 2. Februar 1797 Mantua, dieser Schlüssel österreichischer Herrschaft in Italien, den Franzosen übergeben. Noch war ein bedeutender Kriegsvorrath vorhanden; dieser so wie 500 Kanonen fielen dem Feinde in die Hände. Die Besatzung durfte zwar in die österreichischen Staaten abziehen, doch nur unter der Bedingung, in diesem Kriege nicht mehr gegen Frankreich zu dienen.

Wurmser aber, der greise Held, hatte durch seine glänzende Vertheidigung selbst dem französischen Generale Buonaparte die vollste Bewunderung abgenöthigt und dieser ließ ihn, trotz der Befehle des niedrig denkenden Directoriums, mit 200 auserlesenen Reitern und 500 Fußgängern, sowie mit sechs leichten Geschützen frei abziehen. Wurmser ging nach Wien und sollte den Posten eines commandirenden Generals von Ungarn übernehmen; allein die Strapazen und Entbehrungen, welche die Vertheidigung Mantua's ihm auferlegt, hatten an dem Lebensmarke des dreiundsiebenzigjährigen Greises gezehrt, so daß er seine neue Bestimmung nicht antreten konnte. Er starb am 21. oder 22. August 1797 und hinterließ den Ruhm eines der tapfersten, talentvollsten und hochherzigsten, wenn auch zuletzt unglücklichen Feldherrn Oesterreichs.

25.

Erzherzog Karl und Buonaparte.

Die riesenmäßigen Anstrengungen, welche Kaiser Franz und seine treuen Völker namentlich in letzter Zeit gemacht hatten, führten leider nicht zu dem gewünschten Erfolge. Mantua war gefallen und Italien verloren. Damit verschwanden jedoch die Gefahren nicht, welche den Erbländern drohten: im Gegentheile, bei den Gewaltschritten, die Buonaparte jetzt machte, schienen sich dieselben zu verdoppeln. Hatte derselbe schon während der Belagerung Mantuas den Herzog von Modena, unter dem Vorwande einer Lebensmittellieferung in die bedrohte Festung, seines Landes beraubt und aus demselben und den päpstlichen Legationen Bologna und Ferrara die cispadanische Republik gebildet, so zwang er jetzt auch den heiligen Vater, im Frieden zu Tolentino auf Avignon und die Romagna Verzicht zu leisten und eine bedeutende Kriegssteuer zu zahlen.

Auf diese Weise deckte sich Buonaparte den Rücken und man mußte stündlich erwarten, daß er nunmehr seinen Lieblingsplan, durch die Alpenländer auf Wien los zu marschiren, wieder aufnehmen und im Verein mit den französischen Rhein-Armeen durchführen würde. Es war deshalb noch immer nicht die Zeit gekommen, den sehnlichst gewünschten Frieden mit der Republik herzustellen, und neue Opfer, neue Anstrengungen wurden von den durch einen beinahe sechsjährigen Krieg erschöpften Nationen erwartet.

Kaiser Franz berief den Erzherzog Karl vom Rheine ab und stellte ihn als „Generalissimus" an die Spitze der italienischen Armee. Das waren nun freilich bloß Trümmer eines Heeres, ohne Selbstvertrauen, niedergedrückt durch die vielen

Niederlagen und der Auflösung nahe, so daß sein glücklicherer Gegner ausrufen konnte: „Bisher habe ich Truppen ohne Feldherrn, mir gegenüber gehabt, jetzt habe ich es mit einem Feldherrn ohne Truppen zu thun“. Der Generalissimus hatte genug zu thun, um diese Truppen neu zu organisiren, die zerstreuten Schaaren zu sammeln, ihren Muth zu beleben und sie wieder kampffähig zu machen. Die Hilfe, die er aus den Erbländern hoffte, konnte nur langsam kommen. Ungarn, das begeistert am Preßburger Reichstage vom 11. November 1796 so viele Opfer gebracht und selbst die Insurrection angeboten hatte, konnte die Rüstungen nicht schnell genug herstellen; die vom Rhein zur Hilfe eilenden Truppen brauchten gleichfalls Zeit und nur die Tyrolerschützen standen längst in den Waffen.

Buonaparte jedoch, der bisher immer nur durch die überraschende Schnelligkeit seiner Bewegungen gesiegt hatte, wußte auch jetzt den Werth der Zeit wohl zu schätzen und beschloß kühn vorzugehen, ehe Oesterreich noch seine Hilfsmittel aufgeboten und vereinigt hätte. Am 10. März 1797 setzte er sich in Bewegung, zu einer Zeit, in der die Berge noch voll Eis und Schnee lagen und man einen Uebergang am wenigsten erwarten mochte. Massena, der die wenigsten feindlichen Truppen vor sich fand, ging nur wenig gehindert über Feltre und Spilimbergo vorwärts; die einzelnen Gefechte, in die sich die Oesterreicher einließen, dienten nur dazu, den Feind einigermaßen aufzuhalten; im Ganzen fielen sie freilich immer glücklich für die Franzosen aus, welche selbst den General Lusignan gefangen nahmen. So bemächtigte sich Massena endlich sogar des Pontafler Passes und setzte sich auf der Höhe von Tarvis fest, die den Schlüssel zu den Alpenübergängen bildet. Hier erwartete er den Oberbefehlshaber, welcher inzwischen mit den vom Erzherzog Karl selbst befehligten Truppen handgemein geworden

war. Letzterer hatte mit dem, was noch von dem Alvinzy'schen Heere vorhanden war, hinter dem Tagliamento Stellung genommen. Am 16. März erfolgte der Angriff von Seite der Franzosen unter Buonaparte's persönlichem Oberbefehl. Die beiden jugendlichen Oberfeldherren — Buonaparte, am 15. August 1769 geboren, war um ein Jahr älter als Erzherzog Karl — standen sich hier zum ersten Male gegenüber. Der Erzherzog, viel zu schwach, um gegen die ungeheuere Uebermacht ernstlich den Sieg zu hoffen, sandte einen Theil seines Heeres unter General Bajalich ab, um die Straße am Isonzo und den Uebergang über den Predil zu decken, brach sodann das Gefecht ab und zog mit dem übrigen Theile seiner Armee an den untern Isonzo, indeß sich Buonaparte Palmanovas und Gradiscas bemächtigte und mit der Hauptmacht das Corps Bajalich verfolgte.

Der Erzherzog, welcher die Wichtigkeit von Tarvis erkennt, gibt seiner ins Krainische einrückenden Armee den Befehl, gegen Klagenfurt zu marschiren und eilt für seine Person voraus nach Villach, um die Trümmer der Armee Lusignan's zu sammeln, sie mit den vom Rhein kommenden Abtheilungen zu verstärken und die Höhe von Tarvis neuerdings zu gewinnen. Mit 6000 Grenadieren und den Resten der früheren Bataillone stürmt er am 23. März auf Massena's Stellung los. Mit einer Erbitterung und Todesverachtung seltener Art wird gekämpft; ja die beiderseitigen Anführer betheiligen sich persönlich am Kampfe. Der Erzherzog stürzt den Feinden entgegen und ist bald von ihnen umringt. Oberlieutenant Fedak, der die Gefahr des geliebten Führers gewahrt, bricht mit einer Division Husaren zu seiner Rettung hervor; und obgleich er selbst fällt und für todt liegen bleibt, gelingt es seinen Reitern noch, den Erzherzog heraus zu hauen, allein nur fünf Mann sind von

der ganzen Abtheilung übrig geblieben. Das letzte Bataillon führt Karl ins Treffen — umsonst, der Sieg bleibt den Franzosen und bekümmert muß sich der österreichische Feldherr auf Klagenfurt zurückziehen, die Division Bajalich ihrem Schicksale überlassend. Diese, nunmehr zwischen zwei Feuer kommend, wird nach kurzem aber tapferem Gefechte bei der Flitscher Klause überwältigt und, was sich nicht durch die Flucht rettet, gefangen genommen. Am 29. März zieht Buonaparte, dessen Truppen inzwischen auch Triest und Idria eingenommen hatten, in Klagenfurt ein, das Erzherzog Karl den Tag zuvor geräumt hatte.

Auch in Tyrol, wo Joubert längs der Etsch gegen die kaiserlichen Generäle Laudon und Kerpen anmarschirte, waren die Franzosen glücklich gewesen. Joubert trennte nach dem Gefechte bei St. Michael die beiden österreichischen Generale, von denen Laudon gegen Meran, Kerpen gegen den Brenner sich zog. Letzterer verstärkte sich mit ein paar vom Rhein kommenden Divisionen und lieferte dem Feinde bald darauf ein Treffen bei Mittenwalde, das übrigens eben so wenig einen günstigen Erfolg für die Oesterreicher hatte, als das glänzende Gefecht bei dem Dorfe Springes, das der Tyroler Landsturm unter Führung des Hauptmanns Wörndle am 2. April lieferte. Joubert gewann die Straße ins Pusterthal, von wo aus er sich mit Buonaparte vereinigen konnte. Laudon, seines tapfern Ahnherrn werth, erholte sich zwar bald und schlug mit Hilfe der Schützen den General Servier, der zur Bewachung Tyrols zurückgeblieben war, aus dem Lande heraus; allein auch seine glänzenden Waffenthaten änderten an der Sachlage nichts mehr.

Bei diesen traurigen Nachrichten flammte mit Eins der ganze Enthusiasmus der österreichischen Völker auf. Wien geht allen anderen voran. Die Studirenden bilden ein eigenes Corps,

die Wiener Freiwilligen, die sich schon früher ausgezeichnet hatten, werden verstärkt, in den weiten Kreisen des Wienerwaldes bleibt nicht ein Mann zu Hause; was nur fähig ist, Waffen zu tragen, eilt herbei, um das bedrohte Vaterland zu schützen; die ungarische Insurrection wird jetzt von dem Kaiser, der früher das Land schonen wollte, angenommen. Alles ist in Bewegung und Thätigkeit. Die Hauptstadt rüstet sich zur Vertheidigung. Die Festungswerke werden ausgebessert, der Kaiser verspricht den Hauseigenthümern die bei einer etwaigen Beschießung entstehenden Schäden aus seiner Privatcasse zu ersetzen; ein allgemeines Aufgebot ruft Tausende zu den Fahnen, und je näher Buonaparte der Hauptstadt des großen Reiches der Habsburger kommt, desto mehr lernt er einsehen, daß der Krieg, der von Oesterreich so lange geführt wurde, kein Kampf des Cabinets gegen die revolutionäre Regierungsform, sondern daß er eine heilige Sache des ganzen Volkes ist, das mit Liebe und Begeisterung für Herd und Haus zu kämpfen entschlossen ist.

Schon hat der französische Feldherr im Herzen Kärntens sein Hauptquartier aufgeschlagen, als er mit Bangen gewahrt, daß ihn sein Siegeseifer weiter führte, als die Klugheit verantworten kann. Vor sich sieht er plötzlich Hunderttausende zum Kampfe für die heiligsten Güter bereit, hinter sich erblickt er Venedig im Aufstande gegen die Franzosen, das übrige Italien in schwankender Treue; die Armeen am Rhein, auf deren Hilfe er rechnete, haben noch keinen Schritt gethan; er muß fürchten, mit seinem Heere von allen Seiten abgeschnitten zu werden, und seinen bisherigen Ruhm mit schmachvoller Niederlage bedeckt und vertilgt zu sehen. Nur eins kann ihn in dieser kritischen Lage retten: ein Frieden.

Er schreibt deshalb von Klagenfurt aus am 31. März einen Brief an den Erzherzog Karl, in dem er plötzlich voll

Menschenliebe und aus Scheu vor unnützem Blutvergießen dem Krieg ein Ziel gesetzt wissen will und stolzer auf eine Bürgerkrone zu sein vorgibt, als auf den bereits errungenen Lorbeer, wenn es ihm gelänge auch nur Ein Menschenleben zu retten. Der Erzherzog antwortet am 2. April, daß er den Frieden nicht minder wünsche und deshalb an seinen Hof berichten wolle. Während der Zeit, welche die Antwort aus Wien braucht, rückt Buonaparte, der nur in einer entschlossenen Haltung seine Rettung erkannte, nach Steiermark ein, gewinnt daselbst die Gefechte bei Neumarkt und Unzmark und empfängt die Abgesandten des österreichischen Hofes, Feldmarschall-Lieutenant Bellegarde und General-Major Merfeldt in seinem Hauptquartier zu Judenburg. Dort wird ein sechstägiger Waffenstillstand, und als dieser vorüber war, ein zweiter auf dieselbe Zeitdauer geschlossen. Auf den erneuerten Waffenstillstand folgt nach einigen Tagen der Abschluß eines vorläufigen (Präliminar-) Friedens.

Eine halbe Stunde von Leoben in einer herrlichen Gegend liegt das freundliche Schlößlein Göß, geschmückt mit artigen Thürmen, am Eingang eines schönen Gartens. Hier war es, wo in der Nacht vom 17. auf den 18. April 1797 die Bedingungen des vorläufigen Friedens zwischen dem österreichischen Gesandten Marchese de Gallo und dem Corsen Buonaparte unterzeichnet wurden. Oesterreich trat hiebei Belgien und seine italienischen Besitzungen jenseits des Oglio ab, und wurde dafür mit dem venetianischen Antheile der Länder zwischen dem Oglio, Po und adriatischen Meere sammt Istrien und Dalmatien entschädigt, während Venedig die Romagna, Bologna und Ferrara erhalten sollte.

IV.

Von Leoben bis Luneville.

26.

Sturz der venetianischen Regierung.

Wenn Buonaparte im Vorfrieden von Leoben so rücksichtslos über venetianische Gebietstheile verfügte, so hatte er längst das Nöthige vorbereitet, daß die letzte Stunde der einst so stolzen, so mächtigen und reichen Königin des adriatischen Meeres schlagen mußte. Seit der Entdeckung von Amerika, die dem Welthandel eine ganz andere Richtung gab, war Venedig von seiner Höhe und von seinem alten Glanze immer mehr herabgesunken; die letzten Jahre seiner Dogenregierung boten vollends ein Bild von Schwäche und Feigheit, was dem ebenso thatkräftigen als verschlagenen jungen Corsen die Ausführung seiner Umsturzpläne nur erleichterte.

Seit dem Ausbruche der französischen Revolution hatte die Politik Venedigs, deren regierende Adelsgeschlechter unmöglich mit den Grundsätzen der wüsten Jacobiner sympathisiren konnten, so oftmals gewechselt, als die Dinge in Frankreich für die Sache des legitimen Königthums gut oder schlecht standen.

Als sich die französischen Heere unter Buonaparte's Führung den Gränzen des venetianischen Gebietes näherten, pflog man in der Lagunenstadt Rath, welche Haltung man den immer mächtiger herandringenden Ereignissen gegenüber einnehmen sollte. Viele waren für ein offenes Bündniß mit Oesterreich, Andere für einen entschiedenen Anschluß an Frankreich; Einige befürworteten eine bewaffnete Neutralität, die Ausrüstung und Aufstellung eines Heeres von 50.000 Mann, um jene der beiden kriegführenden Mächte zu bedrohen, die eine Verletzung des venetianischen Staatsgebietes wagen würde. Allein keine dieser Maßregeln wagte die kraftlose Regierung zu ergreifen. Sie mißtraute Oesterreich und haßte Frankreich, aber sie fürchtete beide, und so schlug sie zuletzt den schlechtesten aller Auswege ein, den der unbewaffneten Neutralität, wobei sie aber den Hintergedanken hegte, insgeheim auf den Inseln, in Istrien, Dalmatien und Albanien Truppen auszuheben und selbe für den Augenblick des Bedarfs bereit zu halten.

Die Wogen der Kriegsereignisse überfluteten das venetianische Gebiet, um dessen Neutralitäts-Erklärung sich bald weder Franzosen noch Oesterreicher kümmerten. Aber wenn auch Venedig in ruhigen Augenblicken vor der Vergrößerungssucht des benachbarten Kaiserstaates bangte, so überwog doch jetzt die unüberwindliche Abneigung gegen die französischen Jacobiner. Als sich der gefeierte Wurmser zum Feldzuge wider Buonaparte rüstete, athmete man in Venedig freier auf, und als sich die Nachricht von seinen ersten Erfolgen auf der Piazetta und unter den Procuratien verbreitete, da brach das Volk in lauten Jubel aus, beschimpfte und verfolgte die in Venedig anwesenden Franzosen, deren persönliche Sicherheit selbst gefährdet wurde. Freilich war dann der Rückschlag desto empfindlicher, als Wurmser's aufleuchtendes Gestirn rasch erblich und die Franzosen der

Dogenstadt ihre feindselige Haltung büßen zu lassen wußten. In Mailand bildete sich eine Gesellschaft aus italienischen und französischen Republicanern, deren Zweck dahin ging, die venetianischen Städte im Pogebiete, der sogenannten Terraferma, zu revolutioniren. Bald fanden unter dem Schutze der französischen Bajonnete in Bergamo, in Brescia, in Crema Erhebungen statt, um das Joch der venetianischen Herrschaft abzuschütteln; Freiheitsbäume wurden errichtet, dem Löwen von San Marco, Venedigs Sinnbild und Wappen, Unbilden und Schimpf aller Art angethan, die venetianischen Behörden verjagt, republicanische Stadträthe eingesetzt. Während dieser gewaltsamen Vorgänge aber ließ Lallemand, Frankreichs Gesandter in Venedig, keinen Anlaß unbenützt, den Dogen und den Senat der unveränderlichen und aufrichtigen Freundschaft seiner Regierung zu versichern.

Ein Gegenstoß konnte nicht ausbleiben. Was die zaghaften Nobili in Venedig sich nur leise zu wünschen getrauten, das brach bei der Bevölkerung des offenen Landes bald mit wildem Ungestüm los, besonders als in einer Mailänder Zeitschrift, dem „politischen Thermometer", ein vom 20. März 1797 datirtes aufreizendes Manifest erschien, in welchem das Volk geradezu aufgefordert wurde, sich in Masse gegen die Franzosen zu erheben, sie zu verjagen und zu vernichten. Das Manifest wirkte um so eingreifender, als der Name eines der ersten Würdenträger der venetianischen Regierung, des außerordentlichen Provveditore für die Terraferma Francesco Battaglia, darunter stand, obgleich sich letzterer nachdrücklich wider diesen Mißbrauch seines Namens verwahrte und auch der venetianische Senat jeden Antheil an dem aufreizenden Schriftstücke läugnete. Der eigentliche Verfasser war vielmehr ein gewisser Salvadori, ein geheimer Zuträger Buonaparte's, und der Verdacht war

nur zu begründet, daß der listige und ränkevolle französische Obergeneral selbst dabei seine Hand im Spiele hatte, um vor der Welt einen willkommenen Anlaß zu haben, sich über die Feindseligkeiten der venetianischen Regierung zu beklagen.

Nun brach der Sturm über die Franzosen von allen Seiten los. Das Landvolk, durch fanatische Geistliche wider die „gottlosen und kirchenräuberischen Jacobiner" aufgestachelt, erhob sich, die ungeschlachten Bewohner der Gebirge strömten in die Ebene hinab; kleinere französische Abtheilungen wurden überwältigt, reisende französische Beamte und Familien angefallen und getödtet, Anhänger der neuen Ordnung der Dinge verfolgt und mißhandelt. In Salò brach ein Aufstand wider die Parteigänger der Franzosen aus; die unter ihrem Schutze gebildete Regierung wurde gestürzt, eine Schaar bewaffneter Bergamasken und Brescianer mit einer Abtheilung der lombardischen Polenlegion, welche der von den Bergbewohnern überschwemmten Stadt zu Hilfe eilte, umzingelt, geschlagen, viele wurden getödtet, 200 Polen gefangen nach Venedig geschickt.

General Kilmaine, der mit einem Theile des französischen Heeres in Italien die Ordnung aufrecht zu halten hatte, sandte einen Courier nach dem andern an Buonaparte und dieser beorderte seinen Adjutanten Junot mit einem äußerst scharf und herrisch abgefaßten Schreiben nach Venedig, wo er dasselbe im vollen Rathe des Dogen vorlesen sollte. Junot traf am 15. April in Venedig an. Es war Charsamstag und von altersher Gebrauch, daß an diesem heiligen Tage alle öffentlichen Angelegenheiten ruhten. Doch mit soldatischem Uebermuth bestand Junot auf der sogleichen Einberufung des großen Rathes. „Mein Adjutant", hieß es in dem Schreiben, das nun Junot vor den eingeschüchterten Gewalthabern Venedigs ablas, „ist der Ueberbringer von Krieg oder Frieden. Wenn ihr nicht ohne Verzug die be-

waffneten Haufen auflöst, die Urheber der vorgefallenen Meuchelmorde bestraft oder in meine Gewalt überliefert, ist der Krieg erklärt. Ich werde meine Rache nicht an dem verführten Volke auslassen; ich werde es vielmehr befreien, und es wird eines Tages selbst die Missethaten segnen, die meine Truppen nöthigten, es von seiner tyrannischen Regierung zu erlösen". Nie, so lange Venedig stand, hatte sich eine auswärtige Macht eine derartige Sprache erlaubt, und jetzt nahm sie sich ein junger Officier, der Abgesandte eines ebenso jungen übermüthigen Feldherrn, heraus, inmitten des seit Jahrhunderten mit allen Schranken scheuer und zurückhaltender Ehrerbietung umgebenen obersten Rathes der venetianischen Regierung!

Zwei Tage später, am Ostermontage, brach ein furchtbarer Aufstand in Verona los. Die Urheber desselben rechneten dabei auf die Unterstützung des österreichischen Generals Laudon, der, wie wir wissen, die Franzosen siegreich aus Tyrol herausgeschlagen hatte und sie jetzt gegen Verona verfolgte. Die Empörung begann mit kleinen Neckereien zwischen der venetianischen Miliz und französischen Soldaten, als gegen Mittag Pfiffe durch die Straßen gellten und das Volk unter dem Rufe: „Tod den Jacobinern!" sich auf alle Franzosen und deren Anhänger stürzte, die nicht so glücklich waren, sich durch eilige Flucht in die Castelle zu retten. Die französischen Thorwachen wurden überwältigt; aus den Fenstern flogen Steine, Kugeln und andere Geschosse auf die nach ihren Sammelpuncten eilenden französischen Abtheilungen; einzelne Franzosen wurden auf offener Straße erdolcht oder aus ihren Schlupfwinkeln hervorgezerrt, erschlagen, in Brunnen oder in die Fluthen der Etsch gestürzt. Französische Beamte und ihre Familien, Kranke und Kinder blieben von der Wuth der besinnungslosen Menge nicht verschont. Selbst das französische Militärspital entging nicht

seinem Schicksale: nicht das flehentliche Bitten der Kranken, nicht der Anblick des auf natürlichem Wege herannahenden Todes konnte die Gemüther der Rasenden erweichen. Inzwischen hatte sich der Aufstand über die Umgebung verbreitet. Von allen Kirchthürmen der Dorfschaften um Verona ertönten die unheimlichen Klänge der Sturmglocken. Die in die Stadt strömenden Haufen des Landvolks fachten den schon ermüdeten Pöbel der Hauptstadt zu neuer Wildheit auf, während auf offenem Platze der Capuziner Fra Luigi Colloredo das Volk zum Kampfe gegen die Feinde des Vaterlandes entflammte. Jetzt fiel die Menge über das Ghetto der Juden her, die als Parteigänger der Franzosen verschrieen waren, und traf Anstalten, die Castelle zu stürmen, aus welchen der französische Befehlshaber, General Balland, die Stadt und die Dörfer der Umgegend mit glühenden Kugeln bewarf, so daß bald an vielen Puncten helle Flammen hervorbrachen. Binnen kurzem nahmen die Dinge für die Aufständischen eine ungünstige Wendung. Die Nachricht vom Judenburger Waffenstillstand traf ein, auf den Beistand des Generals Laudon war nicht mehr zu zählen; schon näherten sich von Brescia, von Mantua, von Vicenza her französische Heeresabtheilungen, welche die Stadt von allen Seiten einschlossen. Verzagtheit und Kleinmuth trat jetzt an die Stelle der früheren Wuth und Erbitterung. Am 24. April ergab sich Verona dem General Kilmaine auf Gnade und Ungnade, und bald schaltete nach Willkür der Soldat in der gebändigten Stadt. Frater Colloredo, der todesmuthige Capuziner, die Conti Francesco degli Emilj, Verità und Malengi nebst einigen andern Führern oder Haupthetzern wurden hingerichtet. Der Monte di Pietà fiel der Plünderung anheim; die kostbarsten Sachen daraus sollen in den Besitz der französischen Generäle, namentlich Buonaparte's, gewandert sein. Die Stadt mußte schwere Geldbußen tragen,

vollständige Schadloshaltung der beraubten Personen und Familien leisten, alle Pferde für die Artillerie und Cavallerie stellen, Gold und Silber aus den Kirchen und aus dem Staatsschatze ausliefern; ihre Gallerien und Museen wurden der kostbarsten Stücke zum Vortheile der Pariser Sammlungen beraubt.

Gleich nach der Sendung Junot's hatte der venetianische Senat zwei seiner Mitglieder, Francesco Donato und Leonardo Giustiniani an Buonaparte gesandt, um ihn über die damals bekannten Vorgänge, an denen die Republik unmittelbar keine Schuld trage, milder zu stimmen. Als aber jetzt die Nachricht von den schreckensvollen Ereignissen in Verona — man nannte sie die „Veroneser Ostern", als Seitenstück zu der wegen eines ähnlichen Blutbades der Franzosen berüchtigten „Sicilianischen Vesper" — im Hauptquartier des Obergenerals eintraf, kannte seine Wuth keine Grenzen. „Ich kann Euch nicht verlassen", ließ er die beiden Abgeordneten wissen; „denn Ihr triefet von französischem Blute. Ich will mit Eurer Regierung nicht länger unterhandeln, ich werde ihr Gesetze geben. Ich habe 80.000 Mann, ich werde Eure Bleikammern zerstören, ein zweiter Attila für Venedig sein. Euer Staatswesen ist morsch und alt, es ist Zeit daß es falle". In Venedig herrschten Angst und Bangen in den Regierungskreisen, Gährung und Aufregung unter der Bevölkerung. Ludovico Manin, seit 1789 Doge, ein einundsiebenzigjähriger Greis, furchtsam und schwach, berief am 30. April die Vornehmsten der Regierung zu einer außerordentlichen Berathung in seine Gemächer. „Diese Nacht", sagte er, „werden wir nicht einmal in unsern Betten sicher sein". Am andern Tage wurde der Senat versammelt. Der Dogenpalast war von Bewaffneten umgeben; Kanonen standen in Bereitschaft, die Bedienungsmannschaft mit brennenden Lunten, ein Anblick, den diese Stadt der Vorsicht und des Staatsgeheim-

nisses nie erlebt hatte. Es wurde beschlossen, mit dem französischen Obergeneral über die Aenderungen, die er in der Regierungsform Venedigs für zeitgemäß hielte, in Verhandlnng zu treten.

Doch für Unterhandlungen war es bereits zu spät. Am 2. Mai erkläre Buonaparte Venedig den Krieg. In allen Orten der Terraferma, durch welche die aus Innerösterreich heimkehrenden französischen Truppen zogen, riefen sie den Sturz der venetianischen Regierung aus, schlugen den Löwen von San Marco, wo er als Sinnbild der Dogenherrschaft Venedigs prangte, herunter, pflanzten Freiheitsbäume auf. Venedig wurde von der Landseite her eingeschlossen. Der General Baraguay d'Hilliers besetzte mit seinen Truppen den Rand der Lagunen; der französische Gesandte Lallemand verließ die Stadt, nur Villetard, ein junger, von den modernen Freiheitsideen durchdrungener Mann, blieb als Geschäftsträger zurück. Venedig war keineswegs ohne Vertheidigungsmittel. Es besaß 37 Galeeren und 168 Kanonenschaluppen mit 8500 Matrosen, 3500 italienische und 12.000 slavische Soldaten; die Lagunen mit ihren schützenden Forts und Batterien waren fast unzugänglich, besonders da den Franzosen keine Schiffe zu Gebote standen. Allein von diesen Vertheidigungsmitteln Gebrauch zu machen, dazu fehlte dem altersschwachen Senate vor Allem der Muth. Er fürchtete den äußern Feind; er fürchtete die dalmatischen und albanesischen Soldtruppen, die Schiavoni, wie man sie nannte, deren Treue und Zuverlässigkeit der Regierung von verschiedenen Seiten verdächtigt wurde; er fürchtete die eigene Bevölkerung, die seit den letzten Wochen vielfach von dem Geist der Neuerungen ergriffen war. „Die Staatsordnung", sagten die Parteigänger der Franzosen, „müsse von Grund aus geändert werden; keine Adelsherrschaft mehr, keine bevorzugten

Geschlechter; die Vernunft allein führe fortan die Herrschaft, eine Volkswehrwache über die öffentliche Sicherheit und die Handhabung der Gesetze; keine Inquisition, keine Bleikammern, kein Canal Orfano, Freigebung aller um ihrer politischen Meinungen willen Gefangenen". In diesem Sinne stachelten Gio. Andrea Spada und Tommaso Pietro Zorzi die Massen auf; in diesem Sinne wirkte Villetard auf die Regierungskreise ein. So kam der 12. Mai heran, an welchem Tage der Doge zum letzten Male den Senat Venedigs zusammenrief. Mit von Thränen halb erstickter Stimme stellte Manini die traurige, ja verzweifelte Lage der Dinge dar, welche zu gebieten scheine, daß man die äußerste Nachgiebigkeit walten lasse. Während er sprach, fielen unter der Menge, die in gewaltiger Aufregung den Dogenpalast von allen Seiten umschwärmte, mehrere Schüsse. „Abstimmen, abstimmen!" rief man jetzt in den Reihen der Versammelten, und in dem Saale, von dessen Wänden die Ahnenbilder ihrer großen Vorfahren und Darstellungen aus Venedigs ruhmvoller Vergangenheit auf sie herabsahen, stimmten von 537 Anwesenden 512 für das Ende eines Staatswesens, das vierzehn Jahrhunderte gedauert hatte. Eine Municipalität nach neufranzösischem Muster wurde eingesetzt, ohne formgerecht bestätigt zu sein. Die Verwirrung nahm fortwährend zu.

Die Menge wußte eigentlich nicht, was vorging und um was es sich handelte: so strafte sich die Entfremdung, in der man das Volk von altersher den öffentlichen Interessen gegenüber gehalten hatte. Hier rief man: „Es lebe San Marco!" dort erschallte es: „Es lebe die Freiheit!" und die Einen wußten eben so wenig wie die Andern, was sie im Grunde meinten. Ein Theil des Pöbels drang in die Häuser Spada's und Zorzi's, die verwüstet wurden. Auf der Rialtobrücke entspann sich ein Kampf; Bernardio Reynier führte zwei Geschütze auf und

ließ einigemal abbrennen, worauf sich die Menge zerstreute. In der Nacht vom 16. auf den 17. Mai sandte Villetard im Einverständnisse mit Donato und Battaglia einige Schiffe über die Lagunen zu dem Lager Baragnay's und am andern Morgen waren der Marcusplatz und alle wichtigeren Puncte der Stadt von ein paar tausend Franzosen besetzt, fremde Waffen und Uniformen, früher nie gesehen in der unnahbaren Lagunenstadt.

Am Tage zuvor, am 16. Mai, war zu Mailand zwischen Buonaparte und den venetianischen Abgeordneten ein Friedens- und Freundschaftsvertrag abgeschlossen worden. In den geheimen Artikeln desselben wurde der im Leobner Vertrage beschlossene Gebietsaustausch bestätigt; Venedig hatte eine Kriegssteuer von 3,000.000 in Silber, ebensoviel in Schiffsausrüstungen zu leisten, drei Linienschiffe und zwei Fregatten an die Franzosen auszuliefern. In der gefallenen Dogenstadt ging es jetzt bunt her. Von dem entfesselten Pöbel wurden die Gefängnisse der Staats-Inquisition gestürmt und geleert, alle Abzeichen der gefallenen Regierung vertilgt. Baragnay d'Hilliers, der sich in Casa Pisani herrisch einquartierte, gebot in der Stadt, und unter der Leitung des gelehrten Arnauld begann jetzt eine großartige Plünderung der Gallerien, Bibliotheken, Museen, öffentlicher wie privater, der Kirchen und Klöster. Gemälde, Bildsäulen, Basreliefs, etruskische Vasen, Kameen, Münzen, alte Handschriften wurden von ihm ausgewählt, um nach Paris geschafft zu werden. Aus der Bibliothek von San Marco allein gingen mehr als 200 griechische, lateinische und orientalische Codices diesen Weg. Die vier erzenen Pferde, ein Kunstwerk des Lysippos, so wie die vom tapfern Morosini bei der Besetzung des Piräus erbeuteten Löwen traf ein gleiches Schicksal. Dieses Plünderungssystem beschränkte sich keineswegs auf die Hauptstadt allein; die Sammlung Bevilacqua in Verona, die Kirchen

und Klöster daselbst, in Padua, Treviso, San Daniele in Friaul blieben nicht verschont; die herrlichsten Gemälde von Paolo Veronese, Tizian, Tintoretto, kostbare Manuscripte und alte Druckwerke, die bisher mit eifersüchtiger Sorgfalt bewacht worden waren, gingen jetzt in räuberische fremde Hände über. Ein Buch, welches in jenen Tagen in Italien erschien, „die Römer in Griechenland“ betitelt, schilderte mit grellen Farben das verrufene Gebaren des römischen Consuls Flaminius in dem eroberten Hellas und legte dadurch den Vergleich mit dem nahe, was jetzt unter französischem Walten in Italien vorging. Buonaparte, der den Stachel dieser Schrift tief empfand, ließ eifrig nach ihrem Verfasser forschen — ein gewisser Barzoni soll es gewesen sein — und alle Exemplare, deren seine Späher habhaft werden konnten, vertilgen.

In den Pfingsttagen veranstaltete Baragnay in Venedig eine besondere Feier. Bei dem Geläute der Glocken, bei dem Donner der Geschütze, bei den Klängen der Militärmusik wurde auf dem festlich geschmückten Marcusplatze der Freiheitsbaum mit der rothen Mütze auf dem Gipfel aufgerichtet und das dreifarbige Banner entfaltet; ein prunkvoller Zug bewegte sich gegen den Freiheitsbaum heran, zu dessen Füßen das berühmte „goldene Buch“ dem Flammentode geweiht wurde — all das unter dem gedankenlosen Zujauchzen einer Menge, die ihre Regierung fürchten, aber nicht ihr Vaterland lieben gelernt hatte.

27.

Oesterreich besetzt Istrien und Dalmatien — Frieden von Campoformio — Der letzte Doge von Venedig.

Von verschiedener Seite her konnte man es nicht begreifen, warum Oesterreich zu Leoben gerade in einem Zeitpuncte Frie-

den schloß, in welchem Buonaparte vernichtet und erdrückt werden zu können schien. Allein wie klug Kaiser Franz daran gethan hatte, das zeigten die Bewegungen der französischen Heere am Rheine, welche bei der damaligen Lage Oesterreichs, bei der Theilnahmslosigkeit Deutschlands und beim Mangel aller Bundesgenossen wohl einen ununterbrochenen Siegeslauf bis Wien gehabt und dort einen Frieden unter den härtesten Bedingungen dictirt haben würden.

Denn an demselben Tage, an welchem der Vorfriede von Leoben dem Kriege im Süden ein Ende machte, entbrannte er am Rhein. Dort war nämlich, nachdem der Kampf seit der Eroberung des Brückenkopfes von Hünningen geruht hatte, endlich wieder, freilich zu spät zur Unterstützung Buonaparte's, von Seite Frankreichs der Streit aufgenommen worden. Der französische General Hoche, welcher die Sambre-Maas-Armee befehligte, war am 18. April bei Neuwied über den Rhein gegangen, hatte den General Wernek auf allen Puncten zurückgeschlagen und rückte bis Frankfurt vor. Zwei Tage darauf bewerkstelligte auch Moreau mit der Rhein-Armee seinen Uebergang bei Straßburg und drang in die Pässe des Schwarzwaldes ein. Doch am 22. April langten die Couriere mit der Nachricht des abgeschlossenen Präliminarfriedens an, und es endete somit der langjährige traurige Krieg.

Schon am 28. April zeigte der Kaiser den Leobner Vertrag dem deutschen Reichstage in Regensburg an, welcher es anerkennen mußte, daß das Reichsoberhaupt für die Ehre und Rettung, für die Sicherheit und Ruhe Deutschlands die größten Opfer gebracht hatte, so daß ihm der Dank Deutschlands gebühre. Für den mit dem Reiche zu schließenden Frieden sollte eine Reichs-Deputation erwählt werden. Es ging jedoch zu Regensburg wie gewöhnlich; die Uneinigkeit und die Unthätigkeit

war so groß, daß der Kaiser mehrmals Vorstellungen machen mußte, bis endlich am 11. August der Beschluß zu Stande kam: Der Kaiser möge den Abschluß des Reichsfriedens übernehmen und nur, wenn er es nicht thun wolle, werde die bereits beschlossene Reichs-Deputation mitwirken. Preußen, der wichtigste Reichsstand, hatte sich den Berathungen fern gehalten, weil es ja seit dem Baseler Frieden entschieden mit dem Reiche gebrochen hatte.

Die Ratification der Leobener Präliminarien war ziemlich schnell ausgetauscht worden. Am 24. Mai übergab zu Montebello in der Nähe von Mailand der Marquis von Gallo die von seinem Hofe unterzeichnete Urkunde und übernahm die des französischen Directoriums aus Buonaparte's Händen.

Den Friedensbedingungen gemäß beeilte sich Oesterreich von seinen neuen Erwerbungen Besitz zu ergreifen. Seine Truppen besetzten von Triest aus die Städte Pirano, Cittanova, Parenzo, Rovigno in Istrien, die Inseln Veglia, Cherso, Arbe, Pago im Quarnero. Der Haß des französischen Regiments, der von lange her in diesen Gebieten herrschte und durch die neuesten Vorgänge jenseits der Adria frische Nahrung erhalten hatte, erleichterte Oesterreich den Gewinn dieser Landschaften. In Dalmatien hatte der Franzosenhaß zu blutigen Auftritten geführt. In den Gebieten von Traù und Sebenico hatte das Gebirgsvolk die Waffen ergriffen, viele Parteigänger der Franzosen ermordet, den französischen Consul, obgleich einen Dalmaten, sammt dessen Familie grausam hingeschlachtet. Als Ende Juni die Oesterreicher unter Rukavina in Zara einrückten, wurden sie als Befreier und Wiederhersteller der durch jene wüsten Vorgänge gefährdeten Sicherheit begrüßt; die Behörden leisteten den Unterthaneneid, 2000 venetianische Soldaten den Fahnenschwur; die Forts wurden besetzt, die kaiserlichen Banner aufgepflanzt. Eben so freudig war der Empfang der österreichi-

schen Truppen in Sebenico, wo sich mit Rukavina eine Truppenabtheilung unter Wartensleben vereinigte und die öffentliche Ordnung rasch herstellte. Selbst die Bewohner der Bocche di Cattaro unterwarfen sich willig; nur in zwei Gemeinden, Perasto und Risano, fand man Widerstand, der aber bald gebrochen wurde, und so war der wichtige Küstenstrich von Dalmatien für den Kaiserstaat gewonnen.

Mittlerweile hatte Buonaparte in Montebello hinsichtlich der Schlichtung der allgemeinen Angelegenheiten andere Entschlüsse gefaßt und suchte den österreichischen Gesandten zu bewegen, die Idee eines allgemeinen Friedens-Congresses aufzugeben und lieber einen Separat-Frieden zu schließen. Er stellte ihm vor, wie England und Rußland kaum in die besprochene Entschädigungsfrage eingehen und dadurch das ganze Friedensgeschäft verzögert, ja vielleicht vereitelt würde. Gallo, obgleich weder beauftragt, noch von den Ansichten seines Hofes in Kenntniß gesetzt, ging darauf ein und schrieb in diesem Sinne nach Wien, indem er sich die nöthigen Vollmachten erbat.

Allein der österreichische Minister Thugut war nicht gewillt, hierauf einzugehen. Oesterreich hatte vielfach Grund, bereits wegen Verletzung der Präliminarien zu klagen und das Vorgehen des französischen Feldherrn mit Mißtrauen zu beobachten. Dieser hatte, ohne Oesterreich zu fragen, das ganze Venetianische erobert und demokratisirt. Genua war zur ligurischen Republik (6. Juni) gemacht worden, die cisalpinische Republik, zum großen Theil aus ehemaligen österreichischen Besitzungen bestehend, hatte am 29. Juni eine französische Einrichtung erhalten, und es ward das Veltlin, Cleven und Bormio dazu geschlagen; der König von Sardinien hatte schon früher ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich abgeschlossen — kurz die ganze

Physiognomie Italiens war verändert. Dazu kam, daß man auf die Dauer der Zustände in Frankreich selbst, wo die Parteien heftiger als je aneinander geriethen, nicht bauen konnte, und immer gerüstet sein mußte, einer neuen Strömung entgegen zu gehen.

Was war deßhalb natürlicher, als daß Thugut die Vorschläge Gallo's zurückwies, und um die Unterhandlungen nicht abzubrechen, den Generalmajor Grafen von Merfeldt nach Montebello sandte, der Buonaparte zur Nachgiebigkeit stimmen sollte. Die Friedenssendung sollte überdies durch kriegerische Rüstungen unterstützt werden, und während man beiderseits emsig bestrebt war, dem Welttheile die langersehnte Ruhe zu geben, scholl Oesterreich wieder von neuem Kriegeslärm. Noch damals wäre es an der Zeit gewesen, für Deutschland Friedensbedingungen der besten Art zu erlangen, wie sie der Kaiser wünschte; allein Preußen gab sich dazu her, den Verrath an Deutschland offen kund zu thun, indem es am 3. Juli zu Pyrmont eine Erklärung abgab, in welcher ganz deutlich der Grundsatz ausgesprochen wurde, daß die deutschen Fürsten für das Abtreten ihrer Länder jenseits des Rheines an Frankreich durch Säcularisation geistlicher Herren entschädigt werden sollten.

Am 19. Juni 1797 langte Merfeldt in Montebello an, um den Congreß zu Bern zu beantragen. Buonaparte beharrte auf seinen Forderungen und es wurde nichts anderes beschlossen, als den Ort der Verhandlungen näher gegen Wien zu, nämlich nach Udine, zu verlegen, was einerseits den französischen Feldherrn glauben machte, Oesterreich füge sich in die Idee eines Separat-Friedens, andererseits dem österreichischen Kaiser noch immer freie Hand ließ. Aber schon die Personen, welche der Kaiser nach Udine sandte, zeigten Buonaparte, daß er nicht nachzugeben willens sei: es waren Gallo und Merfeldt, welche neuerdings den allgemeinen Congreß vorschlugen,

obgleich ihnen Buonaparte nachwies, daß auch England separat unterhandle, indem es den Lord Malmesbury als Friedensunterhändler nach Lille gesendet habe. Dem Drängen des Corsen wurde von Seite Oesterreichs ein Zuwarten entgegengesetzt, das Ersteren fast zur Verzweiflung brachte, besonders da er bei der inneren Lage Frankreichs nicht leicht sich in eine kriegerische Unternehmung einlassen konnte.

Dem unerquicklichen Zustande wurde endlich zu Paris durch den am 4. September erfolgten Staatsstreich ein Ende gemacht. Die republicanische Partei bekam wieder die Oberhand, und das neue Directorium schien die alten, verschwundenen Zeiten der Jacobiner neu heraufbeschwören zu wollen; es rüstete mit aller Macht zum Kriege, brach die Friedensverhandlungen mit England zu Lille rasch ab und gab auch Buonaparte zu verstehen, er möge Oesterreich vernichten. Dieser sah freilich zu gut die Unmöglichkeit einer so lächerlichen Forderung ein, da er die Hilfsquellen des Hauses Habsburg nicht unterschätzte; allein er konnte sich, wenn er den Befehlen der Machthaber in Paris nicht gehorchen wollte, nur durch einen raschen Friedensschluß retten. Er stellte deshalb am 11. September ein Ultimatum an Thugut, indem er erklärte, daß er den Krieg wieder beginnen werde, wenn nicht am 1. October der Friede abgeschlossen wäre.

In Oesterreich hatte so wie in ganz Europa die Wendung der französischen Politik den tiefsten Eindruck hervorgebracht; man wußte, welche Kräfte der Revolution zu Gebote standen, und hatte die Schläge zu tief empfunden, um nicht gleichfalls einen raschen Frieden dem voraussichtlich ungünstigen Kriege vorzuziehen. Von Preußen verrathen, von Deutschland verlassen, mußte sich Kaiser Franz in die von Buonaparte vorgeschlagenen Bedingungen fügen, suchte jedoch soviel als möglich für Deutschland und England zu retten. Er sendete deshalb den in diplo-

matischen Geschäften erfahrenen und gewiegten Grafen Cobenzl nach Udine. Es war dies ein Mann von feinen Sitten, vertraut mit dem Hoftone, nicht leicht in Verlegenheit gesetzt und, theils durch List und Intrigue wirkend, zu einer solchen Sendung geeignet wie nicht leicht ein Anderer.

Am 26. September kam Cobenzl nach Udine; Buonaparte weilte in dem benachbarten Schlosse zu Passeriano. Der französische Feldherr verlangte unbedingt die Anerkennung der Rheingrenze für Frankreich und versprach dafür Entschädigung für Oesterreich. Cobenzl zögerte mit der Annahme dieser Bedingung, obgleich er sicher sein konnte, daß der Kaiser doch in diese Forderung werde willigen müssen. Endlich schien es, als ob Buonaparte, selbst der Zögerung überdrüssig, durch ein brüskes Benehmen ein Ende herbeiführen wollte; wenigstens rühmte er sich dessen in der Folge noch sehr oft. Er erzählte nämlich auf St. Helena, er sei ungeduldig aufgesprungen und habe zu Cobenzl gesagt: „Sie wollen Krieg, sie sollen ihn haben!“ und ein kostbares Glasservice, welches ein Geschenk der Kaiserin von Rußland an Cobenzl war, zertrümmernd, habe er hinzugesetzt: „So wird es ihrer Monarchie ergehen, ehe noch drei Monate verflossen sind“.

Sei dem wie immer, am 17. November 1797 fand auf dem Schlosse zu Campoformio die Unterzeichnung des Definitiv-Friedens statt. Der Vertrag enthielt außer einem öffentlichen Theile noch 14 geheime Artikel. Nach dem ersten Theile trat Oesterreich sowohl die Niederlande als auch die Lombardie an Frankreich ab und willigte in die Errichtung der cisalpinischen Republik, welche aus den lombardischen, einigen venetianischen Gebieten, aus Modena, Massa, Carrara, aus den Legationen Bologna, Ferrara und Romagna bestehen sollte; es überließ den Franzosen ferner die jonischen Inseln und den

venetianischen Antheil Albaniens und verpflichtete sich, den Herzog von Modena durch den Breisgau zu entschädigen. Dagegen bekam Oesterreich Istrien und Dalmatien mit den Inseln im adriatischen Meere, die Bocche di Cattaro, die Stadt Venedig und von der früheren Terraferma jenen Theil, der vom Gardasee über Lacise nach S. Giacomo, von der Etsch und dem Po bis zu deren Mündungen sich erstreckte. In Betreff des deutschen Reichs wurde bestimmt, daß ein zu Rastatt abzuhaltender Congreß den Frieden mit Frankreich herstellen sollte.

In den geheimen Artikeln versprach Kaiser Franz seine guten Dienste bezüglich der Abtretung des linken Rheinufers, mit Ausnahme der preußischen Gebiete von Cleve, Meurs und Geldern, an Frankreich; auch trat er das Frickthal und die Grafschaft Falkenstein ab, und erhielt wieder von Frankreich das Versprechen, ihm zu Salzburg und jenem kleinen Theile Bayerns zu verhelfen, der zwischen dem Inn und der Salza liegt und die Verbindung mit Tyrol herstellt. Ueberhaupt ward festgesetzt, daß, wenn bei den Rastätter Verhandlungen eine Macht noch eine weitere Erwerbung bekomme, die andere gleichfalls eine Ausgleichung erhalten sollte. Diejenigen Reichsfürsten, welche Verluste erlitten, so wie der Erbstatthalter von Holland, sollten Entschädigung in Deutschland erhalten, die man gemeinschaftlich ordnen wollte. Endlich wurde bestimmt, daß die Schifffahrt am Rhein und an der Maas von allen Zöllen befreit und daß demnächst ein Handelsvertrag zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossen werden sollte. Die Befreiung des noch immer in Olmütz gefangen gehaltenen Lafayette und der zu Munkacs befindlichen Personen, die in die Hebenstreit'sche Verschwörung verwickelt waren, erfolgte nun gleichfalls.

Oesterreich verlor durch den Frieden von Campoformio allerdings nicht viel: was es hergeben mußte, wurde ihm ersetzt;

dabei rundete es durch den Eintausch der fernen Niederlande gegen die venetianischen Landstriche sein Gebiet mehr ab und stand bald wieder in alter Kraft und Macht da. Der Zerfall des deutschen Reiches aber, das Aufgeben von Ländern deutscher Zunge, das Verändern und Verrücken der politischen Grenzen innerhalb Deutschlands kann unmöglich Oesterreich zur Last gelegt werden. Die Fürsten hatten sich selbst aufgegeben, Preußen als die stärkste Macht voran; sie hatten mit dem Feinde conspirirt und bereits jene Verfügungen verabredet, die nunmehr vom Reichsoberhaupte getroffen wurden oder werden sollten. Lange genug hatte sich Franz II. dagegen gesträubt; er hatte geleistet, was keiner im deutschen Reiche, und mochte mit Ruhe dem Congresse zu Rastatt entgegen sehen. Hatte Frankreich eben so ehrlich wie er den Frieden geschlossen, so mochte noch Manches zu retten sein.

In Oberitalien gingen die Dinge ihrem Abschlusse entgegen. Buonaparte hatte den Auftrag gegeben, bevor Venedig an die Oesterreicher übergeben würde, alles zu vernichten, was ihnen zur Herstellung einer Flotte dienen konnte. So ließ denn Serrurier das Arsenal leeren, die großen Schiffe in die See stechen, die kleineren in den Grund bohren, die noch unvollendeten unter Axtschlägen in Trümmer hauen, und den Bucentoro, das ehrwürdige Andenken der Adriaherrschaft des ehemaligen Venedig, zugleich ein reich ausgestattetes Kunstwerk, in Flammen aufgehen.

Am 18. Jänner 1798 räumten die Franzosen Venedig und rückten die Oesterreicher unter dem Jubel der Bevölkerung ein. Francesco Pesaro nahm in der Eigenschaft eines kaiserlichen Commissärs den Behörden den neuen Unterthaneneid ab. Als Ludovico Manini, der letzte Doge von Venedig, den Schwur leistete, brach er kraftlos zusammen.

28.

Congreß von Rastatt — Bernadotte in Wien — Die zweite Coalition.

Im November 1797 versammelten sich zur endgiltigen Festsetzung des Friedens zwischen Frankreich und dem Reiche die Congreß-Mitglieder, welche aus der zu Regensburg ernannten Reichs-Deputation, den kaiserlichen Gesandten und den französischen Abgeordneten bestand. Außerdem war eine Menge anderer Staaten theils durch ihre Souveraine theils durch Gesandte vertreten. Oesterreich war in dreifacher Weise repräsentirt: einmal durch Graf Metternich, der die Person des Kaisers vertrat; dann durch Graf Lehrbach, als Mitglied der Reichsfriedens-Deputation, und endlich durch Graf Cobenzl für Böhmen und Ungarn. Aus Frankreich waren Bonnier und Treilhard erschienen, von denen dieser als ein geistreicher, jener hingegen als rauher und schroffer Mann bekannt waren. Am 1. December erschien auch Buonaparte, jedoch nicht als Congreß-Mitglied, sondern um die Militärconvention mit Cobenzl zu besprechen, welche in Folge der geheimen Artikel von Campoformio geregelt sein wollte. Er erschien daselbst einsylbig und verschlossen, brachte sein Geschäft rasch ins Reine und verließ dann Rastatt. Es hatte sich dabei um die Räumung der Festungen und den Brückenkopf von Mannheim gehandelt, und die Kaiserlichen versprachen, dem Friedensübereinkommen gemäß, alle ihre Truppen aus Philippsburg, Ehrenbreitstein, Mainz, Ulm, Ingolstadt und Würzburg in die Erblande zurück zu ziehen.

Der Kaiser kündigte diese Convention den Mitgliedern der Friedens-Commission an, und hatte nun bittere Worte über

Verrath des Reichs und Verletzung von dessen Integrität zu hören. Dieselben Staaten, die schon vor Jahren in geheimem Einverständnisse mit Frankreich gewesen waren und längst gegen Entschädigung durch geistliche Güter die Abtretung des linken Rheinufers zugesagt hatten, schrieen nun am ärgsten, namentlich als die Franzosen nach Abmarsch der Oesterreicher eine „armée de Mayence“ bildeten und rundweg erklärten, sie würden Mainz besetzen, was auch am 28. December durch Capitulation geschah. Aergerlicher war der Friedensbruch der Franzosen durch die Erstürmung der Mannheimer Rheinschanze am 25. Jänner 1798 und mochte den Fürsten Deutschlands zeigen, mit welcher Geringschätzung man sie von Seite der Republik behandle. In der That war das Benehmen der Reichsfriedens-Deputation geradezu ekelhaft zu nennen. Statt noch jetzt in Einheit zusammen zu treten und mit Muth und Entschlossenheit den Uebergriffen Frankreichs entgegen zu gehen, haderten sie untereinander und beschuldigten sich gegenseitig des Verraths, und als nun endlich von Frankreich das große Wort der Säcularisation, das schon seit langem in der Luft schwebte, ausgesprochen war, buhlte man um die Gunst der französischen Gesandten, von denen übrigens Treilhard bald zurückgerufen wurde, um einen Posten im Directorium zu übernehmen. An seine Stelle kamen Jean Debry und bald darauf noch Roberjot, von denen nur der letztere ein gebildetes Benehmen besaß, während es Bonnier und Debry darauf anzulegen schienen, durch möglichste Brutalität den deutschen Höfen zu imponiren.

Schon aber zeigten bedeutende Zeichen, daß auf diesem Wege der Congreß wohl nie zum Ziele gelangen werde. Man hatte in die Abtretung des ganzen linken Rheinufers eingewilligt, obgleich in den geheimen Artikeln von Campoformio ausdrücklich das preußische Gebiet ausgenommen worden

war. So fand sich auch Oesterreich verletzt und war mehr als je geneigt, den erzwungenen Frieden, den Frankreich gebrochen hatte, als gelöst anzusehen, wenn es nur bei den deutschen Fürsten Unterstützung fand und hoffen konnte, in dem neuen Kriege mit Frankreich nicht allein zu stehen. Auch mochten die Staaten Deutschlands aus der revolutionären Propaganda, die von Frankreich aus überall verbreitet wurde, ersehen, daß ein dauerhafter Friede unmöglich sei mit einer Macht, die darauf ausging, überall im demokratischen Sinne Umsturz hervorzurufen.

Aber über dem gierigen Drängen und Hasten nach Entschädigung war man in Deutschland blind gegen die Zeichen der Zeit, blind gegen die Wühlereien in den Nachbarstaaten, blind gegen die gewaltsame Umänderung der europäischen Karte. Während Genua in eine ligurische Republik verwandelt, Toscana und Modena der cisalpinischen Republik einverleibt wurden; während selbst der uralte Kirchenstaat verschwand und die römische Republik an seine Stelle gesetzt ward; während die von Frankreich erregten Unruhen in der Schweiz zu einer Aenderung der Verfassung daselbst führten und alle Staaten im Westen mehr und mehr abhängig von Frankreich wurden, trugen die Franzosen mit seltener Kühnheit den Krieg selbst nach Deutschland, mit dem sie doch in Unterhandlung standen. Sie umlagerten Ehrenbreitstein, um diese Festung auszuhungern, blockirten Philippsburg und erpreßten auf dem rechten Rheinufer Geld und Naturalien, indeß sie den revolutionären Brand in die großen Massen zu werfen suchten.

Auch in Wien wurde ein solches Manöver versucht. General Bernadotte, den Frankreich dort als Gesandten aufgestellt hatte, trat mit immer dreisteren Forderungen an den österreichischen Hof heran und wollte sogar, daß die Jahresfeier des

Wiener Aufgebots am 13. April verboten werde. Da diese jedoch trotzdem abgehalten wurde, steckte er am Balcon seiner Wohnung in der Wallnerstraße eine große revolutionäre Tricolore heraus. Das ungewohnte Schauspiel lockte eine Masse Menschen herbei, die entrüstet über diese Verhöhnung des Nationalgefühls die Einziehung der Fahne begehrten. Bernadotte weigerte dies, und bald steigerte sich der Unwille des Volks zu heftigen Drohungen. Von Drohungen ging die Masse zu Thätlichkeiten über, die Fahne wurde herabgerissen, die Fenster eingeworfen und manche Beschädigung von dem Pöbel vorgenommen, der um so wüthender geworden war, da die im Hause befindlichen Franzosen Schüsse, wohl nur blind, auf die Menge abgefeuert hatten. Obgleich nun Bernadotte den Scandal selbst und wohl absichtlich hervorgerufen hatte, stellte er sich dennoch in seiner Eigenschaft als Gesandter verletzt und verlangte seine Pässe, die man ihm, als er jede vernünftige Genugthuung weigerte, endlich ertheilte.

Von österreichischer Seite schien man das Möglichste zu versuchen, um einen Wiederausbruch des kaum geschlossenen Krieges zu verhüten, schon deshalb, weil man doch früher die Stimmung der Höfe wegen einer Bundesgenossenschaft erforschen mußte. Man entfernte darum am 1. Mai den Baron Thugut vom Ministerium des Aeußern, das man an Graf Ludwig Cobenzl übergab, wodurch es möglich wurde, mit Frankreich neuerdings zu unterhandeln. In Selz auf elsässischem Boden wurden deshalb am 30. Mai Conferenzen zwischen dem französischen Bevollmächtigten François aus Neufchateau und dem österreichischen Abgeordneten Cobenzl eröffnet. Die Franzosen verlangten Genugthuung für die dem Bernadotte zugefügte Schmach; Oesterreich hatte massenhaft Beschwerdepuncte, indem es das Benehmen des Directoriums in der Schweiz, in Rom ꝛc einer Kritik unter-

zog. Daß man zu keinem Ende kommen konnte, war voraus zu sehen, da es eigentlich beiden Theilen an Aufrichtigkeit fehlte, und man gegenseitig mehr die geheimen Pläne erforschen als sich vereinigen wollte.

Auch in Rastatt blieben die Unterhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich erfolglos. Nachdem die deutschen Fürsten endlich den Thalweg des Rheins als Grenze zwischen den beiden Staaten zugegeben hatten, gingen die Franzosen in ihren Forderungen noch weiter. Die gerechten Gründe, mit welchen die Reichs-Deputation derlei Zumuthungen zurückzuweisen suchte, erregten bei den französischen Gesandten nur ein Hohnlächeln, da sie recht gut wußten, was sie jenen Fürsten bieten konnten, die alles Selbstgefühl verloren hatten und, unter sich uneins, mehr auf die Gnade französischer Kammerdiener und Thürsteher speculirten, als daß sie ihrer eigenen Kraft vertrauten.

Nur Oesterreich erkannte aus all diesen Wirren, daß es den Franzosen nie im Ernste zu thun war, den Frieden von Campoformio einzuhalten, und daß es sich auf einen neuen Kampf gefaßt machen müsse. In diesem Sinne hatte es schon am 19. Mai 1798 einen Vertrag mit Neapel abgeschlossen und näherte sich wieder England und Rußland, um eine neue Coalition gegen Frankreich abzuschließen. Auch Preußen sollte gewonnen werden; allein die schwankende Politik dieses Staates, die noch von Frankreichs Zustimmung Vergrößerungen erwartete, machte den Versuch scheitern und man hielt es in Berlin, wo man die Gefahr, die von Paris aus drohte, gar nicht zu ahnen schien, für das Klügste, neutral zu bleiben.

In der That schien der Zeitpunct, gegen Frankreich vorzugehen, glücklich gewählt. Die dortige Republik befand sich wieder in einer von jenen Lagen, wo durch innere Zerwürf-

nisse ihr Dasein in Frage gestellt war. Ihr größter Feldherr Buonaparte, freilich zugleich ihr gefährlichster Gegner, hatte einen abenteuerlichen Zug nach Egypten unternommen, um von dort aus dem englischen Handel den Todesstoß zu versetzen. Es hatte sich in Folge dessen nicht blos die Zahl der Feinde Frankreichs vermehrt — denn die Pforte erklärte nunmehr gleichfalls den Krieg —, sondern es war Buonaparte nach anfangs glücklichem Erfolge durch den Seesieg, den Nelson bei Abukir am 1. August 1798 über die Franzosen erfocht, vollständig von Frankreich abgeschnitten.

Auf allen Puncten schuf sich Frankreich neue Feinde, indem es in Oberitalien den König Karl Emanuel am 9. December 1798 zur Flucht zwang und Sardinien in eine französische Provinz verwandelte, während es Ehrenbreitstein einnahm und dadurch die letzten Spuren von Kur-Trier vertilgte. Fast zu gleicher Zeit hatte Neapel, gedrängt von England, losgeschlagen; aber der österreichische General Mack, den sich der neapolitanische König zum Anführer seiner Truppen erbeten hatte, war nicht der Mann, mit einer eben so feigen als verwahrlosten Armee Siege zu erfechten. Der Einfall, welcher von Neapel aus in die römische Republik gemacht wurde, führte zwar für einige Tage zur Besetzung Roms durch die Neapolitaner; bald wurden dieselben jedoch von Championnet in die Flucht geschlagen und zu einem Waffenstillstand genöthigt, der zu einer Revolution der Lazzaroni in Neapel führte, in Folge welcher Mack sich gezwungen sah, mit seinem ganzen Stabe bei den Feinden Schutz zu suchen, worauf die Franzosen in Neapel einrückten und dieses Land zur parthenopäischen Republik erklärten.

In der Zwischenzeit waren die Russen bereits gerüstet, hatten die österreichischen Grenzen überschritten und standen

schon in Mähren; die österreichischen Truppen waren in Graubündten eingerückt, um dieses Land gegen Frankreichs Eroberungsgelüste zu schirmen; kurz es hatte der Krieg schon begonnen, ehe noch der Friedensbruch erklärt war. In einer Note vom 2. Jänner 1799 gaben die Franzosen kund, daß sie den Marsch der Russen als Kriegserklärung betrachteten, und verlangten bis längstens 15. Februar die Einstellung der weiteren Vorrückung. Der österreichische Hof gab aber keine Antwort und so überschritten am 1. März die französischen Armeen den Rhein. Zwei Tage später rückte Erzherzog Karl über den Lech. Man kämpfte lebhaft bereits in der Schweiz und in Deutschland, als am 12. März die Kriegserklärung des französischen Directoriums an „König Franz von Ungarn und Böhmen" erfolgte. Thugut hatte wieder die Leitung der äußeren Angelegenheiten in Oesterreich übernommen und gegen Frankreich stand jetzt die zweite Coalition unter den Waffen, die aus Oesterreich, England, Rußland, der Pforte und Neapel bestand. Der Plan war, die Franzosen durch ein englisch-russisches Heer aus den Niederlanden, durch ein österreichisch-russisches aus Italien, durch ein österreichisches aus Deutschland und der Schweiz zu vertreiben.

29.

Beginn des Krieges in der Schweiz, in Deutschland und Italien — Gesandtenmord in Rastatt.

Der Krieg begann fast zu gleicher Zeit in Deutschland, Italien und der Schweiz. Die Schweiz deckte Hotze mit 24.000 Mann, indeß im Innthal und Südtyrol unter Feld-

marschall-Lieutenant Bellegarde 44.000 Mann Infanterie und 2600 Pferde standen. Massena, welchem das Directorium den Oberbefehl in der Schweiz übergeben hatte, besaß etwa 30.000 Mann.

Schon am 6. März 1799 schritt dieser zum Angriffe gegen die Oesterreicher, die einerseits noch nicht geordnet genug waren, andererseits die lange Kette von Bregenz nach Reichenau zu besetzen hatten. Hotze, ursprünglich Johann Konrad Hotz genannt, war ein Schweizer von Geburt und dem Umsturze, wie er durch die Franzosen über sein Vaterland heraufbeschworen worden war, entschieden Feind; als Militär hatte er sich bereits in den Kriegen gegen die Türken und Polen ausgezeichnet, war in russischen Diensten Major und dann in österreichischen Feldmarschall-Lieutenant geworden, vermochte aber jetzt nicht dem Ungestüme der Franzosen zu widerstehen. Nachdem es denselben gelungen war, den Rheinübergang bei Azmoos zu erzwingen, mußte der zunächst angegriffene Auffenberg zuerst die Schanze am Luzeinsteig, bald auch Chur räumen, sich ins Engadin zurückziehen und ganz Graubündten den Feinden überlassen.

Dort standen einzelne Truppenabtheilungen des Grafen Bellegarde, aber, da man keinen Angriff von Seite der Feinde erwartete, in zerstreuten und zersplitterten Stellungen. Da nun Lecourbe und vom Veltlin aus Dessoles am 7. März vordrangen, wurden die Oesterreicher theils zurückgeworfen, theils abgeschnitten und, obgleich ihnen Laudon von Tyrol her zu Hilfe zog, dennoch vertrieben, so daß die Franzosen bis Martinsbruck gelangten, bei Nauders die Oesterreicher besiegten und sowohl die Innstraße als das Etschthal gewannen, um so mehr als auch Dessoles bei Tauffers einen Sieg erfochten hatte. Auf diesem Kriegsschauplatze hielt sich nur Hotze in Feldkirch, von

wo aus er Massena am 23. März eine empfindliche Niederlage beibrachte.

Weitaus glücklicher waren die Oesterreicher in Deutschland und Italien. In ersterem Lande standen dem Erzherzog Karl, der 54.000 Mann Infanterie und 24.000 Reiter unter seinem Befehl hatte, Jourdan mit 46.000 Mann und Bernadotte mit 48.000 Mann gegenüber. Jourdan, der bei Basel und Straßburg den Rhein überschritt, hatte seine Armee derart postirt, daß er mit dem linken Flügel sich an die Donau, mit dem rechten an den Bodensee lehnte, eine Ausdehnung, die er zu behaupten außer Stande war. Seine Avantgarde, unter Lefebvre stand in Ostrach, einem Dörfchen am gleichnamigen Bache in der Nähe eines Sumpfes. Auf sie richtete Erzherzog Karl am 21. März Morgens seinen Hauptangriff. Nach einem hartnäckigen Kampfe mußten die Franzosen weichen, obgleich Jourdan mit frischen Truppen herbeigeeilt war. Sie zogen sich nach Singen und Tuttlingen zurück, niedergeschlagen und entmuthigt, ohne daß deshalb Jourdan den Plan aufgegeben hätte, nächster Tage wieder angriffsweise zu Werke zu gehen.

Erzherzog Karl hatte eine feste Stellung bei Stockach genommen und den Nellenberg besetzt, wo sich seine Hauptstärke befand; der linke Flügel stand bei Wahlwies und Neunzingen, der rechte auf der Straße nach Liptingen, wo sich große Wälder befanden. Von hier aus wollte er am 25. März eine Auskundschaftung gegen die Stellung der Franzosen unternehmen; es war derselbe Tag, den Jourdan zur Schlacht gegen die Oesterreicher bestimmt hatte. Am frühen Morgen begegnen sich die Armeen auf der Straße von Engen und anfänglich werden die Franzosen zurückgedrängt; allein bald werfen sich dieselben mit großer Stärke auf das österreichische Centrum und den linken Flügel und schlagen denselben bei Stockach und am Nellenberge

zurück. Während sie dort kämpfen, um die Verschanzungen auf der Höhe und den Uebergang über die Stockach zu erzwingen, hatte sich ein noch härterer Kampf auf dem rechten Flügel der Oesterreicher entsponnen. Dort hatten St. Cyr, Hautpoult und Soult die Truppen des Erzherzogs, welche bis Emmingen ob Egg und Liptingen vorgedrungen waren, in ungestümem Angriffe zurückgeworfen und über die Ebene bis in den grauen Wald, der sich nördlich von Stockach ausbreitet, hinein gejagt. Statt nun hier alle Kraft zu vereinen, um die sich sammelnden österreichischen Truppen zu vernichten, befiehlt Jourdan dem St. Cyr mit einer Abtheilung gegen Pfullendorf zu rücken, um den Oesterreichern den Rückzug abzuschneiden. Mit genialem Blicke erkennt der Erzherzog Karl die Gefahr, in welcher die Seinen schweben, und zieht schnell vom Centrum und der Linken Grenadiere und Kürassiere herbei. Im stärksten Kugelregen reitet er vor die Fronte der Truppen, die er mit den Worten: „Denkt daran, daß ihr österreichische Grenadiere seid! Wir müssen siegen oder sterben", zum Enthusiasmus entflammt, während einige Grenadiere aus dem Glied springen und dem Pferde in die Zügel fallen, um den geliebten Feldherrn nicht länger der Gefahr ausgesetzt zu sehen. Jetzt nimmt die Schlacht eine andere Wendung. Zwar unterhalten die Franzosen ein mörderisches Feuer, das den Kaiserlichen viele Opfer kostet; allein nach langem erbitterten Kampfe gelingt es dem Erzherzoge, die Franzosen von den Stockacher Höhen wegzudrängen. Zwar sendet in dieser Noth Jourdan um St. Cyr und wirft seine letzten vier Cavallerie-Regimenter in den Kampf; allein auch Karl läßt neuerdings Reiterei anrücken und bringt die Franzosen zum Weichen. Die Schlacht war gewonnen, da auch am linken Flügel und am Centrum die Oesterreicher sich tapfer gehalten hatten.

Die Folge davon war, daß die Franzosen das rechte Rheinufer räumen und sich aufs linke zurückziehen mußten. Wenn der Erzherzog seine Siege nicht so verfolgte, wie man wohl hoffen konnte, so war einerseits ein persönliches Unwohlsein daran Schuld, wodurch er gezwungen wurde, den Oberbefehl für einige Zeit dem Grafen Wallis zu überlassen, andererseits ausdrückliche Weisungen des Wiener Hofkriegsrathes, welcher ein einseitiges Vordringen für gefährlich hielt. Auch hemmte die schlechte Heeresverpflegung die Bewegung der Armee.

Indessen hatten auch in Italien die österreichischen Waffen entscheidende Erfolge errungen. Da der ernannte Oberbefehlshaber Melas noch nicht angekommen war und auch die Russen unter Suwarow erst erwartet wurden, commandirte daselbst Kray, ein tüchtiger und tapferer Mann, der von Jugend auf das Kriegshandwerk getrieben hatte und sich auf den Schlachtfeldern besser zurecht fand, als auf den Parquetten der Salons. Er hatte etwa 64.000 Mann Fußvolk und 11.000 Pferde. Ihm gegenüber stand Scherer, der weder eine militärische Capacität, noch überhaupt beim Heere beliebt war. Scherer hatte bei 46.000 Mann, in Rom und Neapel standen 30.000 Mann unter Macdonald, eben so viel in den Festungen, 5000 Mann unter Gauthier im Toscanischen.

Am 25. März griff Scherer die Oesterreicher, die Verona und Legnago besetzt hielten und bei Pastrengo verschanzt waren, an. Es fiel eine Reihe von blutigen Gefechten vor, namentlich wurde San Massimo siebenmal verloren und gewonnen, doch blieb der Kampf ohne Erfolg. Neuerdings soll am 30. März Serrurier zwischen Verona und Legnago sich den Uebergang über die Etsch erzwingen, aber er wird von Kray

mit großem Verluste zurückgeworfen. Nun fühlte sich Kray stark genug, angriffsweise vorzugehen; am 5. April treffen die beiden Armeen südlich von Verona zusammen. Zwar schlagen die Franzosen den linken Flügel der Oesterreicher, vernichten das Regiment Wartensleben, bringen die Division Mercandin in Verwirrung und schneiden die Oesterreicher fast von ihrer Rückzugslinie ab; dagegen wird die französische Hauptmacht, die in der Nähe von Magnano und Butta Pietra sich befindet, von Kray vollständig geschlagen. Er hatte, alle übrigen Puncte des Schlachtfeldes vernachlässigend, seine Truppen rasch zusammengezogen und erfocht dadurch einen vollständigen Sieg, der den Franzosen nur an Gefangenen 4000 Mann und 18 Geschütze kostete und zur Folge hatte, daß Scherer, welcher jetzt ganz den Kopf verlor, über den Mincio, den Oglio und selbst über die Adda mit seinen entmuthigten Truppen sich zurückzog und endlich den Oberbefehl an Moreau abtrat.

Während all dieser kriegerischen Ereignisse tagte der Congreß zu Rastatt fort, als ob ihn der Waffenlärm gar nicht kümmere, da ja eigentlich in der That nur dem Kaiser und nicht dem Reiche der Krieg erklärt worden war. Längst schon war der kaiserliche Bevollmächtigte von Rastatt abberufen worden, längst schon hatte der Kaiser dem Reichstage erklärt, daß er es für eine Schmach halte, der Würde, Freiheit und Unabhängigkeit des deutschen Reiches Hohn sprechen zu lassen durch die übermüthigen Feinde, denen es doch nicht Ernst sei mit dem Frieden; daß bei den eintretenden gewaltsamen Drohungen und Schrecken des Krieges der Congreßort selbst zu einer freien Berathung gar nicht mehr geeignet, und daß bei der gegenwärtigen Sachlage ein längeres geduldiges Ausharren in aller Hinsicht als fruchtlos anzusehen sei.

Dennoch blieben gar manche Fürsten zurück und unterhandelten mit den Franzosen, welche den Bruch zwischen Kaiser und Reich dadurch unheilbar zu machen suchten, daß sie die geheimen Artikel des Friedens von Campo Formio veröffentlichten, ein Act, der die zweideutige Politik Thugut's blosstellen sollte, in der That aber viel mehr die des Directoriums brandmarkte. Erst nachdem durch den Rückzug Jourdan's und das Vordringen der kaiserlichen Truppen das Waffengetöse um Rastatt immer stärker ward, die persönliche Sicherheit der Deputirten schwand und die Bevollmächtigten höchstens als Agenten betrachtet wurden, ja, als der Commandant der österreichischen Vorposten über eine Anfrage den schriftlichen Bescheid gab: „er könne für die Sicherheit des diplomatischen Corps keine Beruhigung geben und Rastatt, das nicht mehr als Congreßort betrachtet werde, müsse sich wie jeder andere Ort den Kriegsgesetzen fügen", erst dann erklärte der Mainzer Directorialminister die Verhandlungen für abgebrochen und die französischen Deputirten setzten, nachdem sie einen Protest gegen das, wie sie es nannten, völkerrechtswidrige Benehmen der österreichischen Truppen erlassen hatten, ihre Abreise auf den 28. April fest. Sie suchten hierauf um freies Geleit an, erhielten aber statt dessen die Antwort, daß sie sich binnen 24 Stunden aus Rastatt zu entfernen hätten, da kein Bürger der französischen Republik im Bereiche der k. k. Armee geduldet werde.

Nach mehreren kleinen Verzögerungen reisten sie endlich zwischen 9 und 10 Uhr Nachts von Rastatt ab. Im Ganzen waren es acht Wagen, denen in der finstern Nacht eine Fackel vorangetragen wurde. Kaum einige hundert Schritte von der Stadt fiel eine Anzahl berittener Leute, die als Szekler-Husaren gekleidet waren, über die Wagen her, fragten in französischer Sprache wer drinnen sitze, hieben die Gesandten nieder

und begannen die Wagen zu plündern. Bonnier und Roberjot blieben todt am Platze, während es Debry dadurch, daß er sich todt stellte, gelang, in der Dunkelheit sich zu retten, obgleich er stark verwundet war. Noch in der Nacht verbreitete sich das dumpfe Gerücht von dem Morde in der Stadt, und obgleich auf der Stelle österreichische und badische Soldaten zur Untersuchung aus Rastatt abgesandt wurden, gelang es doch nicht, sich der Frevler zu bemächtigen.

Dies blutige Ende des Rastätter Congresses gehört noch bis heute zu den unaufgeklärten geschichtlichen Thatsachen; so viel auch darüber gesprochen und geschrieben wurde, liegt die veranlassende Ursache zu diesem Morde vollkommen im Dunkeln. Es hat nicht an Leuten gefehlt, welche die grauenhafte That einfach der österreichischen Regierung in die Schuhe schoben und den Leiter der äußeren Angelegenheiten, Thugut, und den Grafen Lehrbach als Anstifter erklärten, angeblich, damit sich diese der Papiere bemächtigten, welche die französischen Gesandten mit sich führten; und es wurde hinzugefügt, Oesterreich habe seinen Zweck nicht einmal erreicht, weil die französischen Deputirten die wichtigsten Schriften theils verbrannt, theils auf andere Weise in Sicherheit gebracht hätten.

Allein die Unwahrscheinlichkeit dieser Vermuthung liegt auf der Hand. Wozu hätte Thugut nöthig gehabt, sich eines solchen Mittels zu bedienen, um im besten Falle ein paar Correspondenzen aufzufangen, von deren Dasein er ohnehin wußte! Die Verhandlungen der kleinen deutschen Fürsten mit Frankreich konnten ihn kaum interessiren, und wenn es etwa der Fall war, so erfuhr er es gewiß, ohne eine Gewaltthat anwenden zu müssen, auf dem damals allgemein betretenen Wege der Intrigue, worin er ja nach den Aussagen seiner Gegner Meister war.

Man sagte aber, daß er sich jener Papiere habe bemächtigen wollen, die seine zweideutige Politik mit Frankreich bloßstellten; allein nach den Enthüllungen der geheimen Artikel des Friedens von Campo Formio war ein weiteres „Compromittiren“ wohl unmöglich und konnte am wenigsten einen Mann geniren, wie nach dem Gemälde seiner Gegner Thugut war, und besonders nicht zu einer Zeit, in welcher Doppelzüngigkeit in der Diplomatie als Weisheit gepriesen wurde.

Wenn endlich das Ergebniß der vom österreichischen Hofe angestellten Untersuchung über das tragische Ereigniß gleich Null war, so ist dies nicht einer absichtlichen Vertuschung und Verheimlichung, sondern dem Umstande zuzuschreiben, daß die darauf folgenden kriegerischen Ereignisse die blutige That ganz in den Hintergrund drängten.

Die wahrscheinlichste Ansicht hierüber hat unstreitig Napoleon selbst auf St. Helena ausgesprochen: daß nämlich der Mord vom französischen Directorium selbst arrangirt worden sei, um den Bruch zwischen Kaiser und Reich unheilbar zu machen und um vielleicht eine Macht, die sich einer schauderhaften Verletzung des Völkerrechts schuldig machte, in den Augen von ganz Europa bloßzustellen und zu isoliren. Das Directorium bedurfte des Krieges, um die Augen der Bewohner Frankreichs von dem Drucke im Innern abzuwenden, allein durch dieses Mittel gelang es ihm nicht, seine Zwecke zu erreichen; im Gegentheile, es schlossen sich die Alliirten immer mehr an einander und der Krieg entbrannte mit immer größerer Heftigkeit, stets weitere Dimensionen einnehmend.

30.

Suwarow's Siege in Italien — Erzherzog Karl in der Schweiz — Suwarow's Uebergang über die Alpen.

Die Unsrigen hatten in Italien seit dem glänzenden Tage von Magnano keine Thätigkeit weiter entwickelt, obgleich mehr als 50.000 Mann Verstärkungen angekommen waren und das russische Hilfscorps von Steiermark heranrückte. Erst am 14. April setzten sie bei Valeggio über den Mincio, wo der russische Feldmarschall Suwarow das Commando übernahm. Schon am 21. April stand er am Oglio, hatte Mantua und Peschiera eingeschlossen, drang bis zur Adda vor und überschritt diesen Fluß am 26. und 27. April. Moreau, der die ausgedehnte Stellung vom Comersee bis zum Po inne hatte, wurde nach einem hartnäckigen Kampfe bei Pozzo und Trezzo nach Gorgonzola zurückgedrängt, wodurch die Oesterreicher sich auch der Brücke bei Cassano am 28. April bemächtigen konnten, indeß sich der linke Flügel der französischen Armee ergeben mußte. Dadurch wurden den Unsern die Straße auf den St. Gotthart und die Eingänge in das Veltlin geöffnet und die Verbindung mit der Tyroler Armee hergestellt. Suwarow hielt am 29. April seinen Einzug in Mailand; die cisalpinische Republik hörte auf zu existiren und die Italiener, längst der französischen Herrschaft überdrüssig, griffen selbst zu den Waffen, um ihre bisherigen Beschützer anzugreifen.

Auch jenseits der Alpen wurde jetzt der Kampf gegen Frankreich mit Glück wieder aufgenommen. Nach den Niederlagen, welche Jourdan durch Erzherzog Karl erhalten hatte, legte er den Oberbefehl über die Rheinarmee nieder, welch

letztere nun unter das Commando Massena's gestellt ward, wodurch eine einheitliche Leitung erzielt wurde, während von Seite Oesterreichs drei Feldherren: Erzherzog Karl, Hotze und Bellegarde aufgestellt waren, die erst weitläufiger Schreibereien bedurften, um ein gemeinsames Handeln zu erzielen.

Massena verstärkte seine Stellung in der Schweiz durch Herbeiziehung der Rheinarmee; aber auch die Oesterreicher hatten ihre Truppen namentlich in Tyrol vermehrt und bald wurden von Bellegarde die am weitesten vorgeschobenen französischen Generale Dessoles und Lecourbe zurückgedrängt und das Engadin von dem Feinde befreit. Nun verabredeten Hotze und Bellegarde einen gemeinsamen Angriff auf den Luziensteig, der den Weg nach Graubündten eröffnete; allein der erste, am 1. Mai begonnene Sturm mißlang und brachte viel Verderben über Schwyz und Uri, wo das Landvolk im Vertrauen auf den österreichischen Sieg die Waffen gegen die Franzosen ergriffen hatte und nun den Kürzeren zog. Desto glänzender aber war ein zweiter combinirter Angriff auf den Luziensteig, der am 14. Mai diesen wichtigen Punct nach einem kurzen und wenig blutigen Kampfe in die Hände Hotze's brachte, indem er den Steig umgangen und die Franzosen im Rücken angegriffen hatte. 3000 Gefangene und 15 Kanonen fielen in seine Hände. Nun wurden die Franzosen aus der ganzen östlichen Schweiz verdrängt, und der Vereinigung des Erzherzogs Karl mit Hotze stand eben so wenig etwas im Wege, wie jener Bellegarde's mit Suwarow. In der That ging der Erzherzog am 22. Mai von Stockach weg, übersetzte am Tage darauf den Rhein und schlug die Straße über Andelfingen nach Zürich ein, um sich mit Hotze zu vereinigen. Schon näherten sich die Vorposten Hotze's, der bei St. Gallen stand, dem Erzherzog, als Massena letzteren angriff und ihn zurückzudrängen trachtete. Zwar waren

die Franzosen im Gefechte des 25. Mai an allen Puncten siegreich, allein schließlich mußten sie, nachdem die Oesterreicher ihre Vereinigung glücklich bewerkstelligt hatten, weichen und die blutigen Kämpfe der nächsten Tage drängten Massena vollends nach Zürich zurück.

Diese Stadt wurde nun der Gegenstand eines Angriffs, der schwierig genug war, da Natur und Kunst alles gethan hatten, um diesen Punct zu befestigen. Die größtentheils steil abfallenden, von tiefen Thälern durchschnittenen Hügel waren gut verschanzt und boten dem Angreifenden unendliche Hindernisse dar. Dennoch beschloß der Erzherzog, sich Zürichs zu bemächtigen und setzte sich am 4. Juni mit etwa 35.000 Mann in Bewegung, nachdem Tags zuvor General Jellachich, der bis in die Vorstädte gedrungen war, zuletzt den Franzosen wieder hatte weichen müssen. Der Erzherzog hatte bestimmt, den Angriff in fünf Colonnen zu machen. Die erste unter Jellachich drang auch diesmal bis zu den Mauern und in die Vorstädte der Stadt vor, wurde aber dreimal zurückgeschlagen. Die zweite unter General Bey nahm zwar Hirslanden, mußte sich jedoch ebenfalls zurückziehen. Eben so geringen Erfolg hatte die dritte Colonne unter dem Prinzen von Lothringen, der den Zürcherberg angreifen sollte; sie gelangte bis zum Verhau bei dem Attigsberg und Topelhof, wurde jedoch von einem so mörderischen Feuer empfangen, daß sie die errungenen Vortheile wieder aufgeben mußte. Auch Hotze, der mit der vierten Colonne über Schwammendingen vordrang, errang keinen Erfolg und die fünfte Colonne unter dem Fürsten Reuß konnte nur ihre Stellung behaupten. Um zwei Uhr Nachmittags ließ der Erzherzog die Reserve unter Feldzeugmeister Wallis zum Sturm auf den Zürcherberg beordern, aber das Feuer des Feindes zwang sie zum Weichen.

Obgleich nun der Erfolg für die Oesterreicher gleich Null war, ja der Verlust an Mannschaft, die Verwundungen mehrerer Generäle, wie Wallis, Hotze u. A., sogar entschiedenen Nachtheil mit sich führten, wagte es Massena doch nicht, sich einem zweiten Angriffe auszusetzen, den der Erzherzog auch für die Nacht vom 5. auf den 6. Juni bestimmt hatte. In derselben Nacht räumte Massena seine Stellung und zog sich auf den Rücken des Albis zurück, der ihm eine sichere Stellung versprach, weil er gegen Osten steil abfällt, so daß er fast eine gerade Wand bildet. Der Erzherzog hielt am 6. Juni seinen Einzug in die Stadt Zürich, deren Besitz um so wichtiger war, weil sie die Verbindung mit Vorarlberg und Italien deckte. Dies war der Erfolg der sogenannten ersten Züricher Schlacht. Noch fanden massenhafte Einzelgefechte in den Klüften am Vierwaldstädtersee, auf den steilen Abhängen des Reußthals und den himmelragenden Felsen des Gotthardsberges statt, welche bezüglich ihrer Seltsamkeit und wunderbaren Kühnheit unser Staunen und unsere Bewunderung erregen. Die Schweizer betheiligten sich daran lebhaft gegen die Franzosen; doch griffen sie wenig in den Gang der Ereignisse ein und verschwanden vor den Begebenheiten, die sich in Italien zutrugen.

Nach der Einnahme von Mailand rückte Suwarow dem Feinde an den Po nach und obgleich er zur Belagerung der Mincio-Festungen Truppen zurücklassen mußte, war seine Armee noch immer bedeutend stärker als die Moreau's und er hätte bei kluger Benützung seiner Kräfte die Franzosen vernichten können. Allein Suwarow war nicht der Mann, eine solche Unternehmung durchzuführen. Er war eine Persönlichkeit von entschiedenen militärischen Talenten, die aber niemals eine Ausbildung erfahren hatten. Stets hatte er Feinden gegenüber ge-

ſtanden, wie den Türken, deren Zahl und Stellung nicht berückſichtigt zu werden brauchte, weil ſie ſelten einem kühnen Angriffe widerſtehen. Die Siege, welche er über dieſe Völker gewonnen hatte, waren meiſt mit dem Bajonnete erfochten worden, einer Waffe, mit der die Ruſſen allerdings meiſterhaft umzugehen wußten. So war ihm das Handgemenge die Hauptſache geworden; das Entwerfen und Durchführen eines geordneten Planes verachtete er; ſein Inſtinct lehrte ihn den Feind dort aufzuſuchen wo er ſtand, ohne Berechnung der Zeit, der Kräfte und der Bewegung, ein Verfahren, das wohl materielle, aber keine geiſtige Entſchloſſenheit verräth und nur den Schein kräftiger Handlungen verbreitet. So ließ er ſich von den Ereigniſſen leiten und richtete auch jetzt ſeine Bewegungen, anſtatt ſie nach einem klug ausgedachten Entwurfe zu regeln, blos nach jenen der Franzoſen. Daneben hatte er mit ſeinem ſchroffen, übermüthigen Weſen die öſterreichiſchen Officiere tief beleidigt und auch die Armee, mit der er in Verbindung trat, dadurch erbittert, daß er die öſterreichiſchen Soldaten durch ſeine Leute im Bajonnetangriffe unterrichten ließ, als ob hierin das ganze Geheimniß der Kriegskunſt läge.

Nichts deſto weniger verdankte er hauptſächlich dieſer öſterreichiſchen Armee die glänzenden Erfolge, die er jetzt erreichte. Am 27. Mai nahm er Turin ein, indeß Moreau in die Riviera einmarſchirte. Hierauf aber zerſplitterte er ſeine Streitkräfte nach allen Seiten und es war ein Glück, daß ihm jetzt auf ſeinen ausdrücklichen Wunſch das Corps des Generals Bellegarde zur Verfügung geſtellt wurde, welcher die Armee in Italien auf 98.000 Mann brachte. Davon ſtanden 40.000 zwiſchen dem obern Po und Tanaro; 20.000 unter Bellegarde wurden zur Cernirung der Citadellen von Tortona und Aleſſandria verwendet; Feldmarſchall-Lieutenant Ott ſtand mit

8500 Mann bei Reggio, um die Appenninen-Ausgänge zu bewachen; mit 32.000 Mann sollte Kray Mantua belagern; eine russisch-türkische Flotte lag vor Ancona.

Moreau's einzige Hoffnung in seiner verzweifelten Lage war die Vereinigung mit Macdonald, der Anfangs Mai aus Neapel, am 14. desselben Monats aus Rom aufgebrochen war, alle Truppen an sich zog und mit Beginn des Juni in Pistoja sein Hauptquartier nahm. Jetzt erst, als die Gefahr einer Vereinigung der französischen Feldherren drohte, brach Suwarow mit 14 Bataillons und 18 Escadrons nach Alessandria auf, wo er am 12. Juni anlangte. Von hier weggehend, kam er, indem er noch Verstärkungen an sich zog, am 17. Juni an der Trebbia an, einem Waldstrome, dessen Sandbett eine italienische Meile breit ist und der damals fast ohne Wasser war. Beide Armeen besaßen fast die gleiche Stärke von 32—34.000 Mann. Schon am 17. Juni Abends begann der Kampf und vom frühen Morgen des 18. Juni wurde in der Mitte des Flusses mit blanker Waffe gefochten. Am 19. begann die Schlacht auf demselben Kampfplatz mit gleicher Hartnäckigkeit. Es waren eigentlich lauter Einzelgefechte ohne geordneten Zusammenhang, wobei von beiden Seiten unsäglich viel Mannschaft zu Grunde ging. In der Nacht vom 19. auf den 20. zog sich Macdonald zurück. Moreau hatte sich, um Macdonald's Bewegungen zu unterstützen, nach Tortona auf den Weg gemacht; allein Macdonald's Rückzug und das Herbeieilen Suwarow's zwangen ihn, wieder in die Bocchetta zurückzukehren.

Jetzt wäre es an der Zeit gewesen, gegen die beiden französischen Armeen vorzudringen, ihre Vereinigung zu hindern und die ganze appenninische Halbinsel zu befreien. Allein der Wiener Hofkriegsrath wollte zuerst die noch von den Franzosen

besetzten Festungen erobert wissen und lähmte damit die Thätigkeit Suwarow's, der darin neuen Grund zu einer Unzufriedenheit fand, die er wohl selbst hervorgerufen hatte. Am 22. Juli fiel die Citadelle von Alessandria; Mantua ergab sich am 27. Juli dem General Kray. Nun beschloß Suwarow erst, in die Riviera einzudringen. Aber auch die Franzosen hatten die Unthätigkeit der Alliirten nicht unbenützt vorüberschreiten lassen. Das Directorium, welches früher den Kampf allzusehr vernachläßigt hatte, decretirte jetzt ein Zwangsanlehen von 100 Millionen, führte die Conscription ein und bald brachte es die Armee in der Riviera auf 45.000 Mann, die unter Joubert's Anführung gestellt wurde, indeß eine Alpenarmee von 25.000 Mann unter General Championnet gegen Coni verdringen sollte.

Joubert suchte Tortona, das seit dem 5. August wieder belagert wurde, zu retten und brach gegen Novi auf, wo er auf den Höhen eine günstige Stellung einnahm. Am 15. August bei Tagesanbruch begann die Schlacht; Kray, der den rechten Flügel commandirte, griff die Höhen von Pasturana an, ward jedoch zweimal zurückgeschlagen; erst um 9 Uhr stürmten die Russen im Centrum ohne besseren Erfolg, obgleich bald nach dem Anfang der Schlacht Joubert gefallen war und Moreau, der nur als Freiwilliger bei der Armee geblieben war, auf das Drängen der Generäle den Oberbefehl übernommen hatte. Als aber endlich Melas, der den linken Flügel anführte, dem Feinde in die Flanke fiel, wurde die sechszehnstündige Riesenschlacht entschieden; die Franzosen flohen in wilder Unordnung und nur die Nacht schützte sie vor gänzlicher Vernichtung.

Hierauf versank Suwarow wieder in Unthätigkeit, die aber nicht ihm zur Last gelegt werden darf, sondern die Politik trug die Hauptschuld. Es hatten sich nämlich zwischen den

Alliirten gar manche Mißhelligkeiten eingeschlichen. England, das vermöge der Subsidien, die es bezahlte, auch im Kriegsrathe gehört zu werden verlangte, sah mit Mißtrauen den Fortschritt der Russen auf der appenninischen Halbinsel, indem es fürchtete, daß dieselben sich in irgend einem Hafen Italiens festsetzen wollten; es wünschte daher die Entfernung der russischen Truppen aus diesem Lande. Dieser Wunsch kam Niemanden gelegener als dem österreichischen Minister Thugut, der die Zeit allerdings besser begriff, als Kaiser Paul. Letzterem war es blos um Herstellung aller früheren Verhältnisse zu thun und er hatte das Schwert nur deshalb ergriffen, um die alte Ordnung der Dinge wieder einzuführen. Das ging denn nun freilich kaum mehr an, am wenigsten in jenen Tagen, wo der Krieg noch nicht zu Ende geführt war. Wie konnte man mitten unter dem Kriegsgetöse dem Verlangen Paul's nachgeben, die alten Dynasten Italiens sogleich wieder in ihre Staaten einsetzen und einen Zustand, der vor der Hand nur provisorisch war, dauernd machen! Es mußte das Ende des Kampfes abgewartet und dann erst ein Ausgleich getroffen werden, da man ja doch Venedig nicht auch wieder herausgeben konnte.

Uebrigens war der wankelmüthige Kaiser Paul auch durch einen andern ganz unbedeutenden Vorfall verletzt worden. Bei der Capitulation von Ancona nämlich hatten sich die Franzosen nur dem österreichischen General Fröhlich ergeben, mit dem Beifügen: „sie wollten mit den russischen Barbaren nichts zu thun haben", und Fröhlich rügte diese Bemerkung nicht. Auch die Russen waren mit ihrem Abmarsch aus Italien einverstanden, da die beständigen Reibungen zwischen den beiden Armeen am meisten Suwarow unangenehm waren, der noch dazu vom Hofkriegsrathe in Wien überall beengt und in Schach gehalten ward und sich nach einem selbständigen Commando sehnte.

Die Politiker beschlossen daher, freilich ohne auf das, was der Kriegführung noth that, zu sehen, Italien blos den Oesterreichern zu überlassen. Suwarow sollte mit seinen Russen selbständig in der Schweiz operiren, wohin inzwischen ein zweites russisches Armeecorps unter Korsakow gekommen war, Erzherzog Karl aber mit seiner Armee nach Deutschland gehen und so weit nördlich vorrücken, um eine Bewegung zu unterstützen, welche durch ein englisch-russisches Heer in Holland auszuführen im Plane war.

Sowohl der Erzherzog als auch Suwarow tadelten diese Verschiebung der Armeen, noch dazu in einem Zeitpunete, wo Frankreich alle Kraft zusammenraffte, um stark gegen den äußeren Feind auftreten zu können; Karl sagte ausdrücklich, „daß immer die Plane von Männern fehlerhaft ausfallen werden, die ohne Kenntniß des Krieges den Umfang und Werth der Operationen nicht zu würdigen wissen, und daß ebenso jene Vorschläge, die entfernt vom Kriegsschauplatz entworfen, den Umständen nicht mehr entsprechen, wenn sie zur Ausführung gelangen"; allein er fügte sich dennoch, weil „es weniger schädlich ist, daß das ganze Triebwerk nach einem fehlerhaften Plane fortgeht, als daß jede einzelne Feder sich mit einer eigenen abgesonderten Schnellkraft bewegt. Das Opfer desjenigen, der in einer solchen Lage seine bessere Ueberzeugung mit dem Gefühle aufgibt, auch seinen Ruhm aufs Spiel zu setzen, ist eins der größten unter den vielen, welche der Feldherr dem öffentlichen Wohle zu bringen verbunden ist".

Inzwischen hatte die verstärkte Alpenarmee bereits bedeutende Vortheile errungen; die österreichischen Abtheilungen, welche die Alpenübergänge deckten, waren angegriffen und geworfen worden. Die Franzosen hatten sich des Simplon und Gotthard bemächtigt und standen nun zwischen dem Erzherzoge

und Suwarow. Ersterer schickte sich anfangs September an, die Schweiz, wie ihm befohlen war, zu räumen, da Korsakow herbeikam, um die verlassenen Stellungen einzunehmen; doch sollte Hotze mit 25.000 Mann bis zu Suwarow's Ankunft unter Korsakow's Befehl zurückbleiben.

Am 31. August verließ Erzherzog Karl die Schweiz, am 12. September entsetzte er das von den Franzosen berannte Philippsburg, rückte hierauf vor Mannheim und erstürmte es am 18. September, wobei die österreichischen Truppen das glänzendste Zeugniß ihrer Mannszucht gaben, das vielleicht in den Annalen der Kriegsgeschichte zu finden ist: nicht ein Mann verließ die Reihen, nicht die geringste Gewaltthat wurde verübt!

So glänzend aber diese Eroberung war, nützte sie doch wenig, da bald darauf die Dinge in der Schweiz eine für die Verbündeten äußerst ungünstige Wendung nahmen. Korsakow war der Mann nicht, der glückliche Erfolge zu erringen im Stande gewesen wäre. Massena benützte rasch die Fehler seines Gegners, lieferte am 26. September dem russischen Feldherrn eine Schlacht bei Zürich — die zweite in diesem Kriege — und brachte ihm eine entscheidende Niederlage bei, was bei den russischen Truppen eine gänzliche Muthlosigkeit hervorbrachte. Nun war auch die Stellung der in der Schweiz verbliebenen Oesterreicher unhaltbar. Soult, der die im Lynthale stehenden Truppen Hotze's zwischen dem Wallenstädter und Züricher See angreifen sollte, begann den Angriff auf Bilten und Schännis am 25. September. Gleich zu Anfang des Gefechtes fiel der tapfere Hotze, worauf die Oesterreicher bestürzt sich zurückzogen; sie gingen nach St. Gallen und setzten am 27. September bei Rheineck über den Fluß. Aehnlich ging es einer zweiten Colonne der Oesterreicher unter Jellachich, die nach

einigen fruchtlosen Versuchen, gegen das Lynththal vorzudringen, bei Ragatz den Rhein überschritt. Eine dritte Colonne unter General Linken hatte den Auftrag, von Graubündten gegen den oberen Lynth zu operiren, um Suwarow den Weg nach Glarus offen zu halten. Sie bestand mehrere Gefechte mit den Franzosen; da aber Linken noch immer keine Nachricht von der Annäherung Suwarow's erhielt, zog er sich 28. September ebenfalls und zwar in der Richtung nach Chur zurück.

Und doch drangen an eben diesem Tage die Vorposten Suwarow's über den Brockelberg bis an den Klönthalsee vor, ihre Vereinigung mit den Oesterreichern und Korsakow suchend. Suwarow hatte noch bis in die Mitte Septembers in Italien verweilt, wo am 11. d. M. Tortona durch Capitulation in seine Hände gefallen war, hierauf den Oberbefehl an Melas übergeben, und rückte über den St. Gotthartsberg gegen die Schweiz vor. Mit Löwenmuth und kühner Todesverachtung erzwang er sich den vom Feinde besetzten Weg; unter unsäglichen Gefahren gelang es ihm, die im Gebirgskriege ganz unerfahrenen Truppen bis nach Altorf zu bringen. Um aber von da nach Schwyz zu kommen, mußte er, da ihm die Verbindung zu Wasser mangelte, auf Pfaden, die nur Hirten und Jäger passirten, über das Gebirge. Den Zug selbst nennt Erzherzog Karl „schauerlich", und massenhaft gingen Suwarow's Leute zu Grunde. Aber auch der Weg nach Schwyz war unmöglich, da er inzwischen Korsakow's und der Oesterreicher Niederlage erfahren hatte. Er mußte sich deshalb nach Glarus wenden, wo er am 1. October anlangte, nachdem er dem Massena eine, freilich nicht entscheidende Niederlage beigebracht hatte. Hier fand endlich sein zu Tod ermüdetes Heer Verpflegung und er blieb einige Tage daselbst, schwankend, was er nun beginnen solle. Endlich schlug er den Weg über das Sernftthal und den

Panitpaß ein, wo der frischgefallene Schnee und die ganz unwegsamen Pfade abermals massenhaft Leute dahinrafften, und langte nach so viel entsetzlichen Mühseligkeiten zwischen dem 8. und 10. October im vorderen Rheinthale an, wo die Leiden ein Ende hatten. Dies war der Schluß seines Zuges durch die Alpen, der an kühnen Abenteuern und an wunderbarer Tapferkeit kein Seitenstück in der Geschichte findet.

Weitere, vom Erzherzog entworfene Pläne zu einem neuen Angriff in der Schweiz kamen nicht zur Ausführung, da Suwarow erklärte, erst Erholung zu bedürfen; ja er schlug sogar eine persönliche Zusammenkunft mit dem Erzherzog Karl aus. Er glaubte, wie jeder, der seine Fehler nicht eingestehen will, den Grund des Mißlingens seiner Kriegsthaten in einer Verrätherei der Oesterreicher, anstatt in der falschen Anlage eines Zugs und in Korsakow's Mißgriffen zu finden. „Die Stimmung des Feldherrn", schreibt Erzherzog Karl, „verbreitete sich auf den größten Theil der Armee, welche das leichte Mittel hastig ergriff, die vermeintliche Schande von sich zu wälzen und ihren Ruhm unbefleckt zu erhalten. Man schien jene für Verräther anzusehen, für deren Wohl man sich opferte, und auf diese Art ging die Spannung gegen die Oesterreicher bald in Gehässigkeit über. Selbst der russische Hof wurde aufgebracht und der ohnehin reizbare, argwöhnische, veränderliche Kaiser Paul blieb nicht frei von diesen nachtheiligen Eindrücken". Deshalb wurden die Russen abberufen und kehrten in der ersten Hälfte des December in ihr Vaterland zurück.

Die letzten kriegerischen Ereignisse des Jahres 1799 bestanden darin, daß der Erzherzog Karl die zweimal von den Franzosen wieder belagerte kleine Reichsveste Philippsburg zweimal entsetzte und die Franzosen schließlich über den Rhein trieb,

und daß Melas in Italien die Franzosen bei Genola schlug und Coni eroberte.

31.

Schlacht bei Marengo.

Das Ende des Jahres 1799 war nach mehr als einer Richtung hin merkwürdig geworden. Am 28. September, zwei Tage vor der Einnahme Roms durch General Burkard, war Papst Pius VI. als französischer Gefangener in Valence gestorben und die neue Papstwahl sollte statt finden. Oesterreich trat als Schutzherr des katholischen Stuhles auf und berief das Conclave nach Venedig, wo am 14. Mai 1800 der frühere Bischof von Imola, Cardinal Chiaramonti, gewählt wurde, der als Pius VII. einige Monate später seinen Einzug in Rom hielt.

Noch wichtiger war, daß Napoleon Buonaparte von Egypten zurückgekehrt war, freilich allein und ohne Heer, das er dort gelassen hatte, aber ein Mann, geeignet, die Revolution niederzuwerfen, dem unsäglichen Elende, das die Republik über Frankreich gebracht, ein Ende zu machen und den Militärdespotismus an die Stelle einer Freiheit zu setzen, die allerdings nur dem Namen nach bestand. Am 9. und 10. November 1799 hatte er durch einen Staatsstreich die oberste Gewalt an sich gebracht und beherrschte als erster Consul Frankreich, das die Segnungen einer starken und gegliederten Regierung auf Kosten der bisherigen schwankenden Gewalten bald empfand. Am 25. December wurde eine neue Verfassung gegeben und Buonaparte's Stellung befestigt. Dieser richtete nun an den König von England und an den Kaiser Franz Schreiben, worin er scheinbar eine friedliche Gesinnung annahm. „Jedem Ge-

fühle eitlen Ruhmes fremd", hieß es in dem Briefe an den Kaiser, „ist der erste meiner Wünsche, dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Der bekannte Charakter Sr. Majestät läßt uns keinen Zweifel über den Wunsch seines Herzens. Wird dieser Wunsch allein gehört, so gewahre ich die Möglichkeit, die Interessen beider Nationen zu vereinen". Daß es ihm übrigens mit dem Frieden nicht Ernst war, sprach er selbst in seinen Memoiren aus, in denen zu lesen ist: „Der Friede in dieser Zeit hätte die Republik verdorben; Krieg war nöthig, um die Kraft und Einheit eines Staates zu erhalten, der schlecht eingerichtet war".

Es war ihm daher sehr angenehm, daß England ablehnend antwortete und es mit Oesterreich trotz der versöhnlichen Stimmung des Kaisers zu keiner Verständigung kam. Zwar rieth Erzherzog Karl zum Frieden, weil nach dem Rücktritt des russischen Zars Oesterreich voraussichtlich am Continente allein stand und dann dem gewaltigen Stoße der Republik nicht gewachsen war; allein Thugut war anderer Ansicht. Er glaubte, der Ausfall an russischen Truppen ließe sich durch Werbungen ersetzen; Neapel, wo die lebensunfähige parthenopäische Republik längst gestürzt war, sei zur Theilnahme bereit, fast ganz Italien übrigens von den Oesterreichern besetzt und kein Zeitpunct günstiger, um die noch geschwächte französische Republik im Verein mit England zu besiegen. Durch englisches Geld war auch Bayern, Württemberg und Mainz bewogen worden, mit zusammen ungefähr 20.000 Mann sich an der Coalition gegen Frankreich zu betheiligen.

Es wurde deshalb von allen Seiten zum Kriege gerüstet. Erzherzog Karl legte am 17. März 1800, angeblich aus Gesundheitsrücksichten, den Oberbefehl nieder und nahm in einem ergreifenden Generalbefehl Abschied von der Armee. Sein Rück-

tritt brachte einen tiefen Eindruck hervor. Ein Grenadierlied aus jenen Tagen lautet:

Ein weinend Heer — wie groß, wie schön
Für unsern Karl, den Guten!
Das sah kein Friedrich, kein Eugen,
Die sah'n nur Heere bluten.

An seine Stelle trat Feldzeugmeister Kray. Ihm gegenüber commandirte Moreau, welcher die Anführung des vereinten Heeres der Schweiz und des Rheines erhalten hatte. In Italien war die gesammte Macht der Oesterreicher unter Melas vereint, während Massena den Oberbefehl über die daselbst befindlichen Franzosen übernahm. Zu Dijon wurde von dem ersten Consul eine Reservearmee vorbereitet, die beinahe gleich weit von Deutschland wie von Italien entfernt war und über deren Verwendung man nichts wußte.

Am 1. Mai setzte Moreau bei Stein über den Rhein, nahm die Veste Hohentwyl und schlug sich am 3. Mai bei Engen und Stockach, so wie am 5. Mai bei Möskirch in blutigen Gefechten mit den Oesterreichern herum, die trotz ihrer Tapferkeit, und obgleich sie weniger Leute verloren als die Franzosen, doch nur einen ehrenvollen Rückzug erstritten. Noch wurde bei Biberach und Memmingen hartnäckig gekämpft, bis sich endlich Kray nach Ulm warf, das von Natur und durch die Kunst gut befestiget war und wo er seine, von den Strapazen der letzten Woche äußerst mitgenommenen Truppen ausruhen lassen konnte. Moreau, obgleich vielleicht 10.000 Mann stärker, wagte dennoch keinen Angriff auf Ulm und suchte, nach dem Lech vordringend, den General Kray aus seinen Verschanzungen heraus zu locken. Kray aber warf sich am 16. Mai auf den linken französischen Flügel bei Erbach und hätte diesem wohl eine tüchtige Niederlage bereitet, wenn nicht rasch feindliche Verstärkungen herbeigeeilt wären, um die Schlacht wieder herzustellen, worauf

Kray abermals nach Ulm zurückkehrte. Auch Moreau nahm wieder eine beobachtende Stellung an, besonders um den Erfolg der Reservearmee abzuwarten, zu deren Bewegung er einen Theil seiner Leute nach Italien sendete.

In Italien hatte Melas in den ersten Tagen des April den Feldzug begonnen und es war ihm beim ersten Angriffe gelungen, die ligurische Armee auseinander zu sprengen, den linken Flügel unter Suchet über den Var zu werfen und den rechten Flügel zu zwingen, in Genua Schutz zu suchen, das nun von den Generalen Ott und Hohenzollern zu Lande belagert wurde, indeß eine englische Flotte die Zufuhr der Lebensmittel von der See aus hinderte. Inzwischen hatte Buonaparte ganz heimlich bei Lausanne und Genf Truppen gesammelt, die er in den Tagen vom 16. bis 20. Mai in einem bewunderungswürdigen Zuge über den Bernhard führte, indeß andere Abtheilungen über den Simplon und die Rheintruppen über den Gotthard gingen.

Jetzt erst ging Melas, der bis dahin nichts gethan hatte, um einen Zug aufzuhalten, den er kaum für möglich, am allerwenigsten aber für wahrscheinlich gehalten, auf Turin zurück, um diese Stadt zu decken und eine Bewegung des ersten Consuls zur Befreiung von Genua zu vereiteln. Aber Buonaparte „Alles wagend, um Alles zu gewinnen, das Außerordentliche dem Gewöhnlichen, das Glänzende dem Sicheren, das Vermessene dem Regelmäßigen vorziehend", wie Erzherzog Karl sagte, überließ Genua seinem Schicksale und warf sich durch einen Marsch über Mailand und Piacenza an die Scrivia auf die Verbindungslinien des Gegners mit Preisgebung der eigenen. Er langte am 2. Juni in Mailand an, stellte sogleich die cisalpinische Republik wieder her, besetzte die Po- und Adda-Linie und hatte die ganze Lombardie mit allen Magazinen und Reserveparks der Oesterreicher in seinen Händen.

Indeß verzagte Melas nicht. Er wollte sich durch Herbeiziehung des am Var zurückgebliebenen Elsnitz'schen Corps, durch Vereinigung der in Piemont stehenden Truppen und durch das Blockadecorps von Genua so weit stärken, daß er bei Alessandria den Feind zu schlagen hoffte. Allein das Elsnitz'sche Corps war durch vielerlei Umstände zusammengeschmolzen. Feldmarschall-Lieutenant Ott, dem sich am 4. Juni Massena in Genua ergeben hatte, nachdem der Hunger in der Stadt die entsetzlichste Höhe erreicht hatte und keine Aussicht auf Entsatz zu hoffen war, stieß am 7. Juni, als er eben Casteggio besetzen wollte, auf die Franzosen unter Lannes und es entspann sich ein hartnäckiges und blutiges Gefecht, das damit endete, daß sich Ott nach großem Verluste am 9. Juni über die Scrivia zurückziehen mußte.

Melas raffte nun zusammen, was er noch an Truppen besaß, um durch einen Sieg sich den Weg zur Verbindung mit den Erbstaaten zu erkämpfen; es war dieser Entschluß um so rascher durchzuführen, als ein Heer von 12.000 Mann unter Suchet über Nizza vordrang und den Rücken der Oesterreicher bedrohte. So begann denn am 14. Juni jene denkwürdige Schlacht, die von dem Dorfe Marengo ihren Namen erhielt und wo zwar die österreichische Armee den alten Ruhm ihrer Tapferkeit bewährte, deren Erfolg aber für sie unglücklich war.

Die Oesterreicher begannen ein paar Stunden nach Tagesanbruch den Angriff, nachdem sie die Bormida überschritten hatten. Ein erster Sturm des österreichischen Centrums auf Marengo verunglückte; der Anführer Haddik ward verwundet, die Truppe zurückgeworfen. Nicht besseres Schicksal schien ein zweites Vordringen unter Kaym zu haben; allein jetzt griff Ott am linken Flügel den General Lannes an und zog ihn vom Kampfe in der Mitte ab. Zugleich gelang es einigen Grenadier-

bataillonen, über den Bach zu setzen und das Schlagen der Brücke zu ermöglichen; die ganze Armee rückte hinüber und nach verzweiflungsvollem Kampfe wurden die Franzosen aus Marengo heraus und zurück gedrängt. Es war 2 Uhr Nachmittags und jetzt erst erschien Buonaparte selbst auf dem Schlachtfelde; er brachte frische Truppen mit und der Kampf erneute sich mit besonderer Heftigkeit auf dem linken Flügel, wo Lannes aus seiner eingeschlossenen Stellung befreit werden sollte. Allein Ott entriß dem Feinde die eroberten Posten abermals, der rechte Flügel und das Centrum der Franzosen geriethen ins Wanken. Gegen 6 Uhr Abends waren die Oesterreicher Herren des Terrains, hatten 10 Kanonen und 2 Haubitzen erbeutet und General Melas, dem zwei Pferde unter dem Leibe erschossen worden waren und der eine Wunde erhalten hatte, zog sich nach so vielen Anstrengungen siegesbewußt nach Alessandria zurück, indem er den Oberbefehl an General Zach abtrat.

Nun aber rückte Desaix, der ursprünglich nach Novi abgesandt war, um den Weg gegen Genua zu öffnen und um welchen Buonaparte rasch gesendet hatte, heran und sammelte die Franzosen wieder bei San Giuliano. Ein neuer Kampf entbrannte, bei dessen Beginn zwar Desaix, einer der ausgezeichnetsten Generale, der sich in Egypten seine Lorbeern geholt hatte, fiel, bei dem jedoch durch das von Marmont's Kanonen unterhaltene Feuer das österreichische Geschütz demontirt wurde. Vergebens führte jetzt Zach die drei Bataillone Wallis vor, vergebens ließ er die Grenadiere nachrücken, denn während des furchtbaren Kampfes brach plötzlich die feindliche Reiterei unter dem jüngeren Kellermann den Grenadieren in die Flanken und in den Rücken und bewirkte, daß die österreichische Cavallerie zur Deckung der Brücke über die Bormida rückwärts schwenkte. Dies schien ein Zeichen der Flucht zu sein und nun riß unter

den Soldaten, die sich kurz vorher als Sieger gesehen hatten, eine solche Muthlosigkeit ein, besonders als auch Zach mit dem Generalstabe in feindliche Gefangenschaft gerathen war, daß die Flucht plötzlich allgemein ward und daß sich alles durcheinander drängte, um nur den Uebergang über die Bormida zu gewinnen.

So endete um 9 Uhr Abends die für die Unsrigen schon gewonnene Schlacht bei Marengo mit einer entschiedenen Niederlage. Von beiden Seiten gab es etwa 15.000 Todte und Verwundete; von den Oesterreichern waren die Feldmarschall-Lieutenants Haddik und Vogelsang, die General-Majore Bellegarde, Lattermann, Gottesheim, La Marseille und viele höhere Officiere verwundet worden.

Nach diesem Schlage hatte Melas nicht mehr den Muth, eine neue Schlacht zu versuchen und schloß mit Buonaparte einen Waffenstillstand, in Folge dessen die Oesterreicher Mantua, Peschiera, Borgoforte, das Toscanische und die Mark Ancona besetzen, alles übrige aber den Franzosen überlassen sollten. So war hier mit einem Schlage die Frucht des vorigen Feldzugs verloren gegangen und das wandelbare Kriegsglück hatte neuerdings seine Launenhaftigkeit bewiesen.

32.

Schlacht von Hohenlinden.

Inzwischen war aber auch Moreau aus seiner zuwartenden Stellung herausgegangen, nachdem er Buonaparte's glücklichen Zug über die Alpen erfahren hatte. Er bewerkstelligte in der Nacht vom 19. auf den 20. den Uebergang über die Donau bei Hochstädt, wo die von Kray zur Vertheidigung ausgesandten Truppen nach einem hartnäckigen Kampfe das kürzere zogen. Jetzt war der österreichische Feldherr in seiner Stellung bei Ulm

ernstlich bedroht und zog, um die Verbindung mit den Erbländern sich nicht abzuschneiden, gegen Nördlingen, wandte sich dann nach Neuburg, wo am 27. Juli abermals ein blutiges Gefecht statt fand, und ging hierauf mit Moreau bei Parsdorf in der Nähe von München einen Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit ein (15. Juli).

Jetzt sandte Buonaparte abermals ein Schreiben an Kaiser Franz, in welchem er den Frieden anbot. Allein an demselben Tage, an welchem sein Brief, der mehr gleißnerische als wahre Anerbietungen enthielt, zu Wien anlangte (20. Juni), war zwischen Thugut und dem Lord Minto ein neuer Subsidienvertrag mit England verabredet worden, dem gemäß unter der Form eines Anlehens England 2 Millionen Pfund Sterl. zur Completirung der österreichischen Armeen versprach, wogegen sich Oesterreich verpflichtete, vor dem letzten Februar 1801 keinen Sonderfrieden mit Frankreich zu schließen.

Wenn dessen ungeachtet der General-Major Graf von St. Julien mit einem Schreiben des Kaisers an Buonaparte nach Paris abgesandt wurde, so geschah es nur, damit dieser auskundschafte, unter welcher Bedingung Frankreich zu einem Frieden geneigt wäre, den aber Oesterreich nie ohne Zuziehung Englands zu schließen gedachte. St. Julien jedoch ließ sich von dem französischen Minister Talleyrand überreden, einen förmlichen Friedensvertrag zu unterhandeln, obgleich er ausdrücklich eingestehen mußte, hiezu keine Vollmacht zu besitzen. Natürlich wurde dieser Entwurf von Oesterreich verworfen und St. Julien in eine Art von Verbannung nach Siebenbürgen gesendet.

Dennoch gab man in Oesterreich, wo sich bereits große Erschöpfung zeigte und wo besonders im Volke der Ruf nach Frieden immer lauter wurde, die Hoffnung nicht auf, mit Frankreich zu unterhandeln, ohne den Tractat mit England zu ver-

letzen. Thugut schlug deshalb einen Congreß zu Schlettstatt oder Lüneville vor, wobei Frankreich, Oesterreich und England vertreten sein sollten. Buonaparte nahm den Congreß an, weil er von der Eingehung desselben einen Waffenstillstand zur See hoffte, dessen er bedurfte, um seine in Malta und Egypten ausgesetzten Truppen verstärken zu können. In der That traten die Geschäftsträger der drei Mächte zusammen. Aber man konnte voraussehen, daß der Congreß kein Resultat haben werde und er löste sich auch in der That ohne den geringsten Erfolg wieder auf.

Für Oesterreich war er jedoch in sofern bedeutend gewesen, als es dadurch Zeit zu neuen Rüstungen bekommen hatte, zu denen man gezwungen wurde, wenn man überhaupt einen Frieden schließen wollte. Der Kaiser war, um den Muth der Truppen zu beleben, selbst zum Heere abgegangen und erschien am 6. September im Hauptquartiere zu Altötting. Er hatte in Böhmen, Mähren, Ungarn, Steiermark und Kärnten neue Aushebungen veranstaltet; Waffen und Kriegsmaterial wurden herbeigeschafft, Recruten einexercirt, durch österreichische Ingenieure Verschanzungen am Inn von Tyrol bis zur Mündung aufgeworfen; kurz alles gethan, um, während man noch immer nicht ganz am Frieden verzweifelte, den Krieg zu bereiten.

Eine großartige Veränderung im Officiercorps sollte bessere Garantien eines Erfolges geben; untaugliche wurden entfernt, neue rückten in ihre Stellen ein, von denen man bessere Erwartungen hegte. Melas und Kray verloren ihr Obercommando; an die Stelle des ersteren trat Bellegarde, an die des letzteren Erzherzog Johann, ein junger, feuriger Prinz, der aber in der Kriegskunst erst theoretisch gebildet war und vor Begierde brannte, seine Kenntnisse auf praktischem Boden zu verwerthen. Ihm ward der tüchtige Ingenieur-Feldzeugmeister Baron Lauer beigegeben.

Trotz der neuen Anstrengungen seiner Völker jedoch sah der Kaiser deutlich, daß er den ungeheuren feindlichen Armeen gegenüber noch immer nicht genug gerüstet sei und daß er noch mehr Zeit brauche, um sich einen Erfolg versprechen zu können; deshalb wurde am 20. September zu Hohenlinden eine neue Uebereinkunft abgeschlossen und für die Abtretung der drei deutschen Reichsfestungen Philippsburg, Ulm und Ingolstadt eine fünfundvierzigtägige Waffenruhe erkauft, ein theurer Preis für eine kurze Spanne Zeit; denn man bedurfte sicher eines langen Feldzugs, um das wieder zu erwerben, was man jetzt hingab!

Der Krieg wurde in Oesterreich immer unpopulärer und die Klagen gegen Thugut, welcher den schwer lastenden Vertrag mit England abgeschlossen hatte, tönten immer lauter, so daß zuletzt seine Stellung unhaltbar wurde. Er trat am 8. October von seinem Posten zurück; an seine Stelle kam Graf Ludwig Cobenzl und übernahm als Conferenzminister und Vicestaatskanzler die Leitung der geheimen Hof-, Staats- und Cabinetskanzlei, indeß Graf Lehrbach, ein Schüler Thugut's, das Innere erhielt. Ersterer hatte schon den Frieden von Leoben und Campo Formio vermittelt und verfügte sich auch jetzt als eine bei den Franzosen beliebte Persönlichkeit nach Lüneville, um mit dem Bruder des ersten Consuls, Joseph Buonaparte, das Aufhören der Feindseligkeiten zu unterhandeln. Da aber Oesterreich seinem gegebenen Worte treu blieb und ohne England keinen Frieden schließen wollte, führten auch die neuen Besprechungen zu keinem Resultate und der Krieg begann gegen Ende November neuerdings.

Die Oesterreicher verstärkt durch die Besatzungen der drei abgetretenen Reichsfestungen und ein bayrisches Hilfscorps von 12.000 Mann hatten das Centrum hinter dem wohlbefestigten Inn aufgestellt, so daß man hoffen konnte, sich längere Zeit hin-

durch gut vertheidigen zu können. Schon vom 26. November an, wo der Waffenstillstand sein Ende erreicht hatte, rückte Moreau auf der Straße gegen Ampfing vor, und der Erzherzog entschloß sich, die Franzosen anzugreifen und zurückzuwerfen.

Am 1. December stieß man bei Ampfing auf den linken Flügel des Feindes und es entspann sich ein lebhaftes, von beiden Seiten tapfer geführtes Gefecht, wobei sich schließlich die Franzosen zurückziehen mußten. Dieser über die tüchtige Rhein-Armee erfochtene Vortheil sollte nun rasch benützt und der Feind verfolgt werden, da man glaubte, es nur mit der Nachhut zu thun zu haben. Allein Moreau beabsichtigte nichts anderes, als die Unsern in die Wälder von Hohenlinden zu locken, wo er mit seiner ganzen Macht aufgestellt war. In der That näherte sich der Erzherzog diesem Orte und beschloß den Wald zu nehmen. Zu diesem Zwecke theilte er sein Heer in drei Corps. Während er mit der Hauptmasse, bei der sich das bayrische Contingent und der größte Theil des Geschützes befand, auf der großen Straße vordrang, sollte ein zweites Corps unter General Riesch, das den linken Flügel bildete, über Albacking, ein drittes Corps als rechter Flügel unter Kienmayer und Latour über Isenbach den Weg in die Ebene von Hohenlinden nehmen.

Unter dichtem Schneegestöber drang der Erzherzog noch ziemlich rasch vor und sah sich bald bei Mattenbett in ein Gefecht verwickelt. Zweimal wurde auf die Stellung der Franzosen ein wüthender Angriff gemacht, zweimal wurden die Oesterreicher zurückgeschlagen; als nun aber noch durch Richepanse, einen jungen französischen General, Verstärkungen herbeigebracht worden waren, geriethen die Oesterreicher und Bayern, die sich im dichten Walde auszubreiten verhindert waren, in Unordnung; bald sahen sie sich nicht blos in der Fronte, sondern auch in der Flanke angegriffen, ja selbst im Rücken bedroht, und

nun begann die entsetzlichste Verwirrung, die bald in eine Flucht ausartete, bei welcher die Geschlagenen durch ihr eigenes Geschütz und ihren Troß noch gehindert wurden.

Glücklicher waren die beiden Flügel gewesen. Sie hatten zwar bei den durch das gräuliche Wetter der letzten Tage verdorbenen grundlosen Wegen nicht in gleicher Höhe mit dem Centrum vorrücken können und fanden sich auch durch feindliche Truppen aufgehalten; dennoch hatten Kienmayer und Latour gegen Mittag am Saume des Waldes die Dörfer gegenüber von Hohenlinden besetzt und begannen ihren Angriff auf die Franzosen bei Hohenlinden mit ziemlichem Erfolge. Auch Riesch hatte sich tapfer und mit der Hoffnung auf Sieg gegen einen Theil der Division Richepanse geschlagen und hielt sich, obgleich zahlreiche Verstärkungen der Franzosen ihn hart bedrängten. Aber das Unglück des Centrums bei Mattenbett ermöglichte es dem Feind, die ganze Macht gegen diese Flügel zu wenden, die nun auch zurückweichen mußten und große Verluste erlitten.

Es war die blutigste und furchtbarste Niederlage, welche die Oesterreicher in den Revolutions-Kriegen erlitten hatten; sie verloren 4700 Todte und Verwundete, über 7000 Gefangene und 50 Geschütze; das bayrische Hilfs-Corps hatte etwa 5000 Mann und 24 Geschütze eingebüßt; was aber mehr als Alles war: die moralische Kraft des österreichischen Heeres war gebrochen, Hoffnungslosigkeit an die Stelle des früheren Muthes getreten. Auch die Franzosen hatten große Verluste erlitten; allein ihr Siegesbewußtsein war gehoben, ihre Zuversicht aufs Höchste gespannt worden.

33.

Friede zu Luneville — Reichs-Deputations-Hauptschluß.

Mit dem Schlage von Hohenlinden war Oesterreich wehrlos geworden. Das geschlagene Heer ging am 4. und 5. December über den Inn und hoffte in Salzburg Ruhe zu finden; allein der Feind drängte überall nach und die vielen Gefechte, die an der Salza und an der Traun vorfielen, bewiesen nur die gänzliche Auflösung der österreichischen Truppen. Klenau, der am 28. November dem Befehle gemäß über die Donau gegangen war, um das kaiserliche Hauptheer bei Landshut zu erwarten, zog sich auf die Nachricht der Schlacht von Hohenlinden zurück. Auch in Italien waren die Franzosen siegreich gewesen; die blutigen Gefechte, welche sich am 25. und 26. December um Pozzolo und Valeggio entsponnen hatten, erfochten ihnen die Mincio-Linie.

Nun wurde vom Hofkriegsrathe Erzherzog Karl, der seit seinem Rücktritt vom Oberbefehl in Böhmen geweilt und dort durch eine begeisternde Proclamation binnen wenigen Wochen ein Freiwilligen-Corps von 25.000 Mann unter Waffen gebracht hatte, an die Spitze der Armee gestellt. Er fand nur mehr die Trümmer eines Heeres vor, mit dem er so viele Siege erfochten hatte, und ertheilte daher den einzigen Rath, Frieden zu schließen, da jeder Kampf unmöglich sei und nur Niederlagen mehr in Aussicht ständen. Es wurde nun am 25. December ein Waffenstillstand zu Steier abgeschlossen, der wenigstens den Vortheil brachte, daß die Franzosen, die nur mehr 20 Stunden vor Wien standen, in ihrem Vordringen aufgehalten wurden. Man mußte Würzburg, Braunau, Kufstein, Peschiera, Legnago, Verona, Ferrara, Ancona und Mantua abtreten und

eine Demarcationslinie ziehen, welche ganz Tyrol, einen Theil vom Erzherzogthum Oesterreich, Steiermark und Illyrien in die Hände der Franzosen gab. Zugleich versprach das wehrlose Oesterreich, bald möglichst seinen Frieden mit der Republik zu machen, „was immer auch die Entscheidungen seiner Alliirten sein möchten". Ein ähnlicher, zwischen Brüne und Bellegarde am 16. Jänner 1801 zu Treviso abgeschlossener Waffenstillstand machte in Italien dem Kriege ein Ende.

Cobenzl, der noch immer mit Joseph Buonaparte in Luneville sich befand, erhielt nun die Ermächtigung, die Friedensartikel auch ohne England festzustellen. Eine neue Schwierigkeit, die dem Abschlusse des Friedens entgegentrat, bestand darin, daß Frankreich darauf bestand, Kaiser Franz solle nicht nur für Oesterreich, sondern in seiner Eigenschaft als Reichsoberhaupt auch für Deutschland Frieden schließen, und wie man für die Erblande die Bestimmungen des Friedens von Campo Formio zu Grunde legte, so sollten für die Reichsversammlung die Arbeiten des unglücklichen Rastätter Congreßes maßgebend sein. Lange weigerte sich Cobenzl, auf dieses Ansinnen einzugehen, da ja der Kaiser kein Recht dazu habe; allein als man ihm vorstellte, daß ja einst 1714 zu Rastatt und Baden Kaiser Karl VI. auch ohne Zustimmung des Reichs den Frieden für dasselbe durch Eugen von Savoyen abschließen ließ, gab er endlich, um das Friedenswerk nicht unmöglich zu machen, nach und so kam am 9. Februar 1801 der Friede von Luneville zu Stande, der am 9. März zu Wien und am 11. März zu Paris ratificirt wurde und dem erschöpften Continente endlich die gewünschte Ruhe brachte.

Oesterreich trat, wie im Frieden zu Campo Formio, auch jetzt wieder förmlich Belgien, das Frickthal, die Grafschaft Falkenstein und Oberitalien westlich von der Etsch ab, so daß nur

der Thalweg dieses Flusses von Tyrol bis zur Mündung die Grenze bildete; dafür wurde ihm der Besitz Venedigs, Istriens, Dalmatiens und der dazu gehörigen Inseln gewährleistet. Dagegen mußten der Herzog von Modena und der Großherzog von Toscana ihre Länder räumen, und sollte der Erstere durch den Breisgau, der Zweite, einem geheimen Artikel zufolge, durch Salzburg und Berchtesgaden entschädigt werden. Toscana und Elba kamen an den Herzog von Parma, die batavische, cisalpinische, helvetische und ligurische Republik wurden förmlich anerkannt.

In seiner Eigenschaft als deutscher Kaiser mußte Franz II. in die Abtretung des linken Rheinufers willigen, wogegen die französische Repnblik auf alle Besitzungen am rechten Ufer dieses Flusses verzichtete, deshalb Düsseldorf, Ehrenbreitstein, Philippsburg, Cassel, Kehl und Breisach unter der Bedingung zurückstellte, daß sie in dem Stande verbleiben sollten, in welchem sie von den Franzosen verlassen würden. Die erblichen Fürsten, welche durch das Uebergeben der Länder westlich vom Rhein verloren hatten, sollten vom Reiche entschädigt werden.

So hatte denn jenes Princip der Revolution, gegen welches Oesterreich nun seit beinahe einem Jahrzehent in Waffen stand, gesiegt; die Integrität des deutschen Reiches, für welche Kaiser Franz so lange aufopfernd eingestanden war, mußte preisgegeben werden; die blutigen, anstrengenden Kämpfe hatten jenen Erfolg nicht gehabt, den man sich versprochen hatte! Oesterreich konnte jetzt nur mehr *eine* Aufgabe haben: Deutschlands Bestehen wenigstens innerhalb seiner neuen Grenzen zu ermöglichen; denn nur ein starkes Mitteleuropa konnte dem Vordringen des französischen Volkes entgegentreten. Europa's Freiheit, Europa's Rettung lag in der Lösung dieser Aufgabe!

Es schien auch in der That, als ob jetzt die deutschen Fürsten selbst aus der unangenehmen Lage heraus kommen wollten; mit seltener Einmüthigkeit traten sie dem vom Kaiser geschlossenen Reichsfrieden bei und erledigten diese hochwichtige Angelegenheit in einer Sitzung (7. März), ein staunenswerther Vorfall, wenn man die bisherige Langsamkeit und Schwerfälligkeit der Verhandlungen zu Regensburg kannte. Man gab das linke Rheinufer preis und bereitete sich für spätere Zeit vor, die Entschädigung für die Verluste, die das Reich in seiner Gesammtheit tragen sollte, nach den Grundlagen von Rastatt zu bestimmen.

Allein nun gingen die Schwierigkeiten und Verzögerungen von Neuem an. Fast zwei Monate berieth die Reichsversammlung in Regensburg über die Art und Weise der Mitwirkung am Friedensgeschäfte. Man bat schließlich den Kaiser, er möge die Einleitung zum Friedensgeschäfte übernehmen und einen Vorschlag dem Reichstage zur weiteren Verhandlung übergeben. Dies hieß mit anderen Worten: der Kaiser solle die Mühe auf sich nehmen, den Ausgleich zu treffen, damit dann die Reichsversammlung alles Gehässige auf das Reichsoberhaupt schieben und in aller Bequemlichkeit etwas neues an die Stelle des vorgeschlagenen setzen könne. Darum lehnte Kaiser Franz den Antrag ab, indem er nicht ohne einige Bitterkeit in Erinnerung auf den Congreß zu Rastatt meinte, „daß die französische Regierung kaum geneigt sein dürfte, an dieser Einleitung Theil zu nehmen oder in das Materiale der Geschäfte tief genug einzugehen".

Hierauf verfloß wieder einige Zeit mit neuen Plänen und Vorschlägen, als plötzlich 27. Juli 1801 Erzherzog Maximilian, Kurfürst von Köln und Bischof von Münster starb, und nun die Frage über die Säcularisation der geistlichen Fürstenthümer zur unmittelbaren Entscheidung drängte. Sollte man neuerdings

wählen lassen oder nicht? Das erstere mochte die Erhaltung der geistlichen Kurwürde bedeuten und schien dem Entschädigungsprincipe zu widersprechen. Das letztere hieß den Ereignissen vorgreifen und die Existenz eines Fürstenthums vernichten, das ja doch noch vorhanden war. Die Dom-Capitel, die dabei nichts zu verlieren, sondern nur zu gewinnen hatten, wählten und ihre Wahl traf den Erzherzog Anton, einen Bruder des Kaisers. Da jedoch sowohl Preußen als auch Buonaparte eröffneten, sie würden eine Neuwahl unter den jetzigen Umständen für mißlich halten, gab Erzherzog Anton nach und nahm trotz der Aufforderung des Capitels von Münster nicht Besitz von der neuen Würde, nur damit dadurch kein Einfluß auf den Gang der Säcularisation ausgeübt werde.

Nach langem Debattiren kam man endlich am 2. October zu einem Ende: Es sollte eine außerordentliche Reichs-Deputation ernannt, mit unbeschränkter Vollmacht ausgerüstet und bei der Entschädigung durch Säcularisation nur auf die Constitution des deutschen Volkes Rücksicht genommen werden. Die Deputation aber bestand aus Mainz, Böhmen, Brandenburg, Pfalzbayern und Sachsen für die Kurfürsten, dann dem Hoch- und Deutschmeister, Württemberg und Hessen-Cassel für die Fürstengruppe.

Ungefähr um dieselbe Zeit, als die Zusammensetzung der Reichs-Deputation beschlossen ward, hatte der erste Consul fast mit allen Mächten Frieden geschlossen und bekam dadurch vollkommen freie Hand zur Einmischung in die deutschen Angelegenheiten. Dem Luneviller Frieden war eine Reihe anderer Friedensschlüsse gefolgt, nämlich der Frieden zwischen Spanien und Portugal am 6. Juni 1801 zu Badajoz, der zwischen Frankreich und Portugal am 29. September zu Madrid; ein dritter zwischen Rußland und Frankreich am 4. October und ein glei-

cher zwischen Rußland und Spanien am 6. October zu Paris; ebendaselbst der Frieden zwischen Frankreich und der Pforte am 9. October und mit Algier am 17. December. Ferner hatte sich Frankreich mit England ausgesöhnt, es waren am 1. October die Präliminarien in London unterzeichnet worden, die am 27. März 1802 zum Definitivfrieden von Amiens führten.

Hierdurch nun war Frankreich die herrschende Macht in Europa geworden; es hatte nur mehr zwei Rivalen, nämlich zur See England und auf dem Continente Rußland, dessen Thron, nachdem der launenhafte Kaiser Paul I. am 24. März 1801 ermordet worden war, Alexander I. bestiegen hatte. Mit diesem hatte Buonaparte Verständnisse der intimsten Art eingegangen und jenes deutsche Mitteleuropa, für dessen Existenz Oesterreich seinen letzten Blutstropfen geopfert hatte, war nur mehr der Spielball in den Händen des ersten Consuls und des russischen Kaisers, die in einem geheimen Tractate übereingekommen waren, im gemeinsamen Einverständnisse die deutschen Angelegenheiten zu regeln und das richtige Gleichgewicht zwischen Oesterreich und Preußen herzustellen!

In der That überboten sich die deutschen Fürsten auch diesmal, so wie einst auf dem Congreß zu Rastatt, in undeutscher Gesinnung und wendeten sich mit Bestechungen und Demüthigungen aller Art nach Paris, um dort jene Entschädigungen zu erlangen, die sie eigentlich von ihrer selbstgewählten Reichs-Deputation erwarten sollten. Ja Mitglieder dieser Deputation selbst vergaßen sich so weit, ihr Abkommen mit Buonaparte und dessen Minister Talleyrand zu treffen, ehe noch die Entschädigungsfrage im Schoße der Deputation selbst zur Erörterung kam. Allen voran ging Preußen, das mit Frankreich am 23. Mai 1802 einen Vertrag abschloß, worin es sich von Frankreich ermächtigen ließ, die ihm gewährten neuen Erwerbungen

in Besitz zu nehmen, bevor noch der Reichstag darüber entschieden hätte. Aehnliche Uebereinkünfte wurden zu Paris mit Bayern, Baden, Württemberg und Hessen geschlossen, so daß sich Buonaparte mit vier von den acht Gliedern der Reichs-Deputation heimlich verständigt hatte, ehe noch diese Deputation auch nur zu einer Sitzung zusammengekommen war. Den geheimen Verabredungen folgte sogleich die That: Friedrich Wilhelm III. erklärte in einem Manifeste aus Königsberg vom 6. Juni das Stift Hildesheim und die freie Reichsstadt Goslar besetzen zu wollen; die Bayern zogen Truppen zusammen und rückten in die Grenzstädte am Lech, später auch in das Gebiet von Salzburg, französische Truppen näherten sich dem Rhein.

Da erschien am 14. Juli eine kaiserliche Erklärung, worin nachdrücklich betont wurde, daß die Entschädigungsfrage nur im gesetzmäßigen Wege durch die demnächst einzuberufende Reichs-Deputation mit Beistimmung Rußlands und Frankreichs gelöst werden dürfe und daß alle eigennützigen Schritte und Gewaltthätigkeiten fern zu halten seien, die sonst selbst den Mäßigsten zu gleichen Schritten zwingen würden. Obgleich nun Preußen behauptete, seine Schritte seien nur vorläufige Maßregeln, so fuhr es doch nicht blos in den Besetzungen fort, sondern ließ sich sogar zu Münster, Hildesheim ꝛc. huldigen. Nach solchen Beweisen der Selbsthilfe blieb dem Kaiser Franz nichts anderes übrig, als zu Truppenaufstellungen seine Zuflucht zu nehmen; er besetzte, um nicht noch etwa jene Theile zu verlieren, die für den Großherzog von Toscana im Luneviller Frieden festgesetzt waren, Salzburg und, vom Fürstbischofe zu Hilfe gegen die Bayern gerufen, auch die Stadt Passau, und wenig fehlte, so hätte die Abwicklung des Friedensgeschäftes zu einem Kampfe der Deutschen unter einander geführt!

Während dieser Vorgänge kündeten sich Frankreich und Rußland als förmliche Vermittler an und verlangten die schleunige Eröffnung der Reichs-Deputation. Der Kaiser willigte ein und am 24. August 1802 hielt die Deputation ihre erste Sitzung. Sechs Tage zuvor hatte Laforest, der französische Deputirte, den von Rußland und Frankreich bestimmten Entschädigungs-Plan übergeben und dem Collegium einen Termin von zwei Monaten zur völligen Beendigung ihres Geschäftes vorgeschrieben. Man war jedoch gleich über die Principien uneinig. Während der Kaiser, um die Würde des Reiches zu wahren, den ganzen Entschädigungs-Plan nur als Vorschlag und Rath betrachtet wissen wollte und die deutschen Fürsten aufforderte, bei der Verlustentschädigung nicht nach dem Grundsatze des Gleichgewichts der deutschen Staaten, sondern nach der Gerechtigkeit vorzugehen, ging der Antrag Brandenburgs und der mit ihm verbundenen Länder Bayern, Württemberg und Hessen-Cassel dahin, den Plan im Allgemeinen anzunehmen.

Inzwischen hatten sich Bayern, Preußen und Frankreich am 5. September geeinigt, mit Gewalt gegen Oesterreich aufzutreten, wenn es nicht binnen 60 Tagen Passau räumen würde. Da Oesterreich noch immer hoffte, Passau für den Großherzog von Toscana, der durch seine „Entschädigung" in der That sehr verkürzt war, retten zu können, so mußte es Unterhandlungen in Paris und Petersburg anknüpfen und hielt deshalb eine Entschließung zurück.

Die Reichs-Deputation tagte übrigens fort. Die russischen und französischen Minister legten am 9. October der Deputation einen zweiten, etwas geänderten Entschädigungs-Plan vor. Preußen, welches inzwischen die ihm zukommenden Ländereien besetzt hatte, ein Beispiel, das bei allen Betheiligten rasch Nachahmung fand, rieth, diesen zweiten Plan anzunehmen und

drang durch. Am 23. November wurde durch den sogenannten ersten Deputations-Hauptschluß der Plan im Ganzen gutgeheißen, doch sollten noch mehrere Zusätze gemacht werden, so daß dieser modificirte Entwurf eigentlich der dritte Vorschlag genannt werden muß. Da nun schließlich Oesterreich sich Toscanas halber mit Frankreich und Rußland ausgeglichen hatte, so mußte auch diese Uebereinkunft wieder abgeändert werden, und so kam denn in der 46. Sitzung am 25. Februar 1803 der vierte Plan als der zweite Deputations-Hauptschluß oder der eigentliche Deputationsrecess zu Stande, der vom Reichstag am 24. März und vom Kaiser am 29. April ratificirt wurde.

Die Ländervertheilung, welche wir hier nur in den allgemeinsten Umrissen geben, geschah in folgender Weise: Dem Herzog von Modena wurden in Schwaben von Oesterreich der Breisgau und die Ortenau abgetreten; dafür kamen den Erblanden die Bisthümer Trient und Brixen als Entschädigung zu, die freilich schon lange nur eine sehr beschränkte Souveränetät besaßen und so zu sagen als Bestandtheile des österreichischen Länderbesitzes anzusehen waren. Der Großherzog von Toscana erhielt Salzburg und Berchtesgaden und theilte Passau und Eichstädt mit Bayern. Letzteres erhielt außer diesen Erwerbungen den größten Theil des Hochstiftes Würzburg, Bamberg, Freisingen und Augsburg mit den meisten dazwischen liegenden Prälaturen und Reichsstädten in Franken und Schwaben. Dafür kam die Rheinpfalz an Baden, das man überdies Rußland zu Liebe mit dem Bisthume Constanz, den Rechten der Bisthümer Speier, Basel und Straßburg, zwei Darmstädtischen Aemtern und einigen Reichsstädten und Abteien ausstattete. Württemberg erhielt mehrere Abteien, Klöster und Reichsstädte in Schwaben. An Preußen kamen die Hochstifte Paderborn, Hildesheim, das mainzische Thüringen, ein Theil

von Münster, die Abteien Herford, Quedlinburg, Elten, Essen, Werdenberg und Kappenberg mit den Reichsstädten Mühlhausen, Nordhausen und Goslar; der übrige Theil von Münster wurde zur Entschädigung der Häuser Salm, Arenberg, Croy und Looz verwendet, bis auf die Aemter Vechte und Kloppenberg, die der Herzog von Oldenburg erhielt. Ueberdies bekam letzterer gegen Abtretung des Weserzolls zu Elsfleth noch das Bisthum Lübeck und das hannoverische Amt Wildhausen; Hannover aber das Bisthum Osnabrück. In die Ueberreste von Cöln, Trier und Mainz theilten sich die Häuser Hessen und Nassau; das Herzogthum Westphalen kam an Darmstadt. Für Nassau-Oranien sollten die Bisthümer Fulda und Corvey, die Reichsstadt Dortmund und einige Abteien bestimmt werden. Cöln und Trier verschwanden ganz; der Kurfürst von Mainz wurde mit Regensburg, Aschaffenburg und Wetzlar bedacht und sollte Erzkanzler des Reiches werden; er und der Hoch- und Deutschmeister waren nun die einzigen geistlichen Fürsten Deutschlands. Aus Salzburg, Württemberg, Baden und Hessen-Kassel wurden Kurfürstenthümer gebildet.

So ging mit der Aenderung der Besitzverhältnisse auch eine vollständige Umstaltung der Reichsverfassung Hand in Hand, eine Umstaltung, die das ganze Bestehen des heiligen römisch-deutschen Reiches in Frage stellte. Tief erschüttert waren die Verhältnisse, die meisten deutschen Fürsten neigten zu Frankreich oder Rußland und fanden dort ihren Halt; Fremde dictirten statt des Kaisers, die Tage des Reiches waren gezählt!

V.

Innere Verhältnisse.

34.

Staatsverwaltung im Allgemeinen.

Die ersten zehn Jahre der Regierung des Kaisers Franz waren Kriegsjahre. Nicht Lust nach Ruhm oder eitle Ländersucht hatten ihn bewogen das Schwert zu ziehen, sondern die Liebe zur Ordnung, der Drang nach Gerechtigkeit hießen ihn einen Kampf gegen jenes Volk eingehen, welches das bisherige Weltsystem zertrümmern und ein neues an dessen Stelle setzen wollte. Mochten auch die Lande reformbedürftig sein, so durfte das Werk der Umstaltung und Verbesserung doch nicht auf jenem Wege durchgesetzt werden, den man in Frankreich einschlug. Dies war die Ansicht des Kaisers, dies war die Ansicht seiner Völker, und durchglüht von heiligem Eifer hatten die Länder, die bei Joseph's Tode auseinander zu fallen drohten, mit Begeisterung die Waffen gegen die Franzosen ergriffen.

Der lange Kampf konnte freilich auf die innere Entwicklung der Länder der österreichischen Monarchie nur ungünstig einwirken. Das Hauptaugenmerk mußte der Armee, der

Herbeischaffung von Kriegsbedürfnissen, der Aushebung von Mannschaft, der Sorge um Geld u. s. f. gewidmet sein; alle anderen Dinge traten vor dieser wichtigen Angelegenheit in den Hintergrund zurück. Wir können uns deshalb nicht wundern, daß der Geschichtschreiber von dem Gange der Staatsverwaltung in den ersten zehn Jahren der Regierung des Kaisers Franz wenig aufzuweisen vermag.

Dennoch zeigten sich bereits jetzt die Principien, die in der Folge maßgebend wurden und die in der Zeit selbst ihren ganz natürlichen Erklärungsgrund fanden. Bekanntlich hatte Kaiser Leopold manche Neuerungen Joseph's, z. B. die Aufhebung des Feudalsystems nicht durchführen können oder sogar zurücknehmen müssen, ohne daß die Grundsätze wissenschaftlich gehörig untersucht, das Für und Wider vollständig abgewogen worden wären. Der Werth dieser Grundsätze wurde deshalb verschieden beurtheilt und bald bildeten sich zwei große Parteien, von denen die eine die Josephinischen Ideen hochhielt und pries und sich der Hoffnung hingab, sie über kurz oder lang doch verwirklicht zu sehen, während die zweite, die besonders bei den höheren Ständen stark verbreitet war, diese Principien, wo nicht als irrig, so doch als verderblich betrachten und am wenigsten in einer Zeit ins Leben rufen lassen wollte, wo dieselben auch von den Demokraten Frankreichs auf ihre Fahne geschrieben wurden. Der ausbrechende Krieg ließ es indeß zwischen den Parteien um so weniger zu einer eigentlichen Entscheidung kommen, als man den durch das Schwert herbeigeführten Ereignissen die ganze Aufmerksamkeit schenken mußte.

Wenn demnach in dieser Zeit Veränderungen vorkamen, so betrafen sie entweder untergeordnete Gegenstände, oder man ging bei Hauptangelegenheiten nur im Interesse der Sparsamkeit und Geschäftsvereinfachung vor. Es läßt sich nur hier-

durch der häufige Wechsel der Behörden, ihrer Namen und Befugnisse, ja selbst das Schwanken nach mehr als einer Richtung hin erklären.

Da wir hier nicht allen Veränderungen ins Einzelne folgen können, so genügt es, Bruchstücke aus einer Staatsschrift des Grafen Rudolph Chotek, des späteren Staats- und Conferenz-Ministers mitzutheilen, in welcher er helle Streiflichter über diese ganze Zeit wirft. Nachdem er die vielfachen, unter Leopold geschehenen Organisirungen durchgegangen, fährt er fort: „Eine ähnliche Reihe theilweiser Aenderungen bietet die Regierungsgeschichte Eurer Majestät dar. Die Polizeistelle wurde zu einer unabhängigen Hofstelle erhoben. Die Hofkammer, welche unter Maria Theresia getrennt, unter Joseph II. vereinigt, unter Leopold wieder getrennt war, wurde aufs Neue wieder mit der politischen Hofstelle vereinigt, die 1761 gegründete und seit 1782 ganz unabhängige Rechenkammer aufgelöst; die Geschäfte wurden wieder nach Ländern behandelt, die Buchhalterei zuerst der politischen Hofstelle untergeordnet, dann unter dem Titel der Staatscontrole neu creirt, eine neue Studien-Hof-Commission niedergesetzt, zwei für die Gesetzgebung bestehende Commissionen in eine verschmolzen".

„Noch fruchtbarer war die Periode nach dem Frieden von Campo Formio an raschen Veränderungen. Die Finanzgegenstände wurden von der vereinigten Hofstelle getrennt und der Graf Saurau zum Hofkammerpräsidenten und Finanzminister ernannt. Die oberste Justizstelle wurde mit der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei vereinigt und für Galizien eine eigene Hofstelle creirt, welche ebenfalls die Justiz und die politischen Geschäfte besorgte. Zwei wesentlich zweckwidrige Veränderungen, da einerseits die Erschaffung neuer besonderer Hofstellen für Provinzen von ganz gleicher Verfassung Widersprüche in den

Elementarprincipien der Verwaltung erzeugen, andererseits die Vereinigung der Justiz- und politischen Gegenstände die Stelle und besonders den Chef mit den heterogensten Gegenständen überhäufen mußte. Diese letzte Unzukömmlichkeit stieg noch höher, als 1801 nach der anderweitigen Verwendung des Grafen Saurau eine Ministerial-Banco- und eine geheime Creditsdirection eingeführt und das Camerale wieder mit der politischen Hofstelle vereinigt wurde. Der nämliche Mann vereinte nun in seiner Person die Leitung der Justiz und der politischen Geschäfte als Chef der Stelle und einen Theil der Finanzgegenstände als Minister, ein Aggregat von Geschäften, welches menschliche Kräfte übersteigt und bei dem besten Willen und den größten intellectuellen Fähigkeiten dem Manne nicht physische Zeit übrig läßt, um den Geschäften jene angestrengte Thätigkeit zu widmen, welche besonders in so kritischen Umständen nothwendig war. Eins der größten Gebrechen war, daß die Finanzverwaltung noch immer getrennt blieb, während der zerrüttete Zustand der Finanzen dringender als jemals eine allumfassende, zusammenhängende Administration erforderte."

„Sobald der Friede hergestellt war, begannen Eure Majestät den entscheidenden Schritt zu einer dauernden Organisation. Allerhöchstdieselben errichteten das Conferenz-Ministerium als einen Vereinigungspunct, in welchem sich alle Zweige der Staatsverwaltung concentriren, von welchem Alles übersehen und allen Mängeln auf dem kürzesten und sichersten Wege abgeholfen werden sollte. Der große Vorzug dieser Einrichtung vor dem bis dahin bestandenen Staatsrathe war, daß jetzt von einem Standpunct nicht mehr blos die inneren politischen Angelegenheiten der Monarchie, sondern auch die militärischen und selbst auswärtige Verhältnisse übersehen werden konnten. Durch eine Instruction für den Kriegsminister wurden die Ge-

schäfte gesondert, welche er zur Kenntniß der Conferenz bringen, welche er außer der Conferenz der Entscheidung Ew. Majestät zu unterlegen hätte, welche von ihm selbst, vom Hofkriegsrathe oder den untergeordneten Behörden erledigt werden könnten. Um die innere Civil-Administration zweckmäßig zu organisiren, war es nothwendig, mit einer bis ins Kleinste gehenden Instruction alle zur Verwaltung des Innern errichteten Stellen in eine solche Verbindung zu setzen, daß jede von der ihr unmittelbar vorgesetzten und alle von dem betreffenden Minister leicht übersehen, controlirt und geleitet werden könnten; die Sphäre der Geschäfte und den Umfang der Gewalt einer jeden Stelle von dem Ortsrichter aufwärts bis zum Minister genau so zu bestimmen, daß einerseits den untergeordneten Stellen alle Einmengung in Gegenstände, welche außer ihrem Wirkungskreise liegen, unmöglich gemacht würde, andererseits nicht die höheren Behörden durch Abforderung geringfügiger Dinge sich die Zeit für umfassende Gegenstände rauben könnten; daß jeder Stelle und selbst dem Minister genau bekannt ist, was der eigenen Entscheidung unterliege, was höheren Orts müsse vorgetragen werden; daß endlich Ew. Majestät immer in der Uebersicht der Geschäfte, in Verbindung und in der Kenntniß der wichtigen Gegenstände bleiben, ohne mit Details überladen zu werden."

„Der große erhabene und von der ganzen innern und äußern Welt mit so viel Beifall laut anerkannte Zweck wurde nicht erreicht, weil nichts in Absicht auf eine zweckmäßige Organisation des Innern geschah. Man ging gar nicht von der Gewohnheit ab, die unbedeutendsten Gegenstände vor Ew. Majestät und vor die Conferenz zu bringen. Die Vorträge beschränkten sich auf einige fragmentarische Untersuchungen aus dem Gebiete der Gesetzgebung, auf einige vorübergehende Maßregeln in Betreff der Finanzen und andere noch minder umfassende Ge-

genstände; von der so nothwendigen Organisirung der Stellen, von einer allgemeinen Uebersicht über die Bedürfnisse des Staates und über die Mittel, diese zu decken, von der Erhöhung des Nationalwohlstandes durch Industrie und Commerz, von gemeinnützigen Lehranstalten, von Aufstellung großer Grundprincipien für alle Zweige der Verwaltung, mit einem Worte, von Plänen und Organisationen im Großen, wozu eigentlich das über alle Stellen erhabene Conferenz-Ministerium errichtet ist, war nie eine Sprache. Die Eintheilung der Conferenzen für blos innere Angelegenheiten und in größere Conferenzen widerspricht der Absicht Ew. Majestät, alle Zweige der Staatsverwaltung in einen Centralpunct zu vereinigen, und führt zu Collisionen der Anstalten der übrigen Departements mit den Beschlüssen der Separatconferenzen."

Nachdem Graf Chotek auf solche Weise mit ziemlicher Schärfe das bisherige Verwaltungssystem tadelte, stellt er die Grundsätze seiner Organisation auf, die später fast durchwegs ihre Verwirklichung fanden. Darnach sollte der Kaiser der Mittelpunct der Verwaltung sein, welche auf drei Conferenz-Ministern, dem Justizminister, dem Minister des Innern, dem Finanzminister und den Chefs der entsprechenden Hofstellen beruhen sollte. Von den bisherigen Hofstellen sollten blos die ungarische, siebenbürgische und Polizeihofstelle beibehalten, dagegen die galizische, böhmisch-österreichische und italienische aufgelöst und in eine politische Hofstelle zusammengezogen werden, nachdem die Justiz davon getrennt war; die Hofkammer im Münz- und Bergwesen, so wie die Banco-Hof-Deputation sollten dem Finanzministerium untergeordnet, endlich von den Hof-Commissionen die Commission in Gesetz- und die in Studien-Sachen beibehalten werden, bis sie ihre Arbeiten vollendet hätten.

35.

Finanzen — Handel, Industrie und Volkswirthschaft — Wohlthätige Anstalten.

Bei allen Regierungshandlungen des Kaisers Franz während der ersten zehn Jahre waren es Ersparungsrücksichten, welche eine der größten Rollen spielten. Und in der That waren diese Rücksichten die allerdringendsten; denn bei den fortgesetzten Kriegen wurden furchtbare Ansprüche an die Finanzen gemacht. Zwar hielt Kaiser Franz das Wort, welches er gleich zu Anfang seiner Regierung gegeben hatte, nämlich die Kräfte des Landes möglichst zu schonen und nur dadurch, daß er *sein Privatvermögen zu Kriegszwecken widmete*, und durch die freiwilligen Beiträge der Unterthanen war es möglich, den Kampf zwei Jahre lang ohne neue Belastung des Volkes zu führen. Dieses wetteiferte übrigens mit dem Monarchen in Beweisen der Liebe zum Vaterlande. Nicht blos die Stände der einzelnen Provinzen, auch einzelne Innungen und Zünfte, ja sogar Private steuerten freiwillig bei, die Noth des Staates zu lindern. Der Kaiser tadelte den Wiener Magistrat, der Aufforderungen zur Beitragsleistung erlassen hatte, dieses Eifers halber, da „er nicht leiden könne, daß man eine Art von Zwang, sie mag noch so gelind sein, anwende". Er betrachtete die Opferwilligkeit des Volkes als einen Beweis der Hingebung desselben zu seiner Person und sprach dies durch das Geschenk eines großen, silbernen, stark vergoldeten Bechers aus, der die Inschrift trug: „Zum ewigen Andenken der besonderen Liebe aller bürgerlichen Innungen, Meister und Gesellen in Wien für ihn und ihr Vaterland und zum Beweise seiner Gegenliebe und Erkenntlichkeit widmet Franz II. diesen Becher allen seinen lieben Bürgern".

Trotz aller dieser Opfer aber konnte der lange dauernde Krieg ohne weitere Anstrengungen nicht durchgeführt werden. Vielleicht hätte ein glücklich durchdachtes Finanzsystem, vielleicht ein zweckmäßiges Ausbeuten der Hilfsquellen des Staates, ein geordnetes Benützen des Credits die Fortsetzung des Kampfes ermöglicht. Allein das Bedürfniß des Augenblicks drängte; man konnte keine Zeit zu Aufstellung von Finanzprincipien verwenden und griff zu den nächstbesten Mitteln: zur Vermehrung des Papiergeldes, dessen Realisirung aber schon 1797 eingestellt werden mußte, obgleich es noch bis 1799 seinen Werth behielt und erst von da an sank, und zu Zwangsanleihen, die sich von 1794 bis 1797 jährlich wiederholten und den Wohlstand und die Industrie auf das Aeußerste gefährdeten. Der mit 8. Jänner 1798 errichtete Staatsschuldentilgungs-Fond konnte unter solchen Umständen keine Wirksamkeit äußern. Es konnte bei solchen Finanzcalamitäten kaum wundern, daß auch die Besteuerung eines consequenten und durchgreifenden Systems entbehrte; daß man an den als unzulänglich erkannten Steuerarten stehen blieb; daß man bei den indirecten Steuern Zuschläge ausschrieb oder zur Vermögens- und Kopfsteuer zurückkehrte. Auch auf dem Gebiete der Zollgesetzgebung blieb man bei dem System der Prohibitionen, obgleich man fühlen mußte, daß dadurch der Staatsschatz leide, indem nur bei mäßigen Zöllen die Zollcassa gewinnt; man gab in dieser Richtung eine ganze Menge von Verordnungen und Gesetzen heraus, ohne doch etwas Nachhaltiges zu schaffen. Kaum beschwerte sich das eine oder das andere Gewerbe, daß es durch Concurrenz von außen bedroht sei, so erhielt es Schutz; kaum fürchtete man irgendwo den Mangel an Rohstoff, so wurde dessen Ausfuhr verboten.

Dazu kamen noch die verschiedenen verworrenen Zolleinrichtungen im Innern der Monarchie selbst. Die von Kaiser Joseph ins Leben gerufene Zolleinigung Oesterreichs fiel; am 1. Juni 1793 ward die Zwischenzoll-Linie gegen Ungarn wieder eingeführt, und wenn auch am 1. November 1795 ein neuer Dreißigsttarif ins Leben trat, dessen innere Einrichtung und Nomenclatur dem deutschen Zollvereine nachgebildet war, so blieb die principielle Trennung nichtsdestoweniger aufrecht erhalten. Aber auch Aufschläge auf Consumtionsartikel beim Uebergang aus einer deutschen Provinz in die andere wurden am 6. November 1798 eingeführt; die Salz- und Tabakpreise waren gleichfalls verschieden und forderten Ueberwachung.

Dagegen geschah viel und Umsichtiges, um den Handel zu heben, wenn wir die bereits früher erwähnten Zollsysteme ausnehmen. Vor allem andern erkannte man in der Herstellung einer gesicherten Communication den Haupthebel, sowohl den Handel als auch die Bewegung der Armeen besser zu leiten, und traf deshalb hierfür die nöthigen Anstalten. Zwar mußte ein am 22. Juni 1793 gegebenes neues Straßensystem wieder aufgehoben werden, da es sich als zu beschwerlich für die Gemeinden erwies; doch wurde am 21. Mai 1796 ein neues eingeführt, nach welchem die eine Hälfte der Bau- und Erhaltungskosten auf den Wegfond, die andere Hälfte aber mit zwei Drittel auf die Grundobrigkeiten und mit dem letzten Drittel auf die Gemeinden der Durchfahrtsorte entfiel. Nun entstanden eine Reihe von Straßen, besonders in Krain, Croatien, Böhmen und Mähren, welche die Anfänge des großen Netzes bildeten, das sich bald über alle Länder erstrecken sollte. Auch in Bezug auf Wasserbauten geschah in diesen Jahren theils durch die Regierung, theils durch Private Manches. So wurde 1793 der Bacser Canal zur Verbindung zwischen der

Donau und Theiß begonnen, 1801 vollendet und im Mai 1802 dem öffentlichen Verkehr übergeben; er war 14½ Meile lang, 10 Klafter breit und 6 Schuh tief. Seine Anlage kostete 3 Millionen und er wurde dem Kaiser zu Ehren „Franzenscanal" genannt. Auch der Karasica-Entwässerungs-Canal wurde 1793 vom Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen und seiner Gemalin, der Erzherzogin Christine, zu bauen begonnen. Der Wiener-Neustädter Canal, gebaut, um Kohle und Holz billiger nach Wien zu liefern, wurde 1797 unternommen und 1803 vollendet. Die weitere Ausführung desselben nach Triest scheiterte an Schwierigkeiten, welche die Natur legte. Ferner ward 1799 ein Canal zur Vereinigung der Donau und Mur begonnen, im selben Jahre die Sau von Sissek bis Agram zu räumen, die March zu reguliren versucht, bei welcher Gelegenheit 10 Geviertmeilen Landes zwischen Hohenstadt und Theben gewonnen wurden.

Dies würde ohne Zweifel günstig auf die heimische Industrie, welche zu heben vorzüglich in der Absicht der Regierung lag, eingewirkt haben, wenn ihr nicht andere Maßregeln wieder Fesseln gelegt hätten. Wenn schon das Prohibitivsystem und die Zwischenzollschranken ihr Bedenkliches hatten, so war die Wiedereinführung des unter Leopold abgeschafften Commercialwaarenstempels, wodurch der Schleichhandel vermieden werden sollte, eine noch weniger zum Ziele führende Maßregel. Dagegen wurde schon 1792 zur Beaufsichtigung des ganzen industriellen und commerciellen Lebens die Ausarbeitung eines Commercial- und Manufacturschemas befohlen, wodurch die obersten Behörden Einsicht in alle Zweige erhalten sollten, um hilfreich den Handel und die Industrie unterstützen oder Hindernisse wegräumen zu können. In Folge dieser Einsicht wurden durch Preise und Privilegien neue Versuche hervorgerufen und hiedurch die

Mannigfaltigkeit der industriellen Productivität erhöht. Freilich ward auch hier nichts Durchgreifendes zu Stande gebracht und durch den Krieg die heimische Industrie noch tiefer gedrückt; allein es ließ sich unter den erwähnten Umständen eben nicht mehr und nichts Nachhaltigeres thun.

Mehr geschah für die Landwirthschaft, für welche der Kaiser eine besondere Vorliebe hatte. Nicht blos durch Bildung von Vereinen und Errichtung von Anstalten, wie der Szarvaser landwirthschaftlichen Schule 1794, des 1797 zu Keßthely gestifteten Georgicon, des ökonomischen Instituts zu Kruman ꝛc., sondern auch durch Ermunterung, Preise und Gesetze beförderte man die Landwirthschaft. So wurde namentlich, um das in der Cultur weit zurückgebliebene Galizien zu heben, angeordnet, daß jeder Unterthan, der 200 Obstbäume gepflanzt und bis zum Fruchttragen gebracht hätte, ferner jeder, der 50—100 Bienenstöcke hielte, einen Preis bekommen sollte. Für die Forstcultur wurde durch die Organisation neuer Forstämter und Aufstellung eines Waldaufsichtspersonals mächtig gesorgt. Die Leibeigenschaft, dieses größte Hemmniß der Bodencultur, wurde 1799 auch in Galizien aufgehoben. Um dem Landwirthe und den Gewerbetreibenden leichter Geld zu verschaffen, regelte Kaiser Franz mit Patent vom 18. October 1792 die Art, wie die unter der Verwaltung des Staates stehenden Capitalien der Kirchen, Stiftungen, Bruderschaften, des Religions- und Studienfonds, so wie die Waisen- und Fideicommiß-Capitalien wieder bei Privatpersonen angelegt werden könnten.

Für das leibliche Wohl seiner Unterthanen sorgte der Kaiser durch die Verordnung vom 31. August 1793, daß in allen Landstädten Wundärzte anzustellen, daß diese graduirt seien, daß überall zweckmäßige Todtenkammern eingerichtet und die Todtenbeschau gehörig vorgenommen werde. Massenhaft ent-

ſtanden unter ſeiner Regierung Kranken- und Siechenhäuſer, ſo 1796 zu Krumau, 1797 zu Skalic, 1798 zu Peſt, 1799 zu Marburg, 1801 zu Tabor, zu Baden, 1802 zu Troppau u. ſ. f.; ferner Bäder, worunter vor Allem das 1799 nächſt der Taborbrücke zu Wien errichtete unentgeltliche Donaubad für die ärmere Bevölkerung der Hauptſtadt wichtig wurde; ebenſo Verſorgungs-Inſtitute für Witwen und Waiſen, Verpflegs-Inſtitute für dienſtuntauglich gewordene Arbeiter, Vereine zur Unterſtützung von Kranken oder Armen, Aushilfs-Caſſen in Unglücksfällen, endlich Aſſecuranzen für Feuerſchäden, Verſatzämter, um den armen Geldbedürftigen nicht in die Hände von Wucherern fallen zu laſſen, Leihämter, Verſorgungsanſtalten u. dgl.

So traurig demnach die Zeiten waren, wurde doch nichts verabſäumt, um das materielle Wohl der Unterthanen ſo viel als möglich zu befördern.

36.

Rechtspflege — Kirche und Schule.

Auf die Rechtspflege wurde von Kaiſer Franz ein Hauptaugenmerk gerichtet. Er hatte ſelbſt umfaſſende Studien gemacht und kannte als tüchtiger Juriſt vom Fache alle Theile der ſo verſchiedenartigen Geſetzgebungen ſeines weiten Reiches. Daß es ihm demnach vor allem anderen darum zu thun ſein mußte, namentlich die Juſtizreformen, die ſchon von den Zeiten der Kaiſerin Maria Thereſia her datirten, zu einem gedeihlichen Ende zu bringen, war natürlich.

Unter Kaiſer Leopold II. war eine eigene „Hof-Commiſſion in Geſetzſachen" errichtet worden, um einen Entwurf zum allgemeinen bürgerlichen Geſetzbuche zu verfaſſen; allein das Syſtem,

welches dieser Kaiser einschlug, konnte zu keinem gedeihlichen Erfolge führen. Sein Entschluß war gewesen, die Justiz-Verfassung mit dem Beirathe der Landstände zu reformiren, und als er starb, war nicht einmal die Frage beantwortet: welche politische Tendenzen man bei der Justiz-Gesetzgebung verfolgen müsse. So lange aber dies nicht entschieden war, baute man, wenn auch in Hinsicht auf Sprache, Ordnung und einzelne Bestimmungen das höchste geleistet wurde, dennoch ohne dauerhafte Grundlagen.

Wenn trotzdem 1794 der I., 1795 und 1796 der II. und III. Theil unseres vorzüglichen Gesetzbuches vollendet wurden, so beweist dies eine seltene Kraft und außerordentliche Tüchtigkeit. Die Prüfung dieses Entwurfes wurde Provinzialversammlungen übertragen, die aus Landständen und Beamten aller Branchen zusammengesetzt waren; es wurden die Lehrkörper aller Facultäten zur Beurtheilung aufgefordet und in Galizien dieser Entwurf als „galizisches Gesetzbuch" probeweise eingeführt.

Auch nach anderer Richtung geschah für die Rechtspflege viel. So ward 1792 in Oberösterreich ein Grundbuchspatent, 1794 in Böhmen das, durch seinen Umfang, seine Genauigkeit und seine Detailnachweisungen berühmte Landtafelpatent, in Galizien endlich 1796 und 1797 außer dem bürgerlichen Gesetzbuche noch ein Strafgesetz, eine Gerichtsordnung, das Taxpatent und die Wechselordnung eingeführt, wodurch dieser Theil des ehemaligen Königreiches Polen aus alten verwirrten Zuständen plötzlich in geordnete Rechtskreise übertrat.

Dagegen wurde nach einer anderen Seite hin die geistige Entwicklung der österreichischen Staatsbürger nicht in gleicher Weise gefördert. Daran trugen nun freilich die kriegerischen

Zeiten und jene Verhältnisse, welche sie ins Leben gerufen hatten, die Hauptschuld. „Unter Waffenlärm schweigen die Wissenschaften", ist ein altes Sprichwort. Wer hätte damals, als im fernen Westen der Krieg tobte und seine verderbenbringenden Folgen in Oesterreich immer fühlbarer wurden, an Kunst und Wissenschaft gedacht? Als alles nach dem Degen und dem Gewehre griff, als die Hörsäle und Schulen leer waren, weil Schüler und Lehrer in den Reihen der Krieger standen, wer hätte damals Lust gehabt, in das Reich der Gelehrsamkeit sich zu versenken? Wie hätte der einsame Denker im stillen Kämmerlein Muße und Lust gehabt, seine Stunden den tiefsten Forschungen zuzuwenden, wenn draußen Kanonendonner die Luft erbeben machte und Hunderttausende singend und jubelnd in den Kampf zogen, in den heiligen, der für Kaiser und Vaterland geführt wurde?

Aber auch andere Umstände lassen das Haupthinderniß der geistigen Entwicklung, nämlich die strengere Ueberwachung der Presse, begreiflich finden. Viele von den in Frankreich durch die Nationalversammlung gegebenen Rechte waren in Oesterreich von Kaiser Joseph eingeführt und damals von den Völkern mit Murren und Unwillen empfangen worden, so daß sie unter Leopold wieder abgeschafft werden mußten. Man hatte also kaum die Unterthanen beruhigt, als man fürchten mußte, daß jetzt neuerdings dieselben aufgeregt würden, um so mehr, als noch eine starke Partei an den liberalen Ideen Joseph's festhielt. Die Hebenstreit'sche und Martinovicz'sche Verschwörung, so wenig sie an und für sich bedeuten mochten, gaben doch von der Möglichkeit Kunde, einige exaltirte Köpfe für die blutige Freiheit Frankreichs zu begeistern. Auch war es kein Wunder, daß man das Eindringen von Freiheitsgelüsten abhalten wollte, das zum Königsmorde führte. Aus allen diesen Beweggründen wird es

denn erklärlich, wie die Regierung des Kaisers Franz immer weiter ging in dem Bestreben, die Censur zu verschärfen und sie schließlich aus den Händen der Professoren in jene der Polizei zu übertragen, den Zeitungsstempel einzuführen und dadurch diesen ohnehin fast brachliegenden Zweig der Literatur noch mehr zu beschränken u. dgl.

Zugleich glaubte aber Kaiser Franz auf Erhaltung und Wiederherstellung der Religiosität um so mehr bedacht sein zu müssen, als ja der Umsturz aller religiösen Verhältnisse in Frankreich eine Barbarei, Entsittlichung und Verwilderung hervorgerufen hatte, die entsetzlich war. Auch in Oesterreich schien durch die Reformen Kaiser Joseph's und die Klosteraufhebungen der Glaube gelockert und dem Atheismus Thür und Thor geöffnet zu sein. Es mußte daher die Stellung der Geistlichkeit gebessert, ihr Ansehen gehoben und die Unzufriedenheit des Clerus so viel als möglich beseitigt werden.

Zwar hatte schon Kaiser Leopold manche Josephinische Einrichtung beseitigt, allein Kaiser Franz that noch mehr, um einen Stand wieder zu heben, von dem er sich die beste Einwirkung auf den Glauben und die Moral des Volkes versprach. Er hebt den Pflichteifer des Säcularclerus dadurch, daß er für die zur Seelsorge untauglich gewordenen Priester Sorge trägt. Um den wiederholten Beschwerden der Bischöfe über den Mangel und Verfall des Clerus abzuhelfen, befiehlt ein Decret von 6. Mai 1799, wie die Stifter und Klöster zum Besten des Staates benutzt und wie sie zur Heranbildung von Geistlichen herbeigezogen, ja, wie sie überhaupt auf eine ihrer ursprünglichen Bestimmung mehr angemessene Verfassung und Ordnung zurückgeführt werden könnten. Dies führte hierauf zu der im April 1802 erfolgten Regulirung der Säcular- und Regular-Geist-

lichkeit und der Studienanstalten. Er befreite alle Domcapitel, Pfründen und Bisthümer von der Religionsfondsteuer, ja er nahm sogar den Magistraten die bisherige Gerichtsbarkeit über den gesammten unadeligen katholischen Clerus ab, übertrug dieselbe an die Landrechte und regelte die Zahlung bezüglich der Patronatsangelegenheiten.

Dennoch konnte sich Kaiser Franz nicht entschließen, in allen Dingen von den durch Joseph II. angebahnten, vielfach heilsamen Reformen abzuweichen. Er bewies dies sogleich durch die Aufrechthaltung der Gottesdienst-Ordnung, gegen welche vielfach geeifert ward. Es durften keine neuen Andachten und Bittgänge eingeführt und überhaupt von den Consistorien die weltlichen Behörden und Landesstellen nicht umgangen werden. Auch hielt der Kaiser trotz seines Wunsches, die katholische Religion in seinen Staaten verbreitet zu sehen, an den Grundsätzen der Toleranz fest, indem er nicht blos den Protestanten große Gnaden bezeigte, sondern im Judenpatente für Böhmen vom 11. October 1797 auch diese Religionsgenossen bald mit den übrigen in bürgerlichen und religiösen Rechten möglichst gleichzustellen suchte. Auch liebte er es nicht, wenn sich die Geistlichkeit in Staatssachen mischte. „Ihm sei", sprach er, „jener Geistliche der liebste, der sich am wenigsten um Politik kümmere". Diese Abneigung war namentlich wichtig für Ungarn, wo die Geistlichkeit gesetzlich als erster Stand anerkannt war, wo sie durch ihren Reichthum großen Einfluß hatte und auf dem Landtage bei der Ständetafel durch Deputirte, an der Magnatentafel durch die Bischöfe vertreten war. Jetzt trat sie allmälig vom politischen Schauplatze zurück, aber machte dadurch leider in den Comitaten einem anderen Elemente Platz, das später große Verwirrung hervorrufen sollte: dem kleinen, gering oder gar nicht begüterten Landadel.

Als ein zweites Mittel, den revolutionären Geist zu bannen, sollte die Regelung der Volksbildung dienen. Manche Klagen hatten sich gegen die Josephinischen und Leopoldinischen Schulreformen erhoben und Kaiser Franz forderte deshalb vom Kanzler Heinrich Franz Grafen von Rottenhann ein Gutachten über die neue Organisirung ab. Dieser Mann, wissenschaftlich gebildet und durch das Vertrauen Joseph's II. rasch im Staatsdienste befördert, galt gleichwohl als Gegner dieses Kaisers in Fragen des Unterrichts und Cultus, weil er die getroffenen Reformen als zu weit gehend und überstürzt bezeichnete. Er sprach sich in seinem Gutachten gegen jede Autonomie des Lehrerstandes aus und wollte selbst in didaktisch-pädagogischen Fragen die Entscheidung ausschließlich der Regierung vorbehalten wissen, indem „über die kluge Ausspendung der Reichthümer des Geistes eben so, wie über jeden anderen Genuß des gesellschaftlichen Lebens eine Art Staatspolizei walten müsse". Er stellte deshalb den Grundsatz auf, daß in den Volksschulen „die arbeitenden Volksclassen zu recht herzlich guten, lenksamen und geschäftigen Menschen gemacht" werden müßten und demnach das Landschulwesen in „seine gehörigen Schranken" zurückzuführen sei. Bezüglich der Mittel- und höheren Schulen meinte er, „daß selbst die leitende Menschenclasse nicht mit Kenntnissen luxuriren solle, da eine schiefe Gelehrsamkeit gefährlich in Anwendung auf das gemeine Leben ist und wahre Gründlichkeit doch nur das Los weniger Menschen sein kann".

Nach diesem Gutachten wurde 1795 eine eigene Studienrevisions-Hof-Commission ins Leben gerufen, in deren Schoß übrigens bald ein heftiger Kampf über die Frage entbrannte: ob den durch Erziehung und Umstände zu untergeordneten Stellungen bestimmten Menschen ein höherer wissenschaftlicher Unterricht gefährlich sei? oder ob, wie besonders

Sonnenfels behauptete, der Staat möglichst viele Mittel zur Erweiterung menschlicher Kenntnisse bereit halten und das Maß des Gebrauchs jedem anheim geben solle? Der Kampf ward übrigens schließlich fallen gelassen, weil man überhaupt zu einer Organisirung schreiten mußte, die aber erst 1805 erfolgte. Daß übrigens die Rottenhann'schen Ideen nicht geeignet waren, das wissenschaftliche Leben in Oesterreich zu kräftigen, braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden.

37.

Die Armee — Aeußere Politik — Familiennachrichten.

Es hätte wohl Niemanden Wunder nehmen können, wenn sich in einer Zeit, wo nur Kampf das Losungswort war, die Hauptsorge des Monarchen vorzugsweise jener Kraft zugewendet hätte, die zunächst geeignet schien, das Reich nach außen hin groß und mächtig zu machen oder mindestens die Vertheidigung des Vaterlandes zu übernehmen. Allein obgleich in Bezug auf die Armee so manches Bedeutende geschah oder vorbereitet wurde, so rüttelte man doch niemals an der eigentlichen Stellung des Heeres zum Staate, und auch das Heer selbst, obwol es namentlich in diesen Tagen seine Wichtigkeit fühlte, verlangte nie eine privilegirte Stellung, forderte nie, der bürgerlichen Gesellschaft als eigene Kaste gegenüber zu stehen. Es war dies um so anerkennenswerther, als gewöhnlich eine lange Dienstzeit den Soldaten allmälig von seinem Volke trennt und als in Oesterreich sogar lebenslängliche Dienstzeit herrschte. Dennoch fühlte sich jeder Einzelne so unmittelbar aus dem Volke, dem er angehörte, herausgewachsen und durch tausend Bande an dasselbe geknüpft, die Officiere waren so bürgerfreundlich gesinnt, daß

die österreichische Armee stets ein Heer des Landes genannt werden konnte und niemals ein eigentliches Cabinetsheer bildete. Schon die mannigfachen Nationalitäten, aus denen es zusammengesetzt war, verhinderten eine Ausschließlichkeit, wie sie etwa in Preußen sich herausstellte. Ein wesentlicher Theil der Wehrkraft Oesterreichs bestand von jeher in der Miliz, ja im Landsturm, und es war somit das Heer in lebenskräftiger Weise mit dem Volke in steter Verbindung.

Wo Noth am Mann war, zeigten sich auch sämmtliche österreichische Völker bereit, ihr Leben für das Vaterland einzusetzen, und niemals sah man dies deutlicher, als in der ersten zehnjährigen Periode der französischen Kriege. Die Ungarn boten zweimal die Insurrection auf; die Tyroler, die Niederösterreicher stellten sich 1796 und 1797 allgemein unter die Waffen; in Böhmen stand 1796 die Landmiliz, in Mähren und Schlesien 1800 die Landjägercorps auf. Freicorps, wie das Wurmser'sche in seiner eigenthümlichen Tracht, das Wiener Freiwilligencorps von 1797, die im Jahre 1800 über den Aufruf des Erzherzogs Karl in Böhmen gebildete Legion, sind sprechende Beweise nicht blos der Vaterlandsliebe, sondern auch der stets freundlichen Berührung von Civil und Militär. Ja selbst jenes Institut, das am meisten dazu beitrug, dem Heere in Oesterreich einen besonderen Charakter zu geben, der Hofkriegsrath nämlich, war keine ausschließlich militärische Behörde, da die Referenten und Leiter der militärisch-politisch-ökonomischen, so wie der Justizdepartements Civilbeamte waren. Dieser Hofkriegsrath hatte seinen Sitz in Wien und seine Leitung der militärischen Angelegenheiten war nur bei einer Politik denkbar, die es blos mit der Vertheidigung zu thun hatte. Viele und nicht unberechtigte Klagen waren namentlich in den von uns geschilderten Zeiten über diese Be-

hörde laut geworden, welche den am Kriegsschauplatze thätigen Generalen Pläne und Weisungen ertheilte, die sich oft gar nicht, oft nicht in der befohlenen Weise vollziehen ließen. Eine Organisation derselben that noth und der Kaiser konnte nichts besseres thun, als 1801 den Feldmarschall Erzherzog Karl zum Präsidenten dieser obersten Militärbehörde zu machen, der nun beim wiederhergestellten Frieden daran ging, seine reichen Erfahrungen und sein Genie an diese Aufgabe zu setzen.

Nach innen aber wirkte der Hofkriegsrath schon durch seine Zusammensetzung jeder Exclusivität des Heeres entgegen, und die segensreiche Verordnung des Kaisers Franz vom 4. Mai 1802, wodurch die lebenslängliche Dienstzeit des Soldaten auf 14 Jahre herabgesetzt wurde, trug nicht wenig dazu bei, den bürgerlichen Charakter des österreichischen Militärs noch mehr zu kräftigen, da ja nun der Mann wieder zur Familie zurückkehrte und Bürger unter Bürgern wurde.

So hatte sich Oesterreich in einem nahezu zehnjährigen Kampfe mit der französischen Republik gemessen; es hatte unter den schwierigsten Verhältnissen, zuweilen verlassen von allen seinen Bundesgenossen allein und unverdrossen mit unsäglichen Opfern für das gekämpft und gestritten, was es als Pflicht erkannte. Als Leiter der auswärtigen Politik ist in der ganzen Zeit der Minister Thugut zu nennen, welcher die verschiedenartigsten Beurtheilungen in der öffentlichen Meinung erfuhr.

Fürst Kaunitz, der unter drei Herrschern das österreichische Staatsschiff gelenkt hatte und dem es gelungen war, den uralten Haß zu tilgen, der zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon herrschte, mußte noch am Abende seines Lebens den Schmerz erfahren, das Band zerreißen zu sehen, welches er zwischen Oesterreich und Frankreich geknüpft hatte. Er bat um

seine Enthebung und erhielt dieselbe am 23. August 1790 mit den Ausdrücken der größten Dankbarkeit von Seite des Kaisers, der sich seinen weitern weisen Rath vorbehielt. An seine Stelle trat Graf von Cobenzl und als dieser am 1. April wirklicher Kanzler wurde, berief der Kaiser den Baron Thugut an dessen Stelle.

Dieser war früher Gesandter in der Türkei gewesen und seine Gegner, die ihm übrigens Geist, Scharfsichtigkeit und lange diplomatische Erfahrung, so wie eine zähe ausdauernde Willenskraft nicht abzustreiten wagten, warfen ihm vor, daß er ohne Begeisterung und ohne Glauben an die sittlichen Hebel der Weltordnung, ohne Achtung und Vertrauen für die Menschen gewesen sei und daß er, in kleinen Künsten Meister, kein Verständniß für die große Lage seiner Zeit gehabt habe. Mag ihm nun allerdings sein langer Aufenthalt im Oriente und die knechtische Art, die dort herrschte, eben nicht viel Achtung vor Menschenwürde eingeflößt haben; mag er vor den übrigen Diplomaten seiner Zeit, die ja auch ihr Heil in Einfädelung von Intriguen suchten, nicht viel voraus gehabt haben: so ist es doch unbillig, ihn mit dem Maßstabe einer späteren Zeit zu messen. Wer vermochte in den Ausbrüchen der französischen Revolution, in den Strömen von Blut, die jenseits des Rheines flossen, in der Niederwerfung aller Ordnung, in dem Zertrümmern aller Dinge, die den Menschen heilig sind, etwas anderes zu gewahren, als den traurigen Umsturz aller Verhältnisse, dem jeder redliche Mann nach Kräften entgegentreten müsse? Mit welchen Mitteln hätte Thugut die rohe ungebändigte Kraft, die alles zu zerstören drohte, zähmen sollen, als dadurch, daß er, was im Wunsche der Völker Oesterreichs übrigens selbst lag, seinem kaiserlichen Herrn den Kampf bis aufs Aeußerste vorschlug!

Man wirft ihm ferner die Sucht nach Ländererwerb vor, Bestechlichkeit und alle Untugenden eines Diplomaten. Auch dieser Vorwurf dürfte zu hart sein. Daß er als Leiter der äußeren Angelegenheiten schließlich darnach trachtete, das in den Niederlanden und in Italien geschwächte Oesterreich anderwärts zu entschädigen, kann ihm doch unmöglich zum Verbrechen angerechnet werden. Die Bestechlichkeit aber, die ihm vorgeworfen wird, ist mindestens nicht erwiesen.

Sein Hauptfehler war, daß er den Krieg auch noch in einer Zeit fortzusetzen dachte, wo die Völker des Kampfes schon müde geworden waren, und daß er mit Starrheit an Principien hing, die das Land zu Grunde gerichtet haben würden. Deshalb sah man ihn gern aus dem Ministerium scheiden, als er am 8. October 1800 seinen Abschied erbat. Uebrigens fand dadurch, daß Graf Lehrbach ins Ministerium trat, kein Systemwechsel statt. —

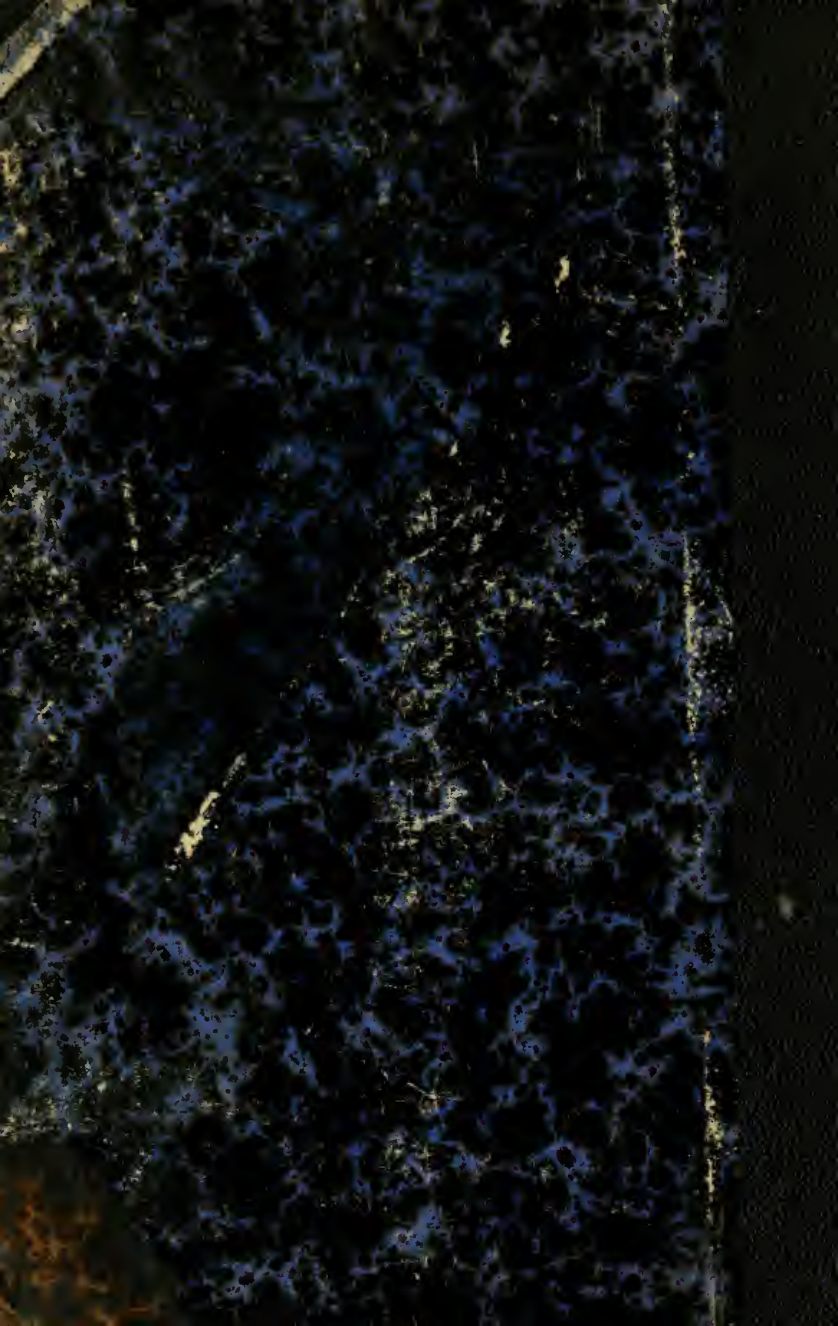
Die schweren Zeiten, welche Kaiser Franz in den ersten zehn Jahren seiner Regierung durchgemacht hatte, waren allerdings eine große Schule von Leiden. Doch konnte er den besten Trost für alles Weh in der Liebe seiner Völker finden, die um so treuer an ihm hingen, je mehr sie sahen, daß er den redlichen Willen hatte, für das Beste seiner Länder einzustehen, je mehr sie wahrnahmen, wie er mit ihnen Leiden und Freuden theilte, und je mehr sein volksthümliches Wesen, sein freundliches Benehmen, seine ruhige Häuslichkeit ihn den Herzen seiner Unterthanen näher brachte.

Aber auch in seinem Familienleben waren Freud und Leid gemischt. Zu Anfang seiner Regierung verlor er seine Mutter (am 15. Mai 1792), die ihrem Gemale, dem sie 16 Kinder geboren hatte, im Tode bald nachfolgte. Der Tod mehrerer Geschwister

und selbst mehrerer Kinder berührten ihn auf das Schmerzlichste. Seine erste vielgeliebte Gemalin Elisabeth von Württemberg war schon vor seiner Thronbesteigung, am 18. Februar 1790, gestorben. Dagegen ward ihm von seiner zweiten Gemalin Maria Theresia von Sicilien am 19. April 1793 ein Thronerbe geboren, welcher den Namen Ferdinand erhielt und der bestimmt war, einst auf seinem Haupte die Kronen Oesterreichs zu vereinen, deren Schutz und Erhaltung noch so manchen blutigen Kampf kosten sollten.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DB
81
W45

Werner, Karl
Kaiser Franz vom Antritte seiner Regierung bis nach dem Frieden von Luneville